

# NDL

## NEUE DEUTSCHE LITERATUR

MONATSSCHRIFT FÜR SCHÖNE LITERATUR UND KRITIK

HERAUSGEGEBEN VOM DEUTSCHEN SCHRIFTSTELLERVERBAND

Chefredakteur: Wolfgang Joho

Redaktionskollegium: Helmut Hauptmann, Rosemarie Heise  
Helmut Kaiser, Henryk Keisch, Klaus Marschke, Achim Roscher  
Elli Schmidt, Eva Strittmatter, Paul Wiens

Horst Müller (Sekretär)

## INHALT

Das Beispiel / <i>Wolfgang Jobo</i> . . . . .	3
Die Hochzeit von Länneken / <i>Herbert Nachbar</i> . . . . .	9
Schrellas Heimkehr / <i>Heinrich Böll</i> . . . . .	30
Gedichte / <i>Kurt Steiniger</i> . . . . .	55
Das klassische Erbe, die Dekadenz und Johannes R. Becher / <i>Georg Maurer</i> . . . . .	60
Brosemann will leben / <i>Gustav Jabs</i> . . . . .	90
David / <i>Klaus Schlesinger</i> . . . . .	105

## ERSTE VERSUCHE

Rekord an der Drahtstraße / <i>Günter Kaebne</i> . . . . .	114
Kulturrevolution / <i>Hans Koch</i> . . . . .	121
Geschichtliche Persönlichkeiten als Bühnenfiguren / <i>Hans Marnette</i> . . . . .	133

## NEUE BÜCHER

*Erhard Mehnert*: Keine Literatur für Snobs („Rotes Metall. Deutsche sozialistische Dichtung 1917–1933“), S. 138; *Hans Kaufmann*: Zeugnisse eines Dichterlebens (Louis Fürnberg, „Das Jahr des vierblättrigen Klees“), S. 141; *Klaus Hermsdorf*: Aufforderung zur Tat (Heinrich Böll, „Billard um halb Zehn“), S. 144; *Peter Gugisch*: Der Mensch in seiner Zeit (Werner Reinowski, „Der Ungeduldige“), S. 148; *Klaus Walther*: Chronik einer Arbeiterjugend (Karl Kneschke, „Vom Leben erzogen“), S. 150; *Dora Wentscher*: Ein Buch der Freundschaft (Dshu Bai-lan, „Das Lied von Hongkong“), S. 152.

## UMSCHAU

*Chiên Sy*: Literaturbrief aus der Demokratischen Republik Vietnam, S. 154; Nachruf auf Curt Corinth, S. 156; *Heinz Auerbach*: Dramatik aus dem Äther, S. 157; *Marianne Schmidt*: Kräfte sammeln!, S. 160; *Walter Grupe*: Fritz Reuter und die Germania, S. 163; *Pierre Unau*: Traven oder nicht Traven?, S. 165; *Achim Roscher*: Milch und Honig, S. 168; Glossen, Informationen u. a.



Wolfgang Jobo

## DAS BEISPIEL

Anna Seghers zum sechzigsten Geburtstag

Dies Phänomen ist, wenn auch nicht einzigartig, so doch selten in der Geschichte der Literatur: Das erste Werk der siebenundzwanzigjährigen Unbekannten birgt im Keim bereits die Merkmale künstlerischer Reife, enthält im Kern schon Wesen, Stil, Haltung, Persönlichkeit seiner Schöpferin. Hier ist das meiste von dem, was große Prosa ausmacht: Verdichtung auf Wesentliches bei plastischer Anschaulichkeit, sparsame, sorgfältige und prägnante Wahl der Worte und Bilder, eigenwillige Zeichnung von Menschen und Situationen. Es ist Prosa im besten Sinne, im Kleistschen Geiste. Und der Kleist-Preis, von einigen der Namhaftesten vor ihr errungen, wurde selten so angemessen vergeben wie für die Novelle „Aufstand der Fischer von St. Barbara“ an die bis dahin literarisch namenlose Anna Seghers.

Beispielhaft war aber nicht nur die damals rühmend hervorgehobene formale Reife, sondern etwas, von dem man weniger sprach: Diese von einer jungen Kunsthistorikerin aus bürgerlichem Hause ohne scheinrevolutionär avantgardistischen Ehrgeiz hart, unsentimental und unpathetisch im Chronistenstil erzählte Geschichte vom gescheiterten Aufstand einer Handvoll armer Fischer gegen die ausbeuterische Gesellschaft war nicht Frucht gefühlsmäßig verschwommenen Aufbegehrens, sondern unerbittlich klarer Erkenntnis. Sie enthielt im Kern das Bekenntnis zur sozialistischen Welt. Im Erstling war das Thema gegeben, von dem das Lebenswerk beherrscht sein sollte: Darstellung des Kampfes von Menschen an allen Enden der Welt, die eine verfaulte Ordnung zerschlagen, um eine neue aufzubauen.

Die Erzählung von Kampf und Niederlage einiger Menschen in einem abgelegenen Fischerdorf, vom Rande her ins Zentrum zielend, war – lange ehe das Wort durch den Titel von Wischniewskis Drama geflügelt wurde – das Beispiel einer optimistischen Tragödie. Die Fischer unterlagen, aber „über den Tisch weg sahen die Frauen in den Augen ihrer Männer ganz unten etwas Neues, Festes, Dunkles, wie der Bodensatz in ausgeleerten Gefäßen“. Um dieses Neuen, Festen und Dunklen willen, das einmal hell werden würde, war die Geschichte geschrieben, sind alle späteren geschrieben worden. In den letzten Sätzen des Romans „Der Weg durch den

Februar“, der auf einer historisch höheren Ebene vom Zusammenbruch des Aufstandes der Wiener Arbeiter im Februar 1934 berichtet, heißt es von dem eben verurteilten Willaschek: „Ruhig und unverwirrbar, wie die Allerstärksten durch das Leben gehen, ging er von der Gerichtssaaltür bis zur Haupttreppe . . . Er kennt die Seinen und die Seinen kennen ihn.“ Von den Seinen, die die ihrigen und die unsrigen waren und sind, und die sie mit Herz und Hirn kennt, schrieb Anna Seghers vom „Aufstand der Fischer von St. Barbara“ über die „Gefährten“ bis zur „Entscheidung“. Ihre Leiden, Kämpfe, Opfer, Niederlagen und damals noch fernen Siege zwangen ihr die Feder in die Hand und verliehen ihr künstlerische Kraft, wie sie ihnen durch ihr Werk Kraft zum Kampf und Sieg gab.

Von dieser Kraft, die im Bündnis mit der neuen Klasse wurzelte, muß man zuerst sprechen, will man das Phänomen der frühen Meisterschaft von Anna Seghers erklären. In solch hohem Maße künstlerisch wirksam werden konnte diese Kraft aber nur, weil schon die junge Autorin der preisgekrönten Novelle unerbittlich streng war gegen sich selbst, gegen das eigene Werk, und weil sie von Anfang an hohe Anforderung an den Beruf des Schriftstellers stellte. Solche kritisch anspruchsvolle Einstellung zum eigenen Schaffen wie zur Literatur überhaupt schützte Anna Seghers vor einer Gefahr, der frühe Meister nicht selten unterliegen, gar wenn sie öffentlich prämiert sind: sich zu überheben, zu stagnieren oder mit der linken Hand Literatur zu machen. Gewöhnt an künstlerische Selbstzucht, nicht eitel und nicht vom ersten Erfolg trunken, ging sie ihren schriftstellerischen Weg ebenso eigenwillig wie konsequent.

Von Beginn an schrieb sie nicht, um zu schreiben, sondern „um beschreibend zu verändern“. Und zu beschreiben und zu verändern war viel am Ende der zwanziger, Anfang der dreißiger Jahre, als Anna Seghers zur großen Schriftstellerin wuchs. Motor ihres Schaffens war und blieb das gesellschaftliche Gewissen, das mit dem künstlerischen Gewissen eine untrennbare Einheit bildete, das Verantwortungsbewußtsein des Schriftstellers für die Zeit, in der er lebt und die er mitgestaltet. Daher war jede ihrer Erzählungen, jeder ihrer Romane zeitnah, blieb der Epoche auf den Fersen, setzte sich mit ihren Problemen auseinander. Auf den Justizmord an Sacco und Vanzetti antwortete sie mit der Erzählung „Gang zur amerikanischen Botschaft“, den aufständischen österreichischen Arbeitern setzte sie mit dem „Weg durch den Februar“, den namenlosen antifaschistischen Kämpfern in aller Welt mit den „Gefährten“ ein Denkmal. Den aufkommenden Nazismus geißelte sie im „Kopflohn“ und zahlreichen Erzählungen. Und es entstand, im Lauf der Jahrzehnte, zusammengesetzt aus Romanen und Erzählungen, eine fast lückenlose Geschichte der deutschen Tragödie, des deutschen Verbrechens und des deutschen Sieges in einem Teil der Heimat. Die großen



Stationen dieses Werks kennen wir alle: „Rettung“, „Das siebte Kreuz“, „Die Toten bleiben jung“, „Der Mann und sein Name“, „Die Rückkehr“, „Die Entscheidung“ ...

Es wurde hier für die neue deutsche sozialistische Literatur ein Beispiel gegeben nicht durch die Thematik allein, sondern durch die Art und Weise, wie diese Thematik künstlerisch umgesetzt wurde. Im Werk von Anna Seghers ist, vom umfangreichen Roman bis zur scheinbar beiläufigen kleinen Erzählung, der oft zitierte und von manchen für unüberbrückbar gehaltene Gegensatz von wirksamer Stellungnahme zum politischen Geschehen auf der einen und literarischer Meisterschaft auf der anderen Seite aufgehoben. Die wesentlichen gesellschaftlichen Fragen der Epoche sind mit den spezifischen Mitteln epischer Kunst gestellt, Dokument und Dichtung zu einer Einheit verschmolzen, ohne daß die dokumentarische Aussage geschwächt und verschleiert oder das literarische Werk mit der Hypothek kunstfremder Elemente belastet wird. „Ein Roman hat nichts mit einem Leitartikel zu tun. Er macht Handlungen und Regungen von Menschen unter verschiedenen gesellschaftlichen Zuständen bewußt, oft unbeachtete und unbeabsichtigte Handlungen, oft geheime und verkapselte Regungen.“ So drückte es Anna Seghers einmal aus. Ihr Werk sagt es eindeutig und überzeugend.

Mit ausschließlich künstlerischen Mitteln das Richtige, Wichtige und Wesentliche, die gesellschaftliche Wahrheit über die Epoche also, so auszusagen, daß es auf Herz und Hirn des Lesers die beabsichtigte Wirkung übt – auf welche Weise gelingt es Anna Seghers, diese Forderung an den Schriftsteller beispielhaft zu erfüllen? Die neben der ideologischen Klarheit wesentliche Voraussetzung zur Bewältigung solcher Aufgabe nennt Anna Seghers einmal selbst in einem ihrer seltenen, fast widerwillig gegebenen Kommentare zur eigenen schriftstellerischen Leistung: „Ein paar Seiten erzählten Lebens nach vielen heißen Jahren gelebten Lebens“ nennt sie das Buch „Gefährten“ in einem Wort zur Neuauflage. Dies ist das „Geheimnis“: Aus der Fülle gelebten Lebens ist ihr literarisches Werk gleichsam destilliert; es ist Verdichtung hundertfältiger Erfahrung. Es wirkt echt, überzeugend, wesentlich, weil hinter jedem geschriebenen Satz tausend gelebte stehen, weil der Leser spürt, daß die Autorin, die hundertmal mehr weiß als sie verrät, aus der Fülle der Lebens- und Menschenkenntnis schöpft. Von den Gestalten des Romans „Die Entscheidung“ sagte Anna Seghers einmal sehr bezeichnend: „Ich weiß über die einzelnen Personen viel mehr.“ Das könnte von den Gestalten all ihrer Bücher gesagt sein. Solches Wissen wurde nicht am Schreibtisch erworben; es kommt „aus vielen heißen Jahren gelebten Lebens“. Wobei eine Schriftstellerin wie Anna Seghers etwas nicht körperlich miterlebt haben muß, um es wahrheitsgemäß und echt gestalten zu können: Mitunter genügen Berichte, Zeitungsnotizen, scheinbar dürftige und beiläufige

Angaben, um sie ins Bild zu setzen und ihre künstlerische Phantasie in Gang zu bringen, denn sie hat das Bild der Epoche in sich.

Im Bilde zu sein – und dadurch den Leser ins Bild setzen zu können –, das gilt für Anna Seghers in einem räumlich wie geistig umfassenderen Sinne als für die meisten unserer zeitgenössischen Schriftsteller. Das befähigt sie, mit ihrem Werk weit über den nationalen Rahmen hinaus wirken, ein Stück Weltliteratur im wörtlichen Sinne schaffen zu können: Sie besitzt Weltweite, sie ist in der Welt zu Hause, in Haiti so gut wie in China, in Mexiko wie in Frankreich, in Amerika wie in der Sowjetunion. Das geht in jedes ihrer Bücher ein, gleich welche Thematik, welchen Handlungsort es hat. Das hebt es über jene Enge, jenen Provinzialismus hinaus, der so vielen unserer literarischen Zeugnisse noch anhaftet.

Ein anderes kommt hinzu, was das Schaffen von Anna Seghers beispielhaft macht: Wie sehr selten in unserer Gegenwartsliteratur ist in ihrem gesamten Werk das persönliche Erlebnis objektiviert. Man wird, welches Buch, welche Erzählung man auch daraufhin prüft, unter den zahlreichen Gestalten nicht eine einzige finden, in der Anna Seghers sich selbst porträtiert, auf sich auch nur anspielt, ebenso wenig wie irgendeine Gestalt mit einer bestimmten in der Wirklichkeit existierenden identifiziert werden kann. Selbst da, wo sie eine ganze Fülle persönlicher Erlebnisse verarbeitet – in „Transit“ etwa oder in der Novelle „Ausflug der toten Mädchen“ –, ist alles objektiviert, d. h. aus der Sphäre des Zufälligen in die höhere des Typischen, Gültigen erhoben. Nirgendwo drängt sie sich, getarnt in Maske und Gewandung einer Romanfigur, vor, um ihre Meinung zu sagen. Sie läßt vielmehr, höchste Erzählerkunst, die Menschen und die Ereignisse sprechen. Sie selbst erscheint „nur“ als Chronist. Die Person der Schöpferin, abhold jeder lehrhaften Aufdringlichkeit wie jeglicher Art von Eitelkeit, tritt hinter die Sache zurück.

Der chronikartige Charakter vieler ihrer Romane und vor allem Erzählungen – dies ist der ganz spezifische Ausdruck solcher Objektivierung eigenen Erlebens. Man lese unter diesem Aspekt etwa den Anfang des „Siebten Kreuzes“ oder des Romans „Der Weg durch den Februar“. Man beachte die bezeichnende Unterzeile „Nach ungarischen Begebenheiten“ in der Erzählung „Brot und Salz“ oder die häufig zu Beginn einer Erzählung wiederkehrenden Sätze „Wie man mir erzählt hat“ oder „Es wurde berichtet“.

Ein weiteres „Geheimnis“, das Anna Seghers befähigt, die Fragen der Zeit auf echte und eigene Weise in Literatur umzusetzen: Sie vermeidet bei der Wahl der Handlungen wie – insbesondere – der Personen sehr bewußt die direkte Aussage zu dem angesprochenen Problem, zu dem Anliegen, das sie beschäftigt. Fast immer stößt sie vom scheinbar Persönlichen, Privaten, oft sogar von dem auf den ersten Blick Abseitigen zum Kern vor. Sie



arbeitet nicht vordergründig. Sie wählt bei aller Parteilichkeit zu Gestalten ihrer Bücher weder eindeutige Helden noch eindeutige Schurken, mit denen es der Leser leicht hat und der Autor es sich leicht machen kann. Weil sie vom Leben und nicht von der Idee her konzipiert – wobei natürlich die Idee als ordnendes Prinzip waltet und sichtbar wird –, vermeidet sie jeden Schematismus, jede Konstruktion von Figuren und Handlungen, denen der kritische Leser anmerkt, daß sie eigens vom Autor geschaffen worden sind, um etwas zu beweisen. Sie liebt und bevorzugt die schwierigen Menschen in ihren Büchern – man denke nur, unter vielen, an den Bentsch in „Die Rettung“. Sie tut es freilich nicht etwa aus Freude am Schwierigen, gar am krampfhaft Originellen, sondern um den Prozeß der Überwindung der mannigfachen Schwierigkeiten möglichst anschaulich zeigen zu können. „Ich habe Lohse gern, weil er es nicht leicht hat“, sagte sie in einem Interview über den Roman „Die Entscheidung“. Sie lehnt es ab, den Leser billig abzuspeisen, ihm gleichsam alles vorzudenken. Mit größtem Ernst um die Sache bemüht und darum allen bequemen Scheinlösungen abgeneigt, verlangt sie vom Leser harte Mitarbeit, Bundesgenossenschaft im Kampf um das gemeinsame Anliegen: „Der Autor und der Leser sind im Bunde. Sie versuchen zusammen auf die Wahrheit zu kommen.“

Ein letztes „Geheimnis“ der epischen Kunst von Anna Seghers, beispielhaft wiederum für unsere Literatur von heute und morgen, ist die Fähigkeit der Verdichtung. Ausgestattet mit Kenntnis des Lebens und klarem politischem Bewußtsein, gewinnt sie aus dem gewaltigen Rohstoff des Lebens einen Satz, ein Kapitel, ein Buch, die runde und dichte Gestalt eines Menschen, so wie aus Tonnen Erz das eine Gramm Radium, strahlender und wirksamer Stoff, gewonnen wird.

Die Meisterschaft der Verdichtung im Werk von Anna Seghers, die Raffung, die mitunter bis zur Kargheit geht, ist ohne Beispiel in unserer epischen Gegenwartsliteratur. Bereits im „Aufstand der Fischer von St. Barbara“ deutlich erkennbar, wurde sie von Buch zu Buch mehr zum eigentlichen Stilelement von Anna Seghers. Sie manifestiert sich mustergültig in der frühen Novelle „Die Bauern von Hruschowo“, wo auf wenigen Seiten die Entwicklung von drei Generationen klar, dichterisch und anschaulich dargestellt wird. Sie triumphiert – hier zuweilen freilich bis an die Grenze der unmittelbaren Anschaulichkeit getrieben – in „Der Mann und sein Name“, wo die Geschehnisse von fünf Jahren und in „Die vierzig Jahre der Margarete Wolf“, wo gar die Schicksale von vier Jahrzehnten in engen Rahmen gepreßt sind. Sie erreicht den Höhepunkt in der Erzählung „Brot und Salz“. Hier wird alles auf den kürzesten Namen gebracht und zugleich dem Leser ein Höchstmaß an Mitarbeit abverlangt im Sinne der Forderung der Autorin, im Bunde mit dem Leser auf die Wahrheit zu kommen.

Auf die Wahrheit zu kommen – darum ging es Anna Seghers in ihrem Werk vom ersten Schriftzug an, dem bleibt alles untergeordnet, auch die Person der Dichterin, die nie Aufhebens von sich macht und nicht will, daß andere es um sie machen. Deshalb sei auch aus diesem besonderen Anlaß ihres sechzigsten Geburtstages nicht davon die Rede. Es ist aus einem anderen Grunde nicht nötig: Scheinbar paradox wird Anna Seghers für uns alle, die wir sie lieben und verehren und für die sie ein Beispiel ist, aus jedem Satz, den wir von ihr lesen, sichtbar, obwohl sie mit keinem von sich spricht. Wir spüren hinter den Gestalten und Geschehnissen, deren Chronistin sie ist, alles, was ihr unverwechselbares Wesen ausmacht: ihre Hintergründigkeit und ihr Herz, ihre hinter Ernst verborgene Schalkhaftigkeit und zuweilen Piffigkeit, ihre Unbestechlichkeit und ihre Klugheit, ihre scheinbare Zerstreutheit und wirkliche Gegenwärtigkeit, sobald es um die wesentlichen Fragen unserer Welt geht. Wir spüren und kennen ihre Liebe zu unserer Epoche und zu ihren Menschen, von denen sie einer der besten ist.



## DIE HOCHZEIT VON LÄNNEKEN

*Zwei alte Leute finden sich überraschend in der Nacht. Nur der König geht unwissend nach Hause.*

Der Admiral sitzt an seinem Fenster und wartet. Von Zeit zu Zeit nimmt er die Taschenlampe, beleuchtet das Zifferblatt der Uhr an der Wand. Und er tippt dann mit der Stiefelspitze ungeduldig auf den Boden. Die Zeit kriecht. Zum Träumen ist heut keine Zeit. Es sollen endlich Taten sein. Ein Mensch muß zu den Taten kommen, wenn die Träume ohne Tat schal werden. Auch Träume wollen eine Erfüllung. Und der Mensch hat seine Arme, er hat den Kopf nicht nur zum Träumen, er hat ihn auch zum Nachdenken über diese Zeit, in der das Unterste nach oben gekehrt wird, in der die Hungerleider Macht Worte sprechen, in der die Tüchtigkeit des einzelnen nichts gilt. Sie soll nichts gelten. Oh! es wird zu beweisen sein, daß sie gilt – aber natürlich nicht so, wie die Hungerleider und mißratenen Söhne sich das denken mögen. Jeder hat seine Gedanken, ich, der Johannes Grabe, habe die meinen. Und es muß der Anfang einer großen Tat gemacht werden. Nichts kann an einem Tag, nichts in einer Nacht allein geschehen. Es ist ein Plan, der bis in das nächste Jahr reicht, bis in den Winter des nächsten Jahres. Wenn die Hungerleider ihre Pläne machen, dann muß man eben Pläne dagegen erfinden. Es wird manche Nacht voller schwerer Arbeit sein, voller Heimlichkeit und List. Ja, der Mensch muß zur List des Fuchses greifen, weil sein Mühen um das richtige Leben, um die richtige Art des Lebens ohne Erfolg bleiben soll, wie es die Hungerleider und mißratenen Söhne wohl möchten.

Der Admiral wartet in seiner Stube. Es soll eine Tat sein, eine Tat der Vernichtung. Eine Schlacht soll geschlagen werden. Und es steht hier ein Mann gegen die Übermacht der ganzen Produktion, gegen alles, was sie schützt. Es steht ein Mann gegen einen ganzen Staat. Aber es ist ein mutiger Mann, und es ist nur ein Staat von Hungerleidern oder solchen, die es waren. Ein Mann will sein Leben leben, nicht das Leben der andern, so muß diese Tat sein. Die Uhr tickt an der Wand. Der Admiral hört auf die Uhr, und es ist ihm unversehens, als würde dort sein Leben verkleinert von Sekunde zu Sekunde. Es versickert dort, es vergeht mit jedem Tick der Uhr. Da lauscht der Admiral. Es ist nur das Ticken da. So vergeht die Sekunde, so die Stunde, so das Leben. Aus dem Stundenglas von Freund Hein rinnt

der Sand deines Lebens. Und so die rechte Stunde ist, greift er zu. Du hast noch einen schweren Seufzer, ein Stöhnen ob all der ungelebten Stunden, all der Tatenlosigkeit deines Lebens, und dann ist es vorbei. Wo alles hinführt, ist dieser Seufzer.

Der Admiral sitzt am Fenster, starrt hinaus, horcht auf das Verrinnen der Zeit. Die Müdigkeit, die ihn ankommen will, er weist sie von sich, es darf keine Zweifel geben, soll wieder Ordnung in die Welt kommen, Ordnung in das Leben, das einst stark war und gut. Mit neuer Anspannung sieht er hinaus in die Dunkelheit. Wenn dort jetzt gleich die Antwort stünde! Dann, ja dann wäre die Müdigkeit nichts weiter als eine peinliche Sekunde, vom Vergessen gleich geschluckt. Aber es ist das Zeichen nicht dort, und das Ticken der Uhr ist im Raum.

Ja, hat es denn einen Sinn, diese Tat zu tun, eine Ordnung heraufzuholen aus der Vergangenheit – ist eines nicht so gut wie das andre? Die Zeit verrinnt, es sickert aus dem Stundenglas von Freund Hein der feine Sand, der dein Leben ist. Kann es nicht Ruhe geben, endlich, nach der vielen Zeit, die verlebt, vertan ist, aufgebraucht mit Warten und Tat, aber doch eigentlich nicht gelebt ... Was denn, nicht gelebt? Stark und gut gelebt! Nur – es sollte doch immer noch etwas kommen, da war doch noch was, da war doch noch immer ein Ruf, ein Wort, ein nicht verstandenes Wort, ein vergessenes Wort. Es gab doch noch etwas, das geholt werden mußte, es waren da doch einst Träume ... mehr als Träume ... Da war doch einst etwas ... ein Weg ... ein Ziel ... Aber nun ist das Zeichen draußen. Dieses Zeichen, das die Tat in Bewegung bringen soll. Man ist kein Träumer, ohne Kraft. Fort mit den Gedanken. Draußen bei König Pröpping leuchtet das Hoflicht auf. Und es vergeht nur noch eine kleine Weile, dann kommt der König aus dem Haus mit seinem Sohn Werner, und die beiden dort machen sich auf den Weg zur Versammlung. Sie ahnen nichts von dem Mann dort hinter der Gardine, dort drüben am grauen Fenster. Sie gehen den Weg zur Versammlung, denn heute abend soll abgestimmt werden, ob ein Lastwagen angeschafft wird oder nicht. Da darf man nicht fehlen. Es geschieht, daß der König sich umdreht zum Haus des Admirals, keine Stimme darf heute abend fehlen auf der Versammlung. Keine Stimme, die noch vom alten Schlag ist. Aber dann geht der König weiter. Das Fenster bei Johannes Grabe ist dunkel, er wird schon unterwegs sein.

Und so macht sich der Admiral auf den Weg. In der Küche sagt die Frau was von Abendbrot, und er verweilt noch einen Augenblick. Er steht an der Tür nach draußen, hat den Türgriff in der Hand, spricht mit geneigtem Kopf: „Es hat einer gewartet, hat lange genug gewartet. Aber so kann einer ja warten, so lang er will, die Frau wird nicht zeitig genug fertig. Und jetzt ist Zeit zu gehen. Denn es ist heut Versammlung.“



Dann geht er hinaus, nimmt den Weg zum Versammlungsort für eine Weile, weil es sein könnte, es beobachtet ihn einer. Er geht bis an den Wald, hört weit vor sich in der Stille die beiden Pröppings reden. Er verharrt lange Zeit, wendet sich dann, geht unterhalb des Deiches am Strand entlang, zurück zum Bootssteg. Fast ohne Geräusch steigt er in Hennings kleines Boot, leuchtet mit der Lampe nur für Sekunden. Er hißt im Dunkel die Segel, wirft die Leinen los. Der Wind faßt in Großsegel und Fock, langsam gleitet das Boot hinaus. Er richtet das Schwert, wie er es braucht. Das Wasser schwappt gefräßig ans Boot. Eine Nacht, in der die Aale schon ins Netz gehen, der Mond kommt erst weit nach Mitternacht. Schon eine der ersten Nächte, auf die sie warten. Manch einer wartet umsonst. Denn es ist noch ein Mann da, und es ist ein starker Mann, der sich nicht mit Kleinkram abgibt, nicht mit halben Sachen, wie es vielleicht der König vorhat. Nein, ich, der Johannes Grabe von Länneken, denke anders als dieser Heinrich Pröpping, den sie den König nennen, weil er Geld geerbt hat von seinem Vater und ein großer Gauner ist.

Als der Admiral weit genug von Land weg ist, da wirft er den kleinen Außenbordmotor an, dieses Ding, über das er immer die Nase gerümpft hat, sobald Henning damit gefahren ist, sonntags und an freien Tagen. Aber hier ist Eile notwendig, denn es sind nicht wenig Reusen, die heute bearbeitet sein wollen.

Heute der erste Schwung, morgen der zweite, dann der dritte – und es wird keine Reuse mehr geben, die noch fischt. Es werden sich die Hungerleider umsehen, wenn ihnen die Produktion nichts mehr gibt als vielleicht Schulden. Es wird diese Tat auslöschen die Liebe der Hungerleider zu ihrer Produktion. Sie werden die Liebe verlieren. Und so werden sie von der Produktion abrücken, werden zurückkehren zu dem, was ihnen gebührt. Und der Admiral wird mit dieser einen Tat, mit diesen dunklen und listigen Nächten die Produktion vernichten, wie er es im Rausch angedeutet hat, anläßlich einer Versöhnung. Kein Mann ist so stark, daß er ohne einen Freund sein kann. Es muß der Rücken gedeckt sein, es muß der Nachschub gesichert sein, so ein General eine Schlacht mit Sieg überstehen will. Die Umsicht ist es, die einen ganzen Menschen auszeichnet.

Dann ist die erste Reuse erreicht. Es ist eine von den eigenen. Die eigenen Reusen dürfen wohl nicht ausgelassen werden. Viel Geld wird verlustig gehen, viel Geld. Doch es soll keiner sagen können, der Admiral fische allein gut und reichlich weiter. Keiner soll merken, wie die Produktion eine eingeschlossene Festung ist, in Schach gehalten wird von einem Mann, ausgehungert schließlich die weiße Flagge hißt.

Johannes Grabe fährt ein Stück am Reusenwehr entlang, macht das Boot für einen Augenblick an einem der Pfähle fest. Dann nimmt er einen von

den vorbereiteten Haken aus starkem Draht, langt damit ins Wasser. Er beugt sich weit vor, faßt mit dem Haken unter die Kette, zieht sie ein wenig nach oben, löst sie vom Grund, hakt das obere Ende des Drahts ins Netz. Er hat die Arme bis zu den Schultern im Wasser, es dringt bis an die Haut, näßt die Brust. Aber was macht das? Unsichtbar wird der Draht im Netz hängen, wird die Kette vom Boden halten. Und der Aal, der hier das Wehr passieren kann, dieser Aal läuft nicht in die Reuse. Es wird sein, als ob die Aale gestorben wären. Es wird sein, als ob es nur noch wenig Aale gibt. Es wird so sein, daß die Produktion aufhören kann zu bestehen.

Der Admiral fährt von Reuse zu Reuse. Er rechnet mit der Dunkelheit, die um ihn ist. Der Wind treibt sein Boot, der Motor überwindet den Wind, wenn es nötig wird. Drei listige Nächte liegen vor dir, Admiral. Drei Nächte, dann ist die Produktion um viele Zentner Fische ärmer. Und du rechnest, es muß im Frühjahr so gemacht werden, du rechnest, es muß im nächsten Herbst noch einmal geschehen. Rechtzeitig angebracht, rechtzeitig wieder entfernt, so rechnest du, können ein paar Meter Draht die Produktion aushungern wie eine Festung. Du arbeitest mit Umsicht und Tüchtigkeit. Du schonst dich nicht. Du segelst mit abgestelltem Motor nach Hause, segelst auf Länneken zu. Und könnte man deine Fährte verfolgen, so hast du einen weiten Bogen geschlagen. Du hast eine ganze Anzahl Reusen besucht. Reusen hast du besucht, Johannes Grabe, und es waren nicht nur deine eigenen. Du hast auch fremde Reusen besucht, Johannes Grabe. Gewiß, du hast sie nicht ausgenommen, nicht gelüftet in der Nacht, du kannst von dir aus sagen, du bist kein Dieb. Du kannst sagen, das tut kein Reusener: geht an andre, fremde Reusen. Aber für einen Augenblick hast du doch gezögert. Es ist etwas Heftiges in dir aufgestiegen, als du an die erste Reuse kamst. Die gehörte König Pröpping. Und als du den Haken einschlugst in diese fremde Reuse, da hast du dich umgesehen, als stände einer hinter dir, als sähe dir einer über die Schulter bei deinem Tun. Es ist dann Ärger in dir aufgestiegen, für einen Atemzug, Ärger über dich selbst. Ein General, der eine Festung belagert, hat nicht zu überlegen, ob er die Festung zu nehmen überhaupt ein Recht hat. Ein General hat seine Pflicht. Ja, aber du hast dich angestrengt, diese Arbeit schnell zu vollbringen. Nicht, daß du geschludert hättest. Dazu war dir die Sache zu wichtig. Die Haken sitzen überall so, daß die meisten Aale, die über den Boden geschlängelt kommen, einen Ausweg finden. Nein, an Sorgfalt hat es nicht gefehlt. Aber einmal hast du schon daran gedacht, wie trübe die Arbeit war. Du hast den Kopf gar geschüttelt über diesen Gedanken. Es soll dich nichts anfechten bei so einem Werk. Bei Zerstörung darf einen nichts anfechten, hast du gefühlt. Und nun segelst du nach Hause. Es ist noch dunkel, nur das Blinken der Sterne ist über dir. Der Wind faßt ins Segel, du kreuzt gemächlich dagegen



auf, hast den Motor nun abgestellt. Der erste Teil dieser Arbeit liegt hinter dir. Du könntest eigentlich zufrieden sein, du müßtest dich eigentlich freuen. Seltsam: Johannes Grabe, den sie den Admiral nennen auf Länneken, der freut sich nicht auf diesem Heimweg. Er schaudert in den nassen Sachen. Und es ist von dem Eifer, der ihn angetrieben hat, nicht mehr viel geblieben. Wenn einer eine trübe Tat will, ist das ein ander Ding, als wenn er eine trübe Tat hinter sich hat. Und dies hier ist besonders seltsam: Der Admiral freut sich nicht.

Tief in Gedanken steigt er an Land. Er geht auf sein Haus zu, blickt hinüber nach der Hoflampe vom König. Die Lampe brennt noch, es ist also die Versammlung immer noch im Gange. Wäre die Lampe jetzt aus, dann wäre dies ein Zeichen, daß der König schon wieder zu Hause angelangt ist. Es wäre ein böses Zeichen, die Möglichkeit des Verrats der Tat läge dann schon auf der Hand. Doch es brennt die Lampe dort drüben. Sie streiten sich also noch auf der Versammlung, und die Uhr geht doch gewiß schon auf Mitternacht. Sie streiten sich dort, als wäre es nicht ein Streit um Kaisers Bart. Gehandelt hat ein andrer inzwischen.

Der Schreck fährt dem Admiral erst in die Glieder, als er in dem dunklen Hausflur steht. Er erschrickt in seinem eigenen Haus, denn aus der Küche kommt eine Männerstimme. Es spricht dort ein Mann, es antwortet die Frau. Und es wird einen Augenblick still in der Küche. Es ist, als lauschten sie. Dann geht die Tür auf, Anna Grabe steht dort, sieht auf den Flur hinaus.

Man steht nun im Licht, kneistet mit den Augen, weil das Licht blendet. Und da kommt man nicht einmal mehr dazu, die nasse Jacke auszuziehen.

„Johannes“, sagt Anna Grabe. „Wo du woll gesteckt hast, sagen wir gerade. Eine Maus, die huscht ins Mauseloch – ein Mann, der kommt nicht rein, ein Mann ist nicht wie Maus so groß, ein Mann ist nicht so klein.“ Und Anna Grabe lächelt auf ihre stille Art. Ja, so bleibt einem nichts übrig, als in die Küche zu gehen, mit diesem eingefrorenen Schreck in der Herzgrube da einzutreten. Na, es ist nur Heinrich Pröpping, der da sitzt. Er schaut auf den Admiral, seine Augen verengen sich für eine Sekunde. Kein Zweifel mehr, er hat gesehen, daß die Jacke naß ist.

„Diese kleinen Schwertboote taugen doch nun einmal nichts“, sagt der Admiral hastig. „Wenn das Schwert klemmt, denn kommst du auf keine Art ran, nicht von innen und auch nicht von außen. Ganz naßgekottert hat man sich.“

„Ich dachte, du wärest auf der Versammlung“, sagt Anna Grabe und bemerkt nichts.

Der König sieht nachdenklich vor sich hin. Er sagt erst nach langer Zeit, da hat der Admiral die Jacke schon ausgezogen: „Jaja, so 'n Schwertboot ... Warst woll noch inne Stadt?“

Darauf muß man nicht gleich antworten. Es will überlegt sein, wo man war. Sagt man, man war in der Stadt, dann könnte man eigentlich noch nicht wieder hier sein. Sagt man, man hätte bei einer Reuse vergessen, den Bügel dicht zu machen, es sei einem jedenfalls so gewesen, dann ist das eine gute Ausrede. Aber die ist vielleicht auch schon wieder zu gut. Es wird am besten sein, man sagt überhaupt nichts.

Und der König scheint auch nicht auf Antwort zu rechnen. Vielleicht ist er zu sehr mit eigenen Gedanken beschäftigt. Jedenfalls fragt er nicht.

Es wäre ja ein leichtes für ihn, jetzt mit Fragen zu kommen. Ein Schuljunge weiß, daß ein Klemmen des Schwerts nicht so leicht vorkommt. Und solche hastig hingesagten Ausreden taugen niemals was. Wobei aber macht man sich die Arme so naß, daß auch die Brust durchnäßt ist, das Hemd wie die Jacke, wobei wohl? Der Admiral hat eben den Schwertkasten von außen zu fassen versucht. Wie ein Segler, der zum erstenmal in einem Boot sitzt und dem da so ein Ungeschick passiert. Man darf einfach nicht daran denken, daß die Segelkünste des Admirals sprichwörtlich sind auf Länneken. Da gab es mal eine Zeit, da segelte der auf Regatten, noch gar nicht lange her, zwanzig Jahre vielleicht. Da holte der Admiral sich Preise. Einmal den ersten bei einer großen Regatta in Warnemünde. Und jetzt will er sein klemmendes Schwert von außen losbringen.

„Ach, Johannes, du bist ja naß bis auf die Haut!“ sagt Anna Grabe. „Nu zieh dir man fixing was anders auf den Leib, willst dir wohl 'n Kröcher holen ... Wenn's dem Esel zu gut geht, denn geht er aufs Eis tanzen.“ Und sie eilt auch schon, holt frisches Unterzeug aus Schrank und Lade, bringt eine Flasche Rum, schenkt den Männern ein.

Der Admiral und der König heben die Gläser, sehen sich einen Atemzug lang in die Augen, da schweift der Blick des Admirals schon ab. Hastig gießt er den Rum hinunter. Frau Anna steht dabei, die Hände über den Bauch gefaltet, und es ist eine große Zufriedenheit in ihr. Diese beiden Männer wieder vereint zu haben, das ist allein ihr Werk. Da soll sich einer wohl freuen. Kann einer merken, daß die beiden seit einem Menschenalter Feinde gewesen sind? Wirklich, niemand kann es merken. Sie sitzen beide zusammen in der Küche des einen, und es ist ein gutes Schweigen zwischen ihnen, kein böses, kein Schweigen aus einer finsternen Spannung. Nur eines aus Freundschaft und Zuneigung.

Für Anna Grabe scheint es so.

Der König sagt endlich: „Sie haben es geschafft. Der Lastwagen ist angenommen ... Wir können die Schulden tragen, die uns das Ding einbringen wird ... Ich wollt dir das bloß vermelden ...“

„Man kann einen Lastwagen kaufen, und man kann einen Lastwagen wieder verkaufen ...“



„Bild dir man bloßen nichts ein!“ sagt der König sofort.

Der Admiral schweigt.

„Das Ding wird sich vielleicht sogar rentieren ... geht in einen Pott, was er einbringt ... Neulich haben die vom Gut ausgemacht, daß sie eine Brücke bauen wollen in den nächsten sieben Jahren. Wenn die Brücke auch noch kommt, denn können sie mit dem Lastwagen bis vor die Tür fahren ... Sie haben uns bald soweit“, sagt der König.

Der Admiral schüttelt den Kopf. „Es gibt Männer, die immer gleich verzweifeln, und es gibt Männer, die keine Angst haben“, sagt er in seiner orakelhaften Art. Damit kann nicht jeder was anfangen. Es muß einer schon ein scharfes Ohr haben, um da noch was zu verstehen. Hat es aber dem König je an scharfem Ohr gemangelt, so soll er nicht der König heißen.

Er seufzt einmal tief auf, legt plötzlich die Hand auf das Knie vom Admiral. Es ist eine kräftige, verarbeitete Männerhand, kurzfingerig, mit einem untersetzten Daumen. Ein Wicht von Daumen ist das. „Johannes“, sagt der König, „schlag dir allens Weitere aus dem Kopp ... Wir sollten uns zusammentun, ehe du mit einem von den Hungerleidern gehen mußt ... Es gibt nichts weiter mehr ... Allens andre sind Streiche.“

„Ich weiß nicht, wovon du redest, Heinrich Pröpping“, sagt der Admiral. „Ich weiß überhaupt nicht, was du eigentlich meinst.“ Er sagt es zum erstenmal an diesem Abend. Es ist hier eine Kluft zwischen den beiden, sie soll bestehenbleiben. Und Vermutungen sind noch lange kein Wissen. Noch lange nicht. Es ist besser, es weiß nur einer von manchen Dingen. Das ist sehr viel besser, als wenn es zwei wissen. Man muß auch Grenzen in der Freundschaft kennen. Unbegrenzte Freundschaft – und noch dazu dem König gegenüber, diesem Heinrich Pröpping –, das würde heißen, man hängt sich selber auf. Lange hätte man dann keine Luft mehr.

„Ich weiß nicht, ob du verstehst, was ich sage ... Aber ich wollt dir noch eins vorschlagen, mit mir gemeinsam und auch mit Schuster eine Brigade zu machen ... Da ändert sich nichts, und wir haben Zeit gewonnen. Eine Masse Zeit. Weiß keiner, ob wir noch leben, wenn diese Zeit rum ist ... Wir sind auch nicht mehr die Jüngsten ... daran muß man auch mal denken, Johannes.“

Was ist das, der König sagt, was man selbst schon gefühlt hat, vorhin, vor ein paar Stunden, vor der Tat. Aber es ist der König, nicht der Admiral.

Und so sagt Johannes Grabe: „Ich weiß nicht, wovon du eigentlich redest, Heinrich Pröpping ... Ich denk, wir sind jeder eine gute Brigade.“

„Ja“, sagt der König. Nichts weiter, nur das eine kleine Wort. Aber er sagt es nicht nur so hin. Es schwingt in dem Wort eine ganze Anzahl von Sätzen, von Resignation, von Spott und Rechthaberei. Dann hebt der König die Hände mit einem schnellen Ruck, breitet die Arme, sagt: „Und wir

könnten so stark sein, wenn du doch bloß einsehen wolltest, daß es so am besten ist . . . Ich sag dir, allens andre sind Streiche, glaub mir das . . . Damit richtest du nichts mehr aus . . .“

„Wirklich“, sagt der Admiral und sieht dem König gerade in die Augen. „Ich weiß nicht, wovon du redest . . . Wir fischen doch alle gut . . . wenn wir auch alt werden langsam . . . Der Mensch verjüngt sich ja nicht von gestern auf heut, das ist woll so . . . Wenn einer auch schon mal vergessen kann, den Bügel dicht zu machen, so wie mir das passiert ist, daß ich bei Nacht und Nebel noch mal hin muß zu meiner großen Reuse. Aber darum fischt einer doch noch nicht schlecht . . . Darum ist einer doch noch lange kein schlechter Fischer.“

„Horregott, Johannes, davon ist doch gar nicht die Redel!“ sagt der König ungeduldig.

„Ja . . . ich weiß nicht, was du eigentlich willst, Heinrich . . . Ich weiß nicht, wovon du eigentlich sprichst . . . Laß doch die jungen machen, was sie wollen . . . Wir leben ja woll wirklich nicht mehr lange . . .“

Anna Grabe, die bis dahin dem Gespräch gefolgt ist mit viel Aufmerksamkeit, sagt jetzt: „Meinen Johannes, wenn die Krähe schreit, ich sterbe, denn wird sie grad in die Saat einfallen.“

Der König sieht mit gekrauster Stirn zu ihr auf. Nein, es ist nichts zu machen mit diesen Grabes. Der Admiral spinnt, und die Frau hat auch einen auf der Luke. Soll man hier seine Zeit vertrödeln? Da schläft man sich lieber aus. Er erhebt sich, sagt: „Ja, denn will ich man nach Hause gehen. Und du wirst dir die Sache woll noch überlegen, Johannes . . .“

„Bestimmt“, sagt Anna Grabe. „Johannes ist schon immer ein bißchen langsam gewesen. Aber es ist noch nicht aller Tage Abend.“

Der Admiral bringt seinen Gast an die Tür. Er steht und sieht Heinrich Pröpping über die Wiese gehen. Da geht der alte Feind, der neue Freund. Es ist ein gewonnener Abend. Gewiß weiß der König nicht mehr, woran er ist. So verquer muß ein Christenmensch reden, damit der andre ihm nicht in die Karten gucken kann, denkt der Admiral. Und da kommt endlich Ruhe in ihm auf. Die nasse Jacke hat der König gewiß vergessen, er hätte sonst sicher noch eine Anspielung darauf gemacht. Was der sich so denkt: Nu will er auch noch die beiden Brigaden Grabe und Schuster aufschlucken. Ist wie ein Hecht, der Mann. Und Hechte fressen ihre eigenen Kinder, um sich den Wanst zu füllen. Genug kriegen kann der König nie. Na, er wird jetzt erst mal eine Zeitlang gar nichts kriegen. Der kann sein Konto ruhig schon abrechnen für diesen Herbst. Fischen wird er so wenig wie die andern. Man bloß schade, daß man selber auch auf den schönen Verdienst verzichten muß. Man wirklich schade . . . Aber es müssen Opfer gebracht werden, daran kann einer nicht vorbei, wenn er was schaffen will.



Um die Häuser der Insel Länneken schleicht die Nacht. Es hat sich der Himmel verhüllt, die Sterne haben einen Mantel umgenommen, einen Mantel aus Dunst und Wolken. Dunkel sind die Stuben und Kammern, pechig schwarz die Möbel. Und die Schläfer atmen die Nacht, denn wer die Nacht atmet, der kann dem Tag begegnen.

Da brennt der Tag auf. Ein greller Tag. Weißes Licht ohne Schatten brennt, daß die Augen schmerzen, der Mensch sich duckt vor all dem Licht. Und es sind Gestalten im harten Licht des harten Tags. Was nur für Gestalten, wer sind sie, die da stehen und schweigen und nicht hören wollen auf Ruf und wieder Ruf. Sie schweigen nur, sie hören nicht zu, und so gibt es keine Möglichkeit der Verteidigung. Was für Gestalten – ach, der mißratene Sohn. Der Produkschonssohn, da steht er und schweigt. Es war niemals ein gutes Wort zwischen mir und dem Sohn, es kann doch niemals ein gutes Wort gewesen sein, denn siehe, da steht er doch bei den andern. Millionen-Brümmer, Kalla, die Wussows allesamt, Schuster, Pröpping ... Ja natürlich, Heinrich Pröpping ist bei ihnen, ein Feind, ich hab es immer gewußt. Man streckt ihm die Hand hin, schlag doch ein, du bist doch mein Feind nicht mehr. Ich tat's doch nicht allein für mich, ich wollt es doch nicht allein tun. Aber es nützt ja nichts, sie hören nicht, sie können nicht hören, die Zunge in meinem Hals ist dick, und ich bekomme kein Wort raus.

Und Pröpping spricht doch was, ich hör's nicht, das Licht ist zu hell, man kann nichts mehr hören vor all dem Licht. Es muß dunkel werden, damit ein Mensch wieder hören kann. Es muß doch, es muß doch, es muß doch ...

Da, ein ganz anderes Bild. Der Netzschuppen. Der mißratene Sohn, und der Henning Grabe sagt: Streiche, Vatter ... Uns kann keiner mehr vernichten ... Länneken ist ja gar keine Insel, das glaubst du ja man bloß, Vatter.

Wenn die Söhne anfangen mit Lügen, dann steht es schlecht um die Welt.

Doch der Bengel lacht. Und mit einemmal ist Karl Dassow bei ihm, sie lachen beide lauthals in diese Netzkammer hinein, lachen um die Wette, der mißratene Sohn lacht genauso laut, so irrsinnig laut wie Karl Dassow.

Am vielen Lachen erkennt man den Narren, sag ich.

Und da hören sie auf mit Lachen. Du hast überhaupt nichts mehr zu vermelden, Admiral, sagt Karl Dassow. Du kannst dich man bloß noch aufhängen ... Hier hast einen Strick, du Lump!

Sieh, da baumelt ein Strick, baumelt in der Hand von Karl Dassow, der immer so laut lacht sonst und vor nichts Respekt hat. Ticktack, macht der Strick. Ticktickticktick, macht der Strick. Ein Reusener geht nicht an fremde Reusen, und wenn er am Verhungern ist ... Du bist ein Dieb, Vatter. Nichts weiter, das muß ich dir man sagen.

Der Admiral Grabe klaut wie ein Rabe, sagt die Frau. Die steht hinter

dem Sohn, hat die Hände über dem Bauch gekreuzt. Den Admiral Gräbe holt bald der Rabe, holt bald der Rabe.

Und nun ist Musik, von irgendwoher kommt Musik. Da sitzt man ganz allein in der Stube, nur das Licht vom Radio brennt. Und da kommt auch die Musik her. Musik, schöne Musik, ein alter Rheinländer, und sie tanzt mit mir, eine schöne junge Frau, ach Gott, was bist du schön, Frau, ich will dir sagen, wir sollten bald heiraten, und es soll eine große Hochzeit werden, die Länneker sollen vierzehn Jahre und sieben davon reden, wie wir beide Hochzeit feiern ... Hochzeit, die Musik spielt den Rheinländer. Wir tanzen, wir wiegen uns, wir schieben durch die Stube ... Sieh da, ein Tusch, auf dem Podium bei der Kapelle steht der mißratene Sohn, schreit in die Stube: Haaalt! Hier ist ein Lump unter uns, ein Dieb, ein Reusenbeklauer!

Nein, kein Klauer, nein ... Ich bin unschuldig! Aber sie hören wieder alle nicht zu, sie hören nicht, sie sehen alle auf einen hin, als wäre man schon nicht mehr da. Und dann wenden sie die Köpfe, da steht das Radio, da ist eine Stimme, so eine Rundfunkstimme, so einer, der immer einen Kloß im Hals hat und nicht reden kann wie ein vernünftiger Mensch, der sagt was, man versteht kein Wort. Aber mit einemmal ist es die Stimme vom mißratenen Sohn, von diesem Henning Grabe. Und er sagt: Vor der großen Strafkammer wurde Johannes Grabe, genannt Admiral von Länneken, zu Zuchthaus verurteilt.

Mit einem Schrei jagt der Admiral aus seinem Traum, aus den Ängsten der Nacht, die friedlich ums Haus geht. Er jagt hoch, springt aus dem Bett. Und Anna Grabe hat alle Mühe, ihn zu halten, sie schüttelt ihn, er schreit, krächzt, er stöhnt.

Angst kommt in der Frau auf. Und als sie ihn endlich wach hat, ihn endlich ermuntert hat durch lautes Rufen, da sieht er sie aus blinden Augen an, das müde Licht von der Nachtschranklampe fällt auf sein Gesicht. Und es geschieht, daß er den Kopf auf ihre Schulter lehnt, sie mit den Armen umfaßt, als wären sie noch jung und hätten erst gestern sich zum erstenmal gesehen. Was ist das, der Admiral legt den Kopf auf die Schulter seiner Frau? Und sie stehen da beide, aufgeschreckt in der Nacht, halten sich aneinander, und es ist doch eine Nacht nach vielen tausend Nächten. Anna Grabe streicht mit der Hand über den Kopf des Admirals, und sacht leitet sie ihn zurück an sein Bett, deckt ihn zu, schiebt ihm das dicke Federbett bis dicht unters Kinn. „Soll ich dir einen Fliedertee kochen, Johannes?“ sagt die Frau. Aber der Admiral sieht ihr nur ins Gesicht, schüttelt den Kopf, schließt die Augen wieder. Anna Grabe steht noch einen Augenblick lang, streicht dann mit der Hand über das graue Haar von dem Mann, so, wie sie früher Henning über den Kopf gefahren ist. Sie legt sich wieder hin, kann nicht fassen, was eigentlich geschehen ist in dieser Nacht, löscht das Licht.



Der Admiral atmet einmal tief auf, dreht sich umständlich auf die Seite. Das letzte, was er hört, bevor er ruhig weiterschläft, ist ein Summen von der Frau her. Sie summt leise vor sich hin, wie es so ihre Art ist. Ein Kinderlied, will es einem scheinen.

Der Morgen löscht manches wieder, was in der Nacht noch galt. Aber manches macht der Morgen auch klarer, und es zeigt sich im Licht des neuen Morgens, daß der Admiral seiner Frau gegenüber sitzt am Frühstückstisch und ihr zulächelt. Sie erwähnen den Alptraum der Nacht nicht mehr, es lohnt nicht, über solche Dinge lange zu reden, aber er lächelt zu seiner Frau hinüber wie seit Jahren nicht. Und Anna Grabe wird ganz verlegen unter diesem Lächeln. Ist es nicht ein bißchen peinlich, wenn zwei alte Leute so verliebt tun, als wären sie noch jung und hätten noch das Leben vor sich? Nein, peinlich ist es eigentlich nicht, nur ist es eben sehr ungewohnt. Der Mann sagt: „Racker dich man nicht so ab, Anna. Es hat schon Menschen gegeben, die ihr ganzes Leben lang so viel gerackert haben, daß sie gar nicht recht merkten, wie das bißchen Leben zu Ende ging.“

Das sagt der Mann, und sie hat doch nur angefangen, die Kartoffeln zu schälen für Mittag, wie sie das jeden Morgen nach dem Frühstück macht. Nein, sie mag gar nicht antworten darauf. Sie legt das Messer hin, rückt ihren Stuhl wieder an den Tisch und weiß dann nichts mit sich anzufangen, sie wischt die Hände an der Schürze ab, sieht den Mann nicht an, schweigt.

Der Admiral steht auf, nimmt sein Ölzeug vom Haken, zieht es über, sagt im Hinausgehen: „Ich denk, wir werden noch weit vor Mittag wieder hier sein ... Du brauchst nicht in den Konsum fahren ... Ich mein, ich kann das ja auch mal machen.“

Und nun ist es reichlich genug, mehr geht wirklich nicht, ja, es ist besser, wenn man noch schnell hinzufügt: „Ich hab in Nettelmin sowieso noch zu tun.“ Das stimmt zwar nicht, aber es soll sich kein Mensch ganz aus der Hand geben. Mag es ihn auch danach drängen, gut zu sein zu einem andern Menschen, mag er auch den Wunsch haben, ein menschliches Wort zu hören, mag er auch das Bedürfnis spüren, einem Menschen, der ihm so viele Jahre zur Seite gestanden hat, zu sagen: Es ist gut, dich zu haben, es ist gut, Anna Grabe, daß du da bist – er darf es nicht sagen. Wird ein starker Mann etwa stärker, wenn er Schwäche zeigt und ein wenig anlehnen möchte, wo doch das Leben hart mit ihm umspringt?

Der Admiral geht – und so sieht er nicht, wie die Frau sich mit der Hand über die Augen fahren muß, weil Tisch und Stuhl und Kanne plötzlich nicht mehr feststehen, sondern in einem wassergefüllten gläsernen Hafen zu schwimmen anfangen. Anna Grabe ist gar nicht nach Singen zumute.

*Von Meeresdüngung, Vogeldüngung und Millionen-Brümmers Reiseplänen.  
In der zweiten Nacht des Admirals tanzt ein Bär in den Bäumen.*

Draußen packt ihn der Wind an. Kein starker Wind, aber eine frische Brise. Er schaut zum Himmel auf, der noch in Dunkelheit liegt, noch Sterne kennt und Mond. Dieser Wind wird, so rechnet der Admiral, nicht lange währen. Sie können hinausfahren und die Reusen lüften, sie können jedenfalls so tun, als gäbe es was zu lüften. Nun ja, der Aal ist ein seltsames Wassertier. Er macht, was er will, niemand kennt seinen Geburtsort, niemand seinen Weg genau durch die Meere. Es heißt, er komme aus dem Golf von Mexiko, dorthier, wo der Golfstrom seinen Anfang nehmen soll. Und es wird gesagt, er halte sich in unseren Gewässern eben nur zu bestimmten Zeiten auf, nur auf dem Zug erwischen wir ihn. So kann es dem Aal eben eingefallen sein, in diesem Jahr einen andern Weg zu nehmen, seinen Zug zu unterbrechen. Wir denken noch, es müßte jetzt was zu fangen sein, und dabei ist der Aal andern Sinnes geworden. Keiner kann wissen, was in so einem Aal vorgeht an Gedanken und Überlegungen. Verantwortlich ist der Aal, wenn wir ihn nicht fangen. Niemand kann uns verantwortlich machen für die Gedanken in einem kleinen und dummen Fischkopf.

Natürlich ist es die erste Nacht gewesen, in der wir überhaupt damit rechnen konnten, Meister Schlingelfiet in unsre Reusen zu bekommen. Und die Nacht war noch nicht einmal ganz dunkel, es war noch Mond, es hängt ja der Mond noch jetzt da oben, hängt da in einem Hof. Und wir müssen rechnen, daß das Wetter vielleicht doch schlechter wird.

Sie tuckern hinaus mit dem „Kranich“, und August Beckmann hört mit verkniiftem Gesicht einen Bericht von Karl Dassow. Man hat ja schon mancherlei gehört, aber was dieser junge Dachs wieder zum besten gibt, das ist so unglaublich blödsinnig, daß man wirklich nur noch denken kann, er wolle einen auf den Arm nehmen. „Das Ganze heißt Meeresdüngung, und sie haben woll sogar mehr gefischt damit . . .“

„Hä – im Himmel ist Jahrmarkt“, sagt August Beckmann. „Du läßt dir auch alles aufbinden . . . Meeresdüngung, als wenn Fische sich düngen lassen wie Weizen. Du kannst Weizen düngen und Hafer und meinetwegen auch Kartoffeln – aber Fische. Da kann einer ja auch man ruhig die Vögel düngen . . . Das heißt denn woll Himmelsdüngung.“ Und August Beckmann lacht behäbig und gutgelaunt über diesen ausgezeichneten Witz. Karl Dassow lacht aus lauter Kameradschaft mit, sagt: „Dats dull nauch!“

Sie sind heute guter Dinge an Bord vom „Kranich“. Nur der Admiral schweigt.

„Aber“, sagt Karl Dassow dann, „fertig kriegen die Russen allerhand . . . Und wenn da was drüber geschrieben wird, denn wird auch woll was dran



sein. Sie haben ja schließlich schon allerhand andre Sachen fertiggebracht. Wenn sie die Fische düngen, denn werden sie wohl wissen, warum.“

„Allens Quatsch!“ winkt August Beckmann ab. „Propaganda für 'n Westen . . . Die Amerikaner sollen sich ärgern, weiter nichts.“

Sie machen es wie immer: Fahren bis dicht an die Reusen heran, nehmen dann das Beiboot. Nein, es lohnt sich heut wirklich nicht recht. In allen Bügeln sind gerade eine Handvoll, man kann die paar Dinger mit dem Kescher bequem einbringen. Es sind so wenig Aale, daß der Admiral überhaupt nicht drauf hinsieht. Darauf hinzusehen lohnt sich nicht. So wenig Aale. August Beckmann schüttelt mehrmals verständnislos und verwundert den Kopf.

Sie fahren von Reuse zu Reuse, überall dasselbe Ergebnis. Selbst in der größten Reuse, die sonst immer eine Masse fischt, finden sich nicht mehr als in den andern. Versteh das einer. Sie halten sich nicht lange auf, setzen sich wieder ins Ruderhaus und bringen die Heimfahrt mit Reden hin. Sonst mußten sie die gefangenen Fische ja sortieren und in die Stadt fahren zum Abliefern, jedenfalls solange sie noch keine eigene Anlandung haben. Heute ist das nicht nötig, bei den paar Schnürsenkeln. Sie sind nicht übermäßig verwundert, aber es gefällt ihnen doch auch nicht recht.

„War wohl noch nicht dunkel genug“, sagt August Beckmann. „Wir müssen eben auch mit Meeresdüngung anfangen, denn fischen wir sogar was, wenn Mondschein ist. Denn stellen wir die Reusen gar nicht mehr hin . . . fahren einfach bloß mit 'm Kescher ins Wasser und keschern immer rein ins Boot, so viele Aale gibt's denn ja . . .“

Karl Dassow läßt sich nicht mehr darauf ein, er lacht nur wieder sein fröhliches Lachen. Sie reden über dies und das. Sie erzählen sich viele Dinge, und sie beide sitzen beim Admiral im Ruderhaus. Im sanften Wind dümpeln sie über den Bodden hin, fahren schon wieder heimwärts. Und beide merken nicht, daß der Admiral kein Wort spricht, während der ganzen Zeit schweigt. Sie merken es nicht, denn der Admiral sagt ja oft nicht viel, er schweigt ja oft.

Und er holt sich das Fahrrad aus dem Stall, bindet eine Tasche auf den Gepäckständer, nimmt den Rucksack auf den Buckel, radelt wirklich nach Nettelnin zum Konsum. Das ist nun eigentlich eine Arbeit für die Frau, sie fährt mehrmals in der Woche diesen Weg, aber es ist ja auch keine Schande, wenn es der Mann einmal macht. Und zu fischen war heut nichts. Immer schlechter wird es mit dem Aal. Wenn es so bleibt, dann kann die Produktion man ruhig aufhören, sich Produktion zu nennen. Und den Plan, den können sie auch nicht erfüllen, wenn der Aal, dieses seltsame und verstiegene und listige Wassertier, nicht in die Reusen läuft.

Der Weg des Admirals führt durch Heide und Busch. Ein leichter Nebel liegt über der bunten Welt, als hätte einer aus dem Land der Zauberer graues, schleieriges Zeug über die Erde getan. Die Sonne hängt dicht über den Wipfeln der Bäume, eingesponnen in dieses Grau wie ein Kerzenlicht hinter beschlagener Scheibe. Und doch leuchtet die Erde im satten Herbst. Dunkel und braun und von modrigen Wurzeln durchzogen, ausgefahren und aufgewühlt, so liegt der Weg hier im Wald. Langsam fährt der Admiral. Der Duft welken Laubs, dumpfen Moores, der Duft feuchter Erde und nasser Blätter ist um ihn. Ganz langsam fährt der Admiral über die Insel Länneken hin. Es klopft ein Specht irgendwo Futter aus einem Baum. Von der Kette des Rades kommt leises Knarren, Erde bröckelt mit sanftem Laut unter den Rädern. Und es sind Stimmen hier im Wald, denn der Admiral fährt hindurch: Die Stimmen, die im Wald sind, die sind im Admiral. Er streitet sich mit diesen Stimmen, bei dieser langsamen Fahrt über die Insel hin. Wenn einer einen Mord tut, dann ist noch lange nicht gesagt, daß er auch schuldig ist. Es hat schon Mörder gegeben, die vom Ermordeten getrieben wurden bis in die nackte Verzweiflung. – Mord bleibt Mord. Keiner hat das Recht, den andern zu erschlagen. – Es kann der Mord eine letzte Hilfe sein, das eigene Leben zu retten vor dem Tod durch den andern, dann ist Mord nicht mehr Mord, dann ist Mord nur noch höchste Not. – Wer redet denn hier von Mord. Du hast keinen erschlagen, du willst keinen erschlagen, du willst dich nur retten. Du willst nur dein kümmerliches und kleines Leben retten. Der kurze Schwanz Leben, der dir noch bleibt, ist dir so teuer, daß du keinem andern das Leben gönnst. – Das ist nicht wahr, erstick an deiner Lüge. – Wie ist es aber eigentlich mit einem Mann, der an meinen Hühnerstall geht und die Hühner laufen läßt, bloß weil er sie nicht mag, weil sie ihm vielleicht seine Türschwelle verdrecken? Was würdest du sagen, wenn der König dir die Hühner zum Stall hinaustreibt. – Was ich sagen würde? Ich würd ihn . . . Er sollte mir wohl meine Hühner wieder beschaffen. – Und wenn er sie nicht wieder beschaffen könnte? Was dann! – Dann . . . Ja, dann müßte er sie mir bezahlen. Jedes Stück.

Wieviel Aale mögen wohl weggelaufen sein in dieser Nacht, die zum Glück noch Mond hatte. Wieviel Aale müßtest du wohl bezahlen, wenn sie einer von dir fordern würde?

Da hält der Admiral sein Fahrrad an, führt es über den Graben bis zu einem Baum, lehnt sich selbst an einen Stamm. Und diese Frage nach dem Preis seiner Tat, die beschäftigt ihn heftig. Er steht ganz still im Wald von Länneken. Jede Sache hat ihren Preis, jede Tat und jede Untat. Es kann ein Preis sein, so hoch wie der Preis eines ganzen Lebens. Wie das Leben selbst. Hier steht der Admiral in einer großen Verwirrung.

Zu seinen Füßen huscht eine Haselmaus. Deutlich erkennbar ist der braune



Streifen im hellbraunen Fell. Sie huscht unter Blättern davon, er hört sie noch laufen eine ganze Zeitlang. Vögel in den Ästen flattern. Ein Kiebitz ruft. Und der Admiral tastet mit der Hand über die Brust hin. Auch wenn kein Preis da wäre, auch dann ist es nicht leicht. Und noch ist die Tat erst im Anfang. Noch viele Nächte werden kommen, in denen immer das gleiche gefordert wird von einem Menschen. Gefordert? Ja. Daran besteht nun wiederum kein Zweifel.

Soll man sich stehlen lassen, was die Arbeit eines ganzen Lebens gefordert hat? Aber für wen soll man eigentlich erhalten, was man geschafft hat in einem langen Leben? Für wen, wo doch der Sohn eigene Wege gegangen ist. Die Wege der andern. Wofür ist das eigene Leben aber gut gewesen, wenn nicht für den Sohn? Wo ist denn überhaupt noch ein Sinn? Aber er wird kommen, er wird sich besinnen müssen. Sie alle werden kommen. Es wird wieder dasein Recht und Gesetz wie einst. Es ist schon alles in der Ordnung. Ein Mensch muß tun, was ihm aufgetragen wird von seinem Verstand. Ein Mensch hat eine Pflicht. Und es kann diese Pflicht vielleicht sauer sein, es kann sogar die Pflicht von vielen Seiten gesehen werden und von jeder Seite anders, sie bleibt dennoch für einen aufrechten Mann eine Pflicht. Und so gesehen gibt es eigentlich gar keinen Grund, sich den Kopf müde zu denken. Noch zwei Nächte, dann wird man ein paar Nächte Ruhe haben. Und man wird sehen, wie es sich auswirkt. Man kann dann weitere Pläne machen. Vielleicht wird dieser eine Schlag schon genügen . . .

Johannes Grabe steigt wieder auf sein Fahrrad und versteht überhaupt nicht mehr, warum er sich eigentlich Sorgen macht.

Im Konsum zu Nettelmin muß man manchmal warten. Aber es wartet sich gut, wenn man so weit auseinander wohnt, sich nicht jeden Tag zu Gesicht bekommt. Frauen stehen im Laden und unterhalten sich halblaut, für die Männer sind ein paar Stühle da, worauf sie sich setzen können, um eine Flasche Bier zu trinken. Die Länneker sagen „Bierstühle“, weil es sich gut darauf sitzt. Frauen setzen sich selten auf einen Bierstuhl. Sie setzen sich nur manchmal und dann nur, wenn sie mit dem Fahrrad gegen den Wind fahren mußten und ein wenig außer Atem gekommen sind. Ursprünglich sind die Stühle eigentlich aufgestellt worden der Frauen wegen, die gegen den Wind fahren mußten und sich einen Augenblick verschnaufen wollen, bevor sie einkaufen. Aber nun heißen die Stühle schon lange „Bierstühle“.

Als der Admiral zur Tür hineinkommt, da antwortet Knut Brümmer gerade auf eine Frage, wie es scheint. Mag er sagen, was er will, dem Admiral steigt gleich der Ärger ins Gesicht. Es genügt ihm meistens, diese Stimme nur zu hören. Um den Mund bekommt er gleich einen Zug, der nach Hochmut und Unleidlichkeit aussieht. Über so einen Menschen wie

Millionen-Brümmer kann ein anständiger Christenmensch sich wirklich nur ärgern. Aber man muß ihn schließlich nicht ansehen, wenn man ihn schon bemerkt, diesen Hochstapler, der nun schon Jahrzehnte von seinen Millionen faselt, die er gar nicht hat.

Nur dumm, daß man sich die Ohren schlecht verstopfen kann. Was sagt der? Nach Rostock will er fahren. Er hat seinen guten Anzug heut schon an, weil er morgen in der Frühe nach Rostock will? Das sieht dem Brümmer wirklich ähnlich. Käme ein Mann mit Vernunft darauf, sich den guten Anzug schon einen Tag früher anzuziehen? Das bekommt wirklich bloß Millionen-Brümmer fertig.

„Ja, so ist das“, sagt Knut Brümmer. Und der Admiral hört, daß Brümmer nun erst einen Zug aus der Bierflasche nimmt. Und der andere, der mit der Stimme, die aus der Nase kommt, der scheint sich auch nur lustig zu machen über Brümmer. Klaus Gropp muß es sein, denn weiter spricht auf Länneken keiner durch die Nase. Inspektor Gropp nennen sie den, weil er so durch die Nase spricht, wie früher die Inspektoren.

„Und dä ziehst du dir schon häute die gutä Kledaschä ahn?“ fragt Inspektor Gropp. Sicher grinst der ganz schön dabei. Aber Brümmer hat eine Ausrede bei der Hand. „Ich hab schon heut meine Alltagssachen zum Waschen weggeben wollen, weil ich sie denn bald wieder anziehen kann, vielleicht ja schon einen Tag nach unserer Reise.“

„Fährst du allein?“ fragt Gropp.

„Nee, was sollt ich denn woll allein in Rostock ... Ich bin von unser Produkschon man bloß mitgeschickt. Wir sind ja eine De-le-ga-ti-on, Henning Grabe und ich.“

„Ach, Henning Gräbe auch“, sagt Gropp.

Es muß einer wahrhaftig erst in den Konsum fahren, um so was überhaupt zu wissen zu bekommen. Die Söhne gehen eigene Wege. Sie haben sich vom Elternhaus losgesagt, sie sprechen nicht mit dem eigenen Vater, sie reisen nach Rostock, die Produkschon hat sie geschickt. Es muß gestern abend gewesen sein. Gestern abend auf der Versammlung, daß man Henning Grabe, den Sohn, nach Rostock bestimmt hat. Nun ja, gestern abend. Man war nicht auf der Versammlung. Es können nicht alle zu sinnlosen Versammlungen sich einfinden. Aber es bleibt doch eine peinliche Sache, daß einer erst im Konsum erfahren muß von dieser Reise.

Inspektor Gropp, der hier eigentlich gar nichts zu suchen hat um diese Stunde, die doch Arbeitszeit ist für einen solchen Mann, der als Schlosser auf dem volkseigenen Gut arbeitet, dieser Inspektor Gropp trinkt nun auch erst und fragt dann: „Und ihr wollt in Rostock wohl den Bürgermäster besuchen oder vielleicht das Fischkombinät?“

„Die höchste Stelle von 'n ganzen Ostseebezirk“, sagt Knut Brümmer mit

Nachdruck. „Wir wollen uns ja nach dem Lastwagen umtun, den wir der Produktionschön kaufen wollen, damit wir nicht mehr ümmer in die Stadt müssen zum Löschen . . . Haben ja fast alle Mann dafür gestimmt, bloß ein paar nicht. Sone Leute, weißt du, die immer gegen allens was haben.“

Der Admiral am Ladentisch achtet nicht auf so ein Gerede, gewiß nicht, Millionen-Brümmer ist keine Antwort wert, doch er zieht unter der Joppe die Schulterblätter ein wenig zusammen.

Nun hat die Frau vor ihm ihre Waren verpackt. Das junge Mädchen hinter dem Ladentisch hat ganz klare, hellgrüne Augen. Es ist ein sehr freundliches Mädchengesicht, und die Augen sind ganz klar und gut. Und das Mädchen sagt: „Na, Herr Grabe, wat sall dat denn sin?“ Da muß Johannes Grabe doch tatsächlich erst lange nach dem Zettel suchen, den Anna ihm geschrieben hat, damit er nichts vergißt bei seinem Einkauf. Er muß lange suchen, er greift in die eine Joppentasche, er langt in die andere, er sucht in den Hosentaschen. Das Mädchen lächelt freundlich, und eine Kundin hinter dem Admiral sagt: „Liesing, ick wull man bloß ein Brot, dat giw mie man fixing.“ Und so hat man Zeit, man kann in größerer Ruhe suchen nach dem Zettel. Es ist eben doch keine Mannssache, dieses Einkaufen. Was sagt Brümmer?

„Wenn der Admiral auf der Versammlung gewesen wär, denn hätten wir ja woll noch eine Stimme mehr dagegen gehabt, gegen den Lastwagen. Der ist ja auch immer gegen allens, was nach was Vernünftigem aussieht.“

Ja, nun ist es ganz still im Konsum von Nettelmin. Alle haben gehört, was Brümmer gesagt hat. Da verstummen sie. Von der Nettelminer Straße her donnert ein Traktor seine Geräusche in den Konsum. Ein Mann kann in einer bestimmten Lage vieles machen. Das beste wird sein, er sucht weiter nach diesem verflixten Zettel. Und gehört hat er nichts. Er hört nichts, wenn Hochstapler reden.

„Na, Herr Grabe, immer noch nicht den Zettel gefunden?“

Sieh mal, das Mädchen ist gut erzogen. Es sagt Herr Grabe, es erfrecht sich nicht, einen alten Mann in aller Öffentlichkeit mit dem Spitznamen anzureden. Das bleibt solchen Leuten wie Millionen-Brümmer vorbehalten. Solchem Hungerleider. Wenn man sonst auch nichts gegen den Spitznamen hat. Da ist ja auch der Zettel. Mit ruhiger Stimme liest der Admiral seine Bestellungen vor. Und das Gerede da im Rücken, das munter weitergeht zwischen Brümmer und diesem Inspektor Gropp, das soll einen Mann im gesetzten Alter nicht kümmern.

„Und warum gähst du mit nach Rostock? Hatten sie keinen bessern?“

Knut Brümmer lacht. „Ich seh ja man am meisten wie ein Seemann aus, hat Bernhard Kalla gesagt.“ Nein, Knut Brümmer kann in solcher Frage nichts Böses finden, sie ist auch nicht böse gemeint.



„Ich dank, ihr fährt wägen einen Lästwägen, und nicht, weil ihr wie Sää-leute aussäht ...“

„Gewiß doch, wegen dem Lastwagen ... Aber Bernhard Kalla hat ja man gesagt, es wär besser, wenn wir mit zwei Mann fahren. Einer, der soll reden ... das ist Henning Grabe ... Und der andere, der soll man bloß aussehen, das bün ich.“

„Verstäh ich nicht“, näselt Gropp.

Wieder lacht Knut Brümmer. Und es schießt dem Admiral der Gedanke durch den Kopf, daß sie eigentlich doch alle Hochstapler sind. Da schicken sie einen mit, der bloß aussehen soll wie ein Seemann. Alle gleich, die ganze Gesellschaft von Hungerleidern, die sich breitmacht hier auf Länneken und gewiß genauso in Rostock beim Bezirksrat.

„Es ist doch man bloß“, sagt Brümmer, „weil die inne Stadt doch so 'nen alten Seemann gerne sehen ... Bernhard Kalla hat ja gemeint, es würde so handfest aussehen, und das mögen sie gerne inne Stadt, denn geben sie vielleicht den Wagen leichter.“

Offenbar findet dieser Gropp das auch. Denn nun lachen die beiden auf den Bierstühlen.

Der Admiral aber nimmt seine Briefftasche vor und zählt, was zu zahlen ist. Er wirft sich den Rucksack über die Schultern. Die Frau, die hinter ihm steht, sagt: „Na, Herr Grabe, nu laten Sei mie man bloß noch 'n bäten läben ... schmieten mie noch mit den Rucksack dot!“ Johannes Grabe murt eine Entschuldigung. Nein, Einkaufen ist Frauensache. Es hat wirklich nur noch gefehlt, daß Millionen-Brümmer sagt: „Na, Admiral, hast auch das Drachenfutter nicht vergessen?“

Es gibt immer Leute, die über alles lachen. Hier lachen die meisten. Denn „Drachenfutter“ nennt man auf Länneken die Süßigkeiten, die für die Frau mitgebracht werden vom Einkauf oder vom Biertisch.

Der Admiral gibt keine Antwort. Sitzt da ein Mann auf einem Bierstuhl, den sie Millionen-Brümmer nennen? Der Admiral sieht diesen Kerl nicht. Und wenn man einen nicht sieht, denn kann man ihm auch wohl kaum antworten.

Zu Hause am Nähtisch aber sitzt Anna Grabe, und Henning hockt bei ihr, hört ihr zu, was sie erzählt von einer seltsamen Wandlung des Admirals. „Und denn sagt er doch tatsächlich zu mir, er will einkaufen fahren ... Ich denk, ich hör nicht recht. Johannes Grabe und einkaufen!“

Sie schüttelt den Kopf, ist immer noch ganz ohne Verständnis. Und auch Henning wundert sich nicht wenig. Er beobachtet seine Mutter, wie sie da mit geschickten Händen das Ärmelfutter wieder richtig einnäht in den guten Anzug. Er sieht die Knoten an den Gelenken der Finger, die rissige Haut.

Und aus seinen Gedanken heraus sagt er: „Es wird ja auch langsam Zeit, daß er dir was abnimmt. Ihr seid ja beide nicht mehr die Jüngsten.“

„Steter Tropfen höhlt den Stein“, sagt Anna Grabe.

Henning sagt nach einer Weile: „Ihr kommt sicher eines guten Tages besser miteinander aus, als du dir das manchmal gedacht hast.“

Die Mutter näht weiter, antwortet nicht gleich. Es ist still in der Stube, die Uhr tickt an der Wand. Dann sieht Anna Grabe auf, hat in den Augen wieder den seltsamen Glanz, sagt aber: „Meinst du?“

Hier muß schnell etwas anderes geredet werden, fühlt Henning. Das ist kein Gespräch für die Mutter. „Und er hat sich naßgekottert?“

„Ja, stell dir das vor!“ sagt sie und ist wieder ganz ruhig. „Er hat sich wahrhaftig eingebildet, daß er die Reuse nicht richtig dicht gemacht hätte . . . Und nu hat er gedacht, es laufen ihm die Aale weg!“

„Er wird immer wunderlicher“, sagt Henning.

Die Mutter schildert nun lang und breit, was es gestern abend gegeben hat, schmückt die Begebenheiten mit Sprichwörtern aus, die nicht immer ganz zum Gegenstand passen, wie es eben ihre Art ist. Henning hört freundlich zu. Und plötzlich sagt die Mutter: „Abers denn wirst du ja morgen mit Bärbel zusammen sein. Und sie weiß überhaupt nicht, daß du kommst.“

Henning streicht sich versonnen das Kinn. Nun ja, er wird morgen das Mädchen sehen, und es sind doch noch lange nicht drei Monate vergangen. „Ja“, sagt er. „Das hätte auch keiner gedacht.“

Die Mutter betrachtet versonnen ihren Sohn, und es ist dieser Sohn eben immer noch der Junge von einst, es ist nicht zu glauben, daß er nun bald heiraten und ein Kind haben wird mit diesem Mädchen Bärbel Pröpping. Sie selbst wird nun bald Großmutter sein. Wie doch die Zeit verrinnt!

Sie sehen beide den Admiral am Fenster vorbeifahren. Henning will schon aufstehen, da sagt Anna Grabe: „Laß man, bleib man sitzen . . . Eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus. Er wird sich vielleicht sogar freuen, wenn er dich auch mal eins hier sieht, er weiß ja doch, daß du manchmal bei mir sitzt.“

Sie hören, wie der Admiral den Rucksack in der Küche auf den Tisch legt, dann kommen seine Schritte näher, er öffnet die Tür. Für Sekunden verengen sich seine Augen, als er Henning gewahr wird. Henning erhebt sich. „Tag, Vatter“, sagt er.

Der Admiral sieht seinem Sohn in die Augen. Man hat sich hier im Haus lange nicht gesehen. Nur manchmal sah man diesen mißratenen Sohn. Nun steht der plötzlich wieder vor einem. Es kann einer sagen, was er will, es ist doch ein mißratenes Kind, dieser junge Kerl da mit dem knochigen Gesicht, dieser Kerl da, größer als man selbst. Gerade, daß der noch stehen kann in der Stube hier.

„Seltener Besuch“, sagt der Admiral.

Henning nimmt wieder Platz. „Ja, ich fahr morgen nach Rostock, und da mußte Mutter mir die Jacke noch ein bißchen machen.“

„So – es fährt einer nach Rostock. Sind schon viele gefahren und wollten Betteln gehen für eine Verrücktheit.“

Henning schüttelt den Kopf. „Nu laß doch man, Vatter. Von Betteln gehen kann doch nicht die Rede sein, wer denkt denn so was.“

„Verrücktheiten – Lastwagen!“ sagt der Admiral und geht auf und ab durch die Stube. Da kommt man aus dem Konsum, hat sich da dumm kommen lassen müssen von diesem Millionen-Brümmer, diesem Hochstapler – und dann sitzt auch der Sohn noch hier. Der mißratene Sohn, der mit dem Hochstapler nach Rostock fahren will, um einen Lastwagen zu erbetteln, wo doch kein vernünftiger Mensch solchen Lastwagen braucht.

„Es kann das einer bloß Betteln nennen, wenn er noch Verstand unter der Mütze hat.“

Er geht langsam auf und ab in der Stube.

Henning macht mit den Augen die Bewegungen des Alten mit. „Wir wollen den Wagen bezahlen, Vatter. Und wenn einer was bezahlt, denn Bettelt er nicht, mein ich.“

Der Admiral geht hin und her. Anna Grabe hat die Jacke von Henning unter der Nadel. Sie sieht nicht auf. Es ist mit diesen beiden Männern keine Furche zu pflügen, scheint es.

„Wer will bezahlen? Ihr sagt bezahlen – und bezahlt mit von unserm Geld . . . Es gibt welche, die haben noch Verstand, die sagen, es ist immer ohne Lastwagen gegangen . . . und die wollen auch keinen . . . Aber die müssen mitbezahlen, auch wenn sie gar keinen wollen . . .“

Hennings Stimme klingt schon ein wenig heftiger: „Wir sind eine Produktionschön, Vatter. Und wenn du den Wagen mitbezahlst, denn wirst du ja auch mitverdienen, was der Wagen uns einbringt!“

„Ich brauch nicht mehr, als ich verdienen“, sagt der Admiral sofort.

Henning zuckt mit den Schultern. Was soll der Streit. Was soll das Gespräch überhaupt. Es ist so sinnlos, mit dem Alten über solche Dinge zu reden.

„Du bist gegen allens, Vatter. Gibt nichts, wogegen du nicht bist, und es kann das Beste sein.“

Da steht der Admiral still, sieht auf den Sohn hinunter, sagt: „Das hör ich ein bißchen oft von dir und deinesgleichen . . .“ Er steht da, betrachtet den Sohn, sagt: „Aber das ist nicht wahr, das ist gewiß nicht wahr . . .“

„Nu streitet doch bloß nicht schon wieder“, sagt Anna Grabe. „Wie gewonnen, so zerronnen – muß einer doch nicht streiten.“

„Muß ich alter Mann mir sagen lassen, daß ich gegen allens bin?“



Henning Grabe mag darauf nicht mehr antworten. Er steht auf.

„Nun gebt euch doch die Hände und vertragts euch wieder!“ sagt die Frau.

Da stehen sich beide gegenüber, sehen sich in die Augen. Ihre Gesichter sind ernst. Und wer genauer hinsieht, merkt vielleicht sogar ein wenig Kummer im Gesicht des Admirals. Aber es muß wohl doch eine Täuschung sein. Es kann nicht Kummer sein, was dort im Gesicht steht. Er sagt: „Ich will mir in meinem Haus nicht sagen lassen, daß ich gegen allens bin. Das hab ich nicht nötig.“

So nimmt Henning Grabe die Jacke, legt sie sich sorgfältig über den Arm. Er steht noch einen Augenblick in Gedanken, hält den Kopf geneigt, sagt endlich: „Na, Vatter – es hat eben gar keinen Zweck, drüber zu streiten“, wendet sich an seine Mutter, sagt: „Schönen Dank auch, Mutter.“ Und dann geht er hinaus.

Der Admiral sieht ihm nach, macht plötzlich ein paar Schritte hinter dem mißratenen Sohn her, sagt: „Ist keine Ordnung und keine Zucht mehr, wenn die Söhne ...“

Henning macht die Tür hinter sich zu. Da beginnt Anna Grabe wieder zu singen. Sie summt ein altes Kirchenlied vor sich hin, eine alte, traurige Melodie.

War gestern abend das Licht von König Pröpping ein Zeichen, sobald es aufflammte, so soll heute ein Zeichen sein, wenn es erlischt. Länneken muß schlafen.

An der Wand tickt die Zeit. Und draußen nimmt der Wind zu. Gerade in dieser Nacht, in dieser zweiten Nacht des Admirals Grabe, nimmt der Wind zu. Was am Abend eine Brise war, das ist gewachsen, stetig und so wie hier die Stürme werden. Sie kommen und gehen über dieses Land, sie kommen zahn und friedlich über die Wiesen wie Schafe. In den Bäumen tanzt dann bald ein Bär.

## SCHRELLAS HEIMKEHR

*Eine kritische Einschätzung des in Westdeutschland erschienenen Romans „Billard um halb Zehn“, dem der folgende Auszug entnommen ist, finden unsere Leser auf Seite 144 des vorliegenden Heftes.*

Als sie an den Schalter traten, nahm Nettlinger die Zigarre aus dem Mund und nickte Schrella ermunternd zu; der Schalter wurde von innen hochgeschoben, ein Aufseher mit einer Liste beugte sich vor und fragte: „Sind Sie der Häftling Schrella?“

„Ja“, sagte Schrella.

Der Aufseher rief die Gegenstände, so wie er sie aus einem Karton nahm, auf, legte sie auf die Theke.

„Eine Taschenuhr, Nickel, ohne Kette.“

„Eine Geldbörse, schwarzes Leder, mit Inhalt: fünf englische Schillinge, dreißig belgische Franken, zehn deutsche Mark und achtzig Pfennige.“

„Eine Krawatte, Farbe: grün.“

„Ein Kugelschreiber, ohne Marke, Farbe: grau.“

„Zwei Taschentücher, weiß.“

„Ein Mantel, Trenchcoat.“

„Ein Hut, Farbe: schwarz.“

„Ein Rasierapparat, Marke: Gillette.“

„Sechs Zigaretten, Marke: Belga.“

„Hemd, Unterwäsche, Seife und Zahnbürste hatten Sie behalten, nicht wahr? Bitte unterschreiben Sie hier und bestätigen mit Ihrer Unterschrift, daß nichts von Ihrem Privateigentum fehlt.“

Schrella zog seinen Mantel an, steckte seine Habseligkeiten in die Tasche, unterschrieb die Liste: 6. September 1958, 16.10 Uhr.

„Gut“, sagte der Aufseher und zog den Schalter herunter.

Nettlinger steckte die Zigarre wieder in den Mund, berührte Schrellas Schulter. „Komm“, sagte er, „hier geht's raus, oder möchtest du wieder ins Kittchen rein? Vielleicht bindest du die Krawatte besser schon um.“

Schrella steckte sich eine Zigarette in den Mund, rückte seine Brille zu-recht, klappte den Hemdkragen hoch und legte die Krawatte ein; er erschrak, als Nettlinger ihm plötzlich das Feuerzeug vor die Nase hielt.

„Ja“, sagte Nettlinger, „das ist bei allen Häftlingen gleich, ob hohe oder niedrige, ob schuldige oder unschuldige, arme oder reiche, politische oder kriminelle; zuerst die Zigarette.“

Schrella zog den Zigarettenrauch tief ein, blickte über die Brillengläser hinweg Nettlinger an, während er seine Krawatte band, den Hemdkragen wieder herunterklappte. „Du hast Erfahrung in solchen Dingen, wie?“

„Du nicht?“ fragte Nettlinger. „Komm, den Abschied vom Direktor kann ich dir leider nicht ersparen.“

Schrella setzte seinen Hut auf, nahm die Zigarette aus dem Mund und folgte Nettlinger, der ihm die Tür zum Hof aufhielt; der Direktor stand vor der Menschenschlange am Schalter, wo die Erlaubnisscheine für den Sonntagsbesuch ausgegeben wurden; der Direktor war groß, nicht zu elegant, aber solide gekleidet, seine Arm- und Beinbewegungen wirkten betont zivil, als er auf Nettlinger und Schrella zu kam.

„Ich hoffe“, sagte er zu Nettlinger, „es ist alles zu deiner Zufriedenheit abgelaufen, schnell und korrekt.“

„Danke“, sagte Nettlinger, „es ging wirklich rasch.“

„Schön“, sagte der Direktor, wandte sich Schrella zu. „Sie werden mir verzeihen, wenn ich Ihnen zum Abschied einige Worte sage, obwohl Sie nur einen einzigen Tag zu meinen“ – er lachte – „Schützlingen gehörten und obwohl Sie irrtümlich anstatt in die Untersuchungs- in die Strafabteilung geraten sind. Sehen Sie“, sagte er und deutete auf das innere Gefängnistor, „jenseits dieses Tores erwartet Sie ein zweites Tor, und jenseits dieses zweiten Tores erwartet sie etwas Großartiges, das unser aller höchstes Gut ist: die Freiheit. Mag der Verdacht, der auf Ihnen ruhte, berechtigt oder unberechtigt gewesen sein, Sie haben“ – er lachte wieder – „in meinen gastlichen Mauern das Gegenteil von Freiheit kennengelernt. Nutzen Sie Ihre Freiheit. Wir sind zwar alle nur Gefangene, Gefangene unseres Leibes, bis zu dem Tage, da unsere Seele frei wird und sich zu ihrem Schöpfer erhebt, aber die Gefangenschaft innerhalb meiner gastlichen Mauern ist nicht nur eine symbolische. Ich entlasse Sie zur Freiheit, Herr Schrella . . .“

Schrella streckte verlegen seine Hand hin, zog sie aber rasch zurück, da er am Gesicht des Direktors bemerkte, daß ein Händedruck hier offenbar nicht zu den Formalitäten gehörte; Schrella schwieg verlegen, nahm seine Zigarette aus der rechten in die linke Hand und blinzelte Nettlinger an.

Die Mauern dieses Hofes, den Himmel darüber hatten Ferdis Augen als letztes von dieser Erde gesehen, vielleicht war die Stimme des Direktors die letzte menschliche Stimme gewesen, die er hörte, auf diesem Hof, der eng genug war, um von Nettlingers Zigarrenaroma ganz erfüllt zu sein; die schnuppernde Nase des Direktors sagte: Mein Gott, von Zigarren hast du immer was verstanden, das muß man dir lassen.



Nettlinger nahm die Zigarre nicht aus dem Mund. „Du hättest dir die Abschiedsrede sparen können. Also Dank und auf Wiedersehen.“

Er faßte Schrella bei den Schultern, schob ihn auf das innere Tor zu, das sich vor ihnen öffnete; langsam schob Nettlinger Schrella auf das äußere Tor zu; Schrella blieb stehen, gab dem Beamten seine Papiere; der verglich sie genau, nickte und öffnete das Tor.

„Da ist sie also“, sagte Nettlinger lachend, „die Freiheit. Drüben steht mein Auto, sag mir nur, wohin ich dich bringen soll.“

Schrella überquerte an Nettlingers Seite die Straße, zögerte, als ihm der Chauffeur die Autotür aufhielt.

„Los“, sagte Nettlinger, „steig doch ein.“

Schrella nahm den Hut ab, stieg ins Auto, setzte sich, lehnte sich zurück und blickte Nettlinger an, der nach ihm einstieg und in seine Nähe rückte.

„Wohin möchtest du gebracht werden?“

„Zum Bahnhof“, sagte Schrella.

„Hast du Gepäck dort?“

„Nein.“

„Willst du diese gastliche Stadt etwa schon wieder verlassen?“ fragte Nettlinger. Er beugte sich vor und rief dem Chauffeur zu: „Zum Hauptbahnhof.“

„Nein“, sagte Schrella, „ich will diese gastliche Stadt noch nicht verlassen. Du hast Robert nicht erreicht?“

„Nein“, sagte Nettlinger, „der macht sich rar. Den ganzen Tag hab ich versucht, ihn zu erreichen, er hat sich aber gedrückt, und als ich ihn im Hotel ‚Prinz Heinrich‘ fast erwischte hatte, ist er durch einen Nebenausgang verschwunden; ich habe seinetwegen höchst peinliche Dinge erleben müssen.“

„Du hast ihn auch vorher nie getroffen?“

„Nein“, sagte Nettlinger, „nicht ein einziges Mal; er lebt ganz zurückgezogen.“

Das Auto hielt vor einer Verkehrsampel. Schrella nahm seine Brille ab, wischte sie mit seinem Taschentuch und neigte sich nahe ans Fenster.

„Es muß dir doch merkwürdig vorkommen“, sagte Nettlinger, „nach so langer Zeit und unter solchen Umständen wieder in Deutschland zu sein; du wirst es nicht wiedererkennen.“

„Ich erkenne es sogar wieder“, sagte Schrella, „ungefähr, wie man eine Frau wiedererkennt, die man als Mädchen geliebt hat und zwanzig Jahre später wiedersieht; nun, sie ist ein bißchen fett geworden; talgige Drüsen; offenbar hat sie einen nicht nur reichen, sondern auch fleißigen Mann geheiratet; Villa am Stadtrand, Auto, Ringe an den Fingern, die frühere Liebe wird unter solchen Umständen unvermeidlicherweise zur Ironie.“

„Natürlich sind solche Bilder ziemlich schief“, sagte Nettlinger.

„Es sind Bilder“, sagte Schrella, „und wenn du dreitausend davon hättest, sähst du vielleicht ein Zipfelchen von der Wahrheit.“

„Es scheint mir auch zweifelhaft, ob deine Optik die richtige ist: vierundzwanzig Stunden erst im Lande, davon dreiundzwanzig im Gefängnis.“

„Du glaubst gar nicht, wieviel man im Gefängnis über ein Land erfahren kann; das häufigste Delikt in euren Gefängnissen ist Betrug; Selbstbetrug wird ja leider nicht als kriminell geahndet; vielleicht weißt du noch nicht, daß ich von den letzten zweiundzwanzig Jahren vier im Gefängnis verbracht habe?“

Das Auto fuhr langsam in einer langen Schlange los, die sich hinter der Ampel gebildet hatte.

„Nein“, sagte Nettlinger, „das wußte ich nicht. In Holland?“

„Ja“, sagte Schrella, „und in England.“

„Für welches Vergehen?“

„Affekthandlungen aus Liebeskummer, aber keineswegs aus Idealismus, sondern weil ich etwas Wirkliches bekämpfte.“

„Darf man Genaueres wissen?“ fragte Nettlinger.

„Nein“, sagte Schrella, „du würdest es nicht verstehen und es wie ein Kompliment annehmen.“

Ich bedrohte einen holländischen Politiker, weil er gesagt hatte, man müßte alle Deutschen umbringen, einen sehr beliebten Politiker; dann ließen die Deutschen mich frei, als sie Holland besetzten, und glaubten, ich sei eine Art Märtyrer für Deutschland, fanden aber dann meinen Namen auf der Fahndungsliste, und ich floh vor ihrer Liebe nach England; dort bedrohte ich einen englischen Politiker, weil er sagte, man müßte alle Deutschen umbringen, nur ihre Kunstwerke retten, einen sehr beliebten Politiker; aber sie amnestierten mich bald, weil sie glaubten, meine Gefühle respektieren zu müssen, Gefühle, die ich gar nicht gehabt hatte, als ich den Politiker bedrohte – so wird man aus Mißverständnis eingesperrt und aus Mißverständnis freigelassen.

Nettlinger lachte. „Wenn du schon Bilder sammelst, darf ich deiner Sammlung eins hinzufügen. Wie ist es mit dem: rücksichtsloser politischer Haß zwischen Schulkameraden; Verfolgung, Verhör, Flucht, Haß bis aufs Blut – aber zweiundzwanzig Jahre später ist es ausgerechnet der Verfolger, der Schreckliche, der den heimkehrenden Flüchtling aus dem Gefängnis befreit? Ist das nicht auch ein Bild, würdig in deine Sammlung aufgenommen zu werden?“

„Es ist kein Bild“, sagte Schrella, „sondern eine Geschichte, die den Nachteil hat, auch noch wahr zu sein – aber wenn ich die Geschichte ins Bildhaft-Abstrakte übersetze und dir dann interpretiere, wird wenig Schmeichelfhaftes für dich herauskommen.“

„Es ist gewiß merkwürdig“, sagte Nettlinger leise und nahm seine Zigarre aus dem Mund, „wenn ich hier um Verständnis bitte, aber glaube mir: als ich deinen Namen auf der Fahndungsliste las und die Meldung kontrollierte und erfuhr, daß sie dich wirklich an der Grenze verhaftet hatten, habe ich nicht einen Augenblick gezögert, alles für deine Freilassung in die Wege zu leiten.“

„Es würde mir leid tun“, sagte Schrella, „wenn du glaubtest, daß ich die Echtheit deiner Motive und Gefühle bezweifle. Nicht einmal deine Reue ziehe ich in Zweifel, aber Bilder – und du hast mich gebeten, die Geschichte als Bild in meine Sammlung aufzunehmen –, Bilder bedeuten eine Abstraktion, und das ist die Rolle, die du damals gespielt hast und heute spielst; die Rollen sind – verzeih – die gleichen, denn damals bedeutete mich unschädlich zu machen, mich einzusperren, heute bedeutet mich unschädlich zu machen, mich freizulassen; ich fürchte, daß Robert, der viel abstrakter denkt als ich, aus diesem Grund keinen Wert darauf legt, dich zu treffen. Ich hoffe, du verstehst mich – auch damals habe ich an der Echtheit deiner persönlichen Motive und Gefühle nie gezweifelt; du kannst mich nicht verstehen, versuche es gar nicht, denn du hast die Rollen nicht bewußt gespielt – sonst wärest du ein Zyniker oder ein Verbrecher – beides bist du nicht.“

„Ich weiß jetzt wirklich nicht, ob du mir Komplimente machst oder das Gegenteil.“

„Von beidem etwas“, sagte Schrella lachend.

„Vielleicht weißt du nicht, was ich für deine Schwester getan habe.“

„Hast du Edith geschützt?“

„Ja. Vacano wollte sie verhaften lassen; immer wieder setzte er sie auf die Liste, und ich habe ihren Namen immer wieder gestrichen.“

„Eure Wohltaten“, sagte Schrella leise, „sind fast schrecklicher als eure Missetaten.“

„Und ihr seid unbarmherziger als Gott, der die bereuten Sünden verzeiht.“

„Wir sind nicht Gott und können uns seine Allwissenheit so wenig anmaßen wie seine Barmherzigkeit.“

Nettlinger lehnte sich kopfschüttelnd zurück; Schrella nahm eine Zigarette aus der Tasche, steckte sie in den Mund und erschrak wieder, als Nettlingers Feuerzeug so plötzlich vor seiner Nase klickte und die hellblaue, saubere Flamme ihm fast die Wimpern versengte. Und deine Höflichkeit, dachte er, ist schlimmer als deine Unhöflichkeit je war. Deine Beflissenheit ist die gleiche geblieben, es ist die, mit der du mir den Schlagball ins Gesicht geworfen hast und mit der du mir jetzt auf eine lästige Weise Feuer für meine Zigarette gibst.

„Wann wird Robert erreichbar sein?“ fragte er.

„Wahrscheinlich erst am Montag, ich konnte nicht rauskriegen, wohin er



übers Wochenende gefahren ist; auch sein Vater, seine Tochter, alle sind weg; vielleicht kannst du's heute abend in seiner Wohnung versuchen, oder morgen früh um halb zehn im Hotel Prinz Heinrich; dort spielt er zwischen halb zehn und elf immer Billard. Sie sind im Gefängnis hoffentlich nicht grob zu dir gewesen?"

„Nein“, sagte Schrella, „korrekt.“

„Sag mir, wenn du Geld brauchst. Mit dem, was du hast, wirst du nicht weit kommen.“

„Ich denke, bis Montag wird es reichen; ab Montag werde ich Geld haben.“

Zum Bahnhof hin wurde die Autoschlange länger und breiter. Schrella versuchte das Fenster zu öffnen, kam aber nicht mit den Handgriffen zu recht, und Nettlinger beugte sich über ihn, drehte das Fenster herunter.

„Ich fürchte“, sagte er, „die Luft, die da hereinkommt, ist nicht besser als die, die wir drin haben.“

„Danke“, sagte Schrella; er sah Nettlinger an, nahm seine Zigarette von der linken in die rechte, von der rechten in die linke Hand. „Hör mal“, sagte er, „der Ball, den Robert damals schlug, ist er eigentlich je gefunden worden – du erinnerst dich?“

„Ja“, sagte Nettlinger, „natürlich erinnere ich mich gut, weil später so viel darüber geredet wurde; sie haben den Ball nie gefunden; sie suchten an diesem Abend bis spät in die Nacht, sogar am nächsten Tag, obwohl es ein Sonntag war; es ließ ihnen keine Ruhe; jemand behauptete später, es sei nur ein Trick von Robert gewesen, er habe den Ball gar nicht geschlagen, sondern nur das Geräusch des Schlagens nachgeahmt und den Ball dann verschwinden lassen.“

„Aber sie haben doch alle den Ball gesehen oder nicht – wie er flog?“

„Natürlich, niemand hat dieses Gerücht geglaubt; andere sagten, er sei in den Brauereihof gefallen, auf einen Bierwagen, der dort wartete; vielleicht erinnerst du dich, daß kurz darauf ein Wagen ausfuhr.“

„Es war vorher, lange, bevor Robert schlug“, sagte Schrella.

„Ich glaube, du irrst“, sagte Nettlinger.

„Nein, nein“, sagte Schrella, „ich stand dort und wartete und beobachtete alles genau; der Wagen fuhr aus, bevor Robert schlug.“

„Na, gut“, sagte Nettlinger – „jedenfalls wurde der Ball nie gefunden. Wir sind am Bahnhof – willst du dir wirklich nicht helfen lassen?“

„Nein, danke, ich brauche nichts.“

„Darf ich dich wenigstens zum Essen einladen?“

„Gut“, sagte Schrella, „gehen wir essen.“

Der Chauffeur hielt die Tür auf, Schrella stieg als erster aus, wartete mit den Händen in der Tasche auf Nettlinger, der seine Aktentasche vom Sitz

nahm, seinen Mantel zuknöpfte und zum Chauffeur sagte: „Bitte, holen Sie mich gegen halb sechs am Hotel Prinz Heinrich ab.“ Der Chauffeur legte die Hand an die Mütze, stieg ein und setzte sich ans Steuer.

Schrellas Brille, die abfallenden Schultern, der merkwürdig lächelnde Mund, das blonde Haar, ungelichtet, nur mit einem leichten silbernen Schimmer, immer noch nach hinten gekämmt; die Bewegung, mit der er sich den Schweiß abwischte, dann das Taschentuch wieder in die Tasche steckte; Schrella schien unverändert, kaum um ein paar Jahre gealtert.

„Warum bist du zurückgekommen?“ fragte Nettlinger leise.

Schrella blickte ihn an, blinzelnd, wie er es immer getan hatte, mit den Zähnen an der Unterlippe nagend; in der rechten Hand die Zigarette, in der linken den Hut; er blickte Nettlinger lange an und wartete, wartete immer noch vergebens auf das, wonach er sich seit mehr als zwanzig Jahren sehnte: Haß; nach dem handgreiflichen, den er sich immer gewünscht hatte; jemand ins Gesicht zu schlagen oder in den Hintern treten, dabei rufen: „Du Schwein, du elendes Schwein“, er hatte immer die Menschen beneidet, die zu solch einfachen Gefühlen fähig waren, aber er konnte in dieses runde, verlegen lächelnde Gesicht nicht hineinschlagen und nicht in diesen Hintern treten; auf der Schultreppe das Bein gestellt, so daß er hinstürzte, sich ihm die Bügel der Brille ins Ohr läppchen bohrten; auf dem Heimweg überfallen, in Hauseingänge geschleppt und verprügelt; mit der Stacheldrahtpeitsche geschlagen, Robert und ihn; verhöhrt; schuld an Ferdis Tod – und Edith geschont, Robert freigelassen.

Er blickte von Nettlinger weg auf den Bahnhofsvorplatz, wo es von Menschen wimmelte; Sonne, Wochenende, wartende Taxis und Eisverkäufer, Hotelboys in violetten Uniformen schleppten Koffer hinter Gästen her; die graue hoheitsvolle Fassade von Sankt Severin, Hotel Prinz Heinrich, Café Kroner; er erschrak, als Nettlinger plötzlich davonlief, sich in die Menschenmenge stürzte, mit den Armen fuchtelnd, rufend: „Hallo, Fräulein Ruth . . .“, dann kam er zurück, schüttelte den Kopf.

„Hast du das Mädchen gesehen?“ fragte er, „die mit der grünen Mütze und dem rosaroten Pullover; sie ist auffallend hübsch – es war Roberts Tochter. Ich habe sie nicht mehr erwischt; sie hätte uns sagen können, wo wir ihn finden. Schade – hast du sie gesehen?“

„Nein“, sagte Schrella leise, „Ediths Tochter.“

„Natürlich“, sagte Nettlinger, „deine Nichte. Verflucht – nun, gehen wir essen.“

Er ging über den Bahnhofsvorplatz, überquerte die Straße; Schrella folgte ihm zum Hotel Prinz Heinrich; ein Boy in violetter Uniform hielt die Tür auf, die hinter ihnen in die Filzfugen zurückpendelte.

„Fensterplatz?“ fragte Jochen. „Aber gern. Nicht zuviel Sonne? Also Ost-

seite. Hugo, du sorgst mir dafür, daß die Herren einen Fensterplatz an der Ostseite bekommen. Keine Ursache:“ – Trinkgelder werden hier gern angenommen. Eine Mark ist eine ehrliche runde Münze, und Trinkgeld ist die Seele des Berufs, und *ich habe doch gesiegt*, mein Bester, du hast ihn nicht zu Gesicht bekommen. Wie bitte, ob Herr Dr. Fähmel auch sonntags hier Billard spielt? Schrella? Um Gottes willen! Da brauch ich nicht mal auf die rote Karte zu sehen. „Mein Gott, Sie werden einem alten Mann zu dieser stillen Stunde hier wohl eine außerdienstliche Bemerkung verzeihen, Herr Schrella! Ich habe ja Ihren Vater gut gekannt, gut; der hat doch ein Jahr bei uns gearbeitet – damals in dem Jahr, als das Deutsche Turn- und Sportfest war; Sie erinnern sich sogar daran? Natürlich, Sie müssen damals schon so an die zehn, elf Jahre gewesen sein; hier, meine Hand, ich würde mich freuen, wenn Sie sie drückten; mein Gott, Sie werden mir hier ein paar Gefühle verzeihen, die sozusagen nicht zu meinem Dienst gehören; ich bin alt genug, mir das leisten zu können; Ihr Vater war ein ernster Mann, und würdig! Mein Gott, der ließ sich keine Frechheiten gefallen und war zu denen, die nicht frech waren, wie ein Lamm; ich habe oft an Ihren Vater gedacht – verzeihen Sie mir, wenn ich da an alte Wunden rühre; um Gottes willen – ich hab ja ganz vergessen, mein Gott; ein Glück, daß diese Schweine nichts mehr zu sagen haben, aber Vorsicht, Herr Schrella, Vorsicht; manchmal mein ich: die *haben doch gesiegt*. Vorsicht. Trauen Sie dem Frieden nicht – und verzeihen Sie einem alten Mann ein paar außerdienstliche Gefühle und Bemerkungen. Hugo, den allerbesten Platz an der Ostseite für die Herren, den allerbesten. Nein, Herr Schrella, sonntags kommt Herr Dr. Fähmel nicht zum Billardspiel, nein, sonntags nicht; der wird sich freuen, Sie sind doch Jugendfreunde und Gesinnungsgenossen gewesen, nicht wahr? Glauben Sie nicht, daß alle Menschen vergeßlich sind. Sollte er aus irgendeinem Grunde hier auftauchen, so würde ich Ihnen Nachricht geben, falls Sie mir Ihre Adresse hinterlassen; ich schicke Ihnen einen Boten, ein Telegramm, ich rufe an, wenn Sie wollen. Für unsere Kunden tun wir doch alles.“

Hugo verzog keine Miene; Erkennen wird nur auf Wunsch der Gäste vollzogen; im Billardsaal gebrüllt? Diskretion; Stacheldrahtpeitsche? Nein; unangebrachte Vertraulichkeiten und Kombinationen müssen vermieden werden; Diskretion ist das Banner des Berufs. Die Karte? Hier bitte, die Herren. Ist der Platz den Herren genehm? Ostseite, Fensterplatz, nicht zuviel Sonne? Blick auf das Ostchor von Sankt Severin: frühromantisch, elftes oder zwölftes Jahrhundert; Erbauer: der heilige Herzog Heinrich, der Wilde. Jawohl, mein Herr, den ganzen Tag über warme Küche; alle Speisen, die Sie auf der Karte finden, von zwölf bis vierundzwanzig Uhr servierbar. Das beste Menü? Sie haben ein Wiedersehensfest zu feiern; leicht vertrau-



liches Lächeln, wie es bei einer solch vertraulichen Mitteilung angebracht ist; nur nicht denken, Schrella, Nettlinger, Fähmel; keine Kombinationen; Narben auf dem Rücken? Ja, der Ober wird gleich kommen und Ihre Bestellung entgegennehmen.

„Trinkst du auch einen Martini?“ fragte Nettlinger.

„Ja, bitte“, sagte Schrella. Er gab dem Jungen seinen Mantel, seinen Hut, fuhr sich durchs Haar und setzte sich; im Saal saßen nur wenige Gäste, in der Ecke hinten, murmelten leise miteinander; sanftes Lachen wurde von wildem Gläserklirren untermalt; Sekt.

Schrella nahm den Martini vom Tablett, das der Kellner ihm hinhielt, wartete, bis auch Nettlinger seinen genommen hatte, hob das Glas, nickte Nettlinger zu und trank; Nettlinger schien auf eine unangemessene Weise gealtert; Schrella hatte den strahlenden blonden Jungen in Erinnerung, dessen brutaler Mund immer einen gutmütigen Zug behalten hatte; der mit Leichtigkeit einssiebenundsechzig hoch gesprungen, die hundert Meter in 11,5 gelaufen war; Sieger, brutal, gutmütig, aber offenbar, dachte Schrella, sind sie nicht einmal ihrer Siege froh geworden; schlechte Erziehung, schlechte Ernährung und keinen Stil; frißt wahrscheinlich zu viel; schon halb kahl, schon Alterssentimentalität im feuchten Auge. Nettlinger beugte sich mit fachmännisch verzogenem Mund über die Speisekarte, seine weiße Manschette rutschte hoch, eine goldene Armbanduhr wurde sichtbar, der Trauring am Ringfinger; mein Gott, dachte Schrella, selbst wenn er das alles nicht getan hätte, würde Robert wohl keine Lust haben, mit ihm Bier zu trinken oder seine Kinder zu familienverbindendem Badmintonspiel in Nettlingers Vorstadtvilla zu führen.

„Darf ich dir etwas vorschlagen?“ fragte Nettlinger.

„Bitte“, sagte Schrella, „schlag mir was vor.“

„Also hier“, sagte Nettlinger, „da gäbe es als Vorspeise einen ausgezeichneten Räucherlachs, dann Hühnchen mit Pommes frites und Salat, und ich würde meinen, daß wir uns nachher erst entschließen, welchen Nachtisch wir nehmen; weißt du, für mich ergibt sich der Appetit auf den Nachtisch erst während des Essens, ich vertraue da meinem Instinkt – ob ich nachher Käse, Kuchen, Eis oder ein Omelette nehmen werde; nur über eins bin ich mir vorher schon sicher; über den Kaffee.“ Nettlingers Stimme klang, als hätte er an einem Kursus „Wie werde ich Feinschmecker“ teilgenommen; noch wollte er seine einstudierte Litanei, auf die er stolz zu sein schien, nicht abbrechen, murmelte Schrella zu: „Entrecôte à deux – Forelle blau – Kalbsmedaillon.“

Schrella beobachtete Nettlingers Finger, der andächtig an der Liste der Speisen herunterwanderte, an bestimmten Speisen hielt – Schnalzen, Kopfschütteln, Unentschlossenheit – „Wenn ich Poularde lese, werde ich immer

schwach.“ Schrella steckte sich eine Zigarette an, war glücklich, daß er diesmal Nettlingers Feuerzeug entging; er nippte an seinem Martini, folgte mit den Augen Nettlingers Zeigefinger, der nun bei den Nachspeisen angekommen war; ihre verfluchte Gründlichkeit, dachte er, verdirbt einem sogar den Appetit auf so was Vernünftiges und Gutes wie gebratenes Huhn; sie müssen einfach alles besser machen und sind offenbar auf dem besten Wege, sogar in der Zelebrierung des Fressens die Italiener und Franzosen noch zu übertrumpfen.

„Bitte“, sagte er, „ich bleibe bei Hühnchen.“

„Und Räucherlachs?“

„Nein, danke.“

„Du läßt dir da etwas ganz Köstliches entgehen; du mußt doch einen Mordshunger haben.“

„Den habe ich“, sagte Schrella, „aber ich werde mich an den Nachtsch halten.“

„Wie du willst.“

Der Ober brachte noch zwei Martinis, auf einem Tablett, das sicher mehr gekostet hatte als ein Schlafzimmer; Nettlinger nahm ein Glas vom Tablett, reichte es Schrella, nahm seins, beugte sich vor und sagte: „Dies auf dein Wohl, auf dein spezielles.“

„Danke“, sagte Schrella, nickte und trank.

„Eins ist mir noch unklar“, sagte er, „wie kam es, daß sie mich an der Grenze schon verhafteten.“

„Es ist ein verdammter Zufall, daß dein Name noch auf der Fahndungsliste stand; Mordversuch verjährt nach zwanzig Jahren, und du hättest schon vor zwei Jahren gestrichen werden müssen.“

„Mordversuch?“ fragte Schrella.

„Ja, was ihr damals mit Vacano gemacht habt, lief unter dieser Bezeichnung.“

„Du weißt wohl nicht, daß ich gar nicht daran beteiligt war; ich habe diese Sache nicht einmal gebilligt.“

„Nun“, sagte Nettlinger, „desto besser; dann wird es keine Schwierigkeiten machen, deinen Namen endgültig von der Fahndungsliste zu streichen; ich konnte mich nur für dich verbürgen und deine vorläufige Freilassung erwirken; die Eintragung konnte ich nicht annullieren; jetzt wird alles weitere nur eine Formsache sein. Du gestattest, daß ich mit meiner Suppe schon anfang.“

„Bitte“, sagte Schrella.

Er wandte sich ab, dem Bahnhof zu, während Nettlinger seine Suppe aus dem Silberbecher löffelte; gewiß waren die blaßgelben Klößchen in der Suppe vom Mark der edelsten Rinder, die je auf deutschen Wiesen geweidet

hatten; golden schimmerte auf dem Tablett der Räucherlachs zwischen dem frischen Grün der Salatblätter; sanft gebräunt war der Toast, silbrige Wassertropfen bedeckten die Butterklümpchen; beim Anblick des essenden Nettlinger mußte Schrella gegen ein elendes Gefühl der Rührung ankämpfen; er hatte Essen immer als einen hohen Akt der Brüderlichkeit empfunden; Liebesmahl in elenden Hotels und in guten; allein essen zu müssen, war ihm immer wie eine Verdammung erschienen, und der Anblick allein essender Männer in Wartesälen und Frühstückszimmern, in den unzähligen Pensionen, die er bewohnt hatte, war für ihn immer der Anblick von Verdammten gewesen; er hatte immer Gesellschaft beim Essen gesucht, sich am liebsten zu einer Frau gesetzt; ein paar Worte gewechselt, während er Brot zerbröckelte, ein Lächeln über den Suppenteller hin, ein paar Handreichungen machten den rein biologischen Vorgang erst erträglich und zum Genuß; Männer wie Nettlinger, deren er unzählige beobachtet hatte, erinnerten ihn an Verurteilte, ihre Mahlzeiten kamen ihm wie Henkersmahlzeiten vor, sie aßen, obwohl sie die Tischsitten beherrschten und beachteten, ohne Zeremonie, mit tödlichem Ernst, der Erbsensuppe und Poularde tötete; waren außerdem gezwungen, mit jedem Bissen, den sie aßen, den Preis zu würdigen. Er wandte sich von Nettlinger ab, dem Bahnhof wieder zu, las das große Transparent, das über dem Eingang hing: *Herzlich willkommen unsere Heimkehrer.*

„Hör mal“, sagte er, „würdest du mich als Heimkehrer bezeichnen?“

Mit einem Lidaufschlag, als tauchte er aus Abgründen der Trauer auf, blickte Nettlinger von der Toastschnitte hoch, die er gerade mit Butter beschmierte.

„Das kommt darauf an“, sagte er, „bist du eigentlich noch deutscher Staatsbürger?“

„Nein“, sagte Schrella, „ich bin Staatenloser.“

„Schade“, sagte Nettlinger, neigte sich wieder über seine Toastschnitte, spießte ein Stück Räucherlachs von der Platte, zerlegte es – „wenn es dir gelingen könnte zu beweisen, daß du nicht aus kriminellen, sondern aus politischen Gründen fliehen mußt, würdest du eine ganz hübsche Entschädigung bekommen können. Liegt dir daran, daß ich die Rechtslage kläre?“

„Nein“, sagte Schrella; er beugte sich vor, als Nettlinger die Lachsplatte zurückschob – „willst du etwa den herrlichen Lachs zurückgehen lassen?“

„Natürlich“, sagte Nettlinger, „aber du kannst doch nicht . . .“ Er blickte erschrocken um sich, als Schrella sich eine Scheibe Toast vom Teller, den Lachs mit den Fingern von der Silberplatte nahm und auf den Toast legte, „du kannst doch nicht . . .“

„Du glaubst gar nicht, was man in einem so vornehmen Hotel alles kann; mein Vater ist Kellner gewesen, sogar in diesen heiligen Hallen; die ver-



zögen keine Miene, wenn du Erbsensuppe mit den Fingern essen würdest, obwohl das unnatürlich und unpraktisch wäre; aber gerade das Unnatürliche und Unpraktische wird hier am wenigsten Aufsehen erregen, deshalb die hohen Preise; das ist der Preis für Kellner, die keine Miene verziehen; aber Brot mit den Fingern essen und Fisch mit den Fingern drauflegen – das ist weder unnatürlich noch unpraktisch.“

Er nahm lächelnd die letzte Lachsscheibe vom Tablett, öffnete die Toastschnitten noch einmal und klemmte den Fisch dazwischen. Nettlinger sah ihn böse an.

„Wahrscheinlich“, sagte Schrella, „würdest du mich jetzt am liebsten umbringen, aus anderen Motiven als damals, das muß ich zugeben, aber das Ziel wäre das gleiche; höre, was der Sohn eines Kellners dir zu verkünden hat: ein wirklich feiner Mann unterwirft sich nie der Tyrannei der Kellner, unter denen es natürlich welche gibt, die wie feine Leute denken.“

Er aß seine Schnitte, während der Kellner, von einem Boy assistiert, für den Hauptgang deckte; komplizierte Warmhaltevorrichtungen wurden auf kleinen Tischen aufgebaut, Bestecke und Teller verteilt, die benutzten wurden weggeräumt, für Nettlinger wurde Wein, für Schrella Bier gebracht. Nettlinger kostete den Wein. „Ein ganz klein wenig zu warm“, sagte er.

Schrella ließ sich Huhn vorlegen, Kartoffeln und Salat, prostete Nettlinger mit seinem Bierglas zu und beobachtete, wie der Kellner Nettlinger tiefbraune schwere Sauce über das Lendenstück goß.

„Lebt eigentlich Vacano noch?“

„Natürlich“, sagte Nettlinger, „er ist erst achtundfünfzig, und – du wirst das Wort aus meinem Munde bestimmt komisch finden – er ist einer von den Unbelehrbaren.“

„Ach“, fragte Schrella, „wie soll ich das verstehen; ob es das wirklich geben kann: unbelehrbare Deutsche?“

„Nun, er pflegt dieselben Traditionen, die er im Jahr 1935 zu pflegen liebte.“

„Hindenburg und so? Anständig, anständig, Treue, Ehre – wie?“

„Genau. Hindenburg wäre das Stichwort für ihn.“

„Und das Stichwort für dich?“

Nettlinger blickte von seinem Teller hoch, hielt die Gabel in einem Fleischstück fest, das er gerade abgeschnitten hatte.

„Wenn du mich doch verstehen würdest“, sagte er, „ich bin Demokrat, ich bin es aus Überzeugung.“

Er senkte seinen Kopf wieder über die Lendenschnitte, hob die Gabel mit dem aufgespießten Fleischstück hoch, schob es in den Mund, wischte sich den Mund mit der Serviette, griff kopfschüttelnd nach seinem Weinglas.

„Was ist aus Trischler geworden“, fragte Schrella.

„Trischler? Ich entsinne mich nicht.“

„Der alte Trischler, der am unteren Hafen wohnte, wo später der Schiffsfriedhof war! Erinnerst du dich auch nicht an Alois, der in unserer Klasse gewesen ist?“

„Ach“, sagte Nettlinger, nahm sich Salleriesalat auf den Teller, „jetzt erinnere ich mich; den Alois haben wir wochenlang gesucht und nicht gefunden, und den alten Trischler hat Vacano selbst verhört, aber er hat nichts, nichts aus ihm herausbekommen, auch aus der Frau nicht.“

„Du weißt nicht, ob sie noch leben?“

„Nein. Aber die Gegend da unten ist oft bombardiert worden. Wenn du willst, laß ich dich rausbringen. Mein Gott“, sagte er leise, „was ist denn los, was hast du vor?“

„Ich möchte gehen“, sagte Schrella, „entschuldige, aber ich muß jetzt hier raus.“ Er stand auf, trank im Stehen sein Bier aus, winkte dem Kellner, und als dieser leise herankam, deutete Schrella auf die Silberplatte, wo noch drei Stücke gebratenen Huhns im leise brutzelnden Fett auf dem Warmhalter schmorten.

„Bitte“, sagte Schrella, „würden Sie mir das so einpacken lassen, daß kein Fett nach außen dringt?“

„Aber gern“, sagte der Kellner, nahm die Platte vom Halter, beugte sich, schon im Gehen gewendet, noch einmal zurück und fragte: „Auch die Kartoffeln, der Herr – und vielleicht etwas Salat?“

„Nein, danke“, sagte Schrella lächelnd, „die Pommes frites werden weich und der Salat schmeckt später nicht mehr.“ Er suchte in dem gepflegten Gesicht des grauhaarigen Kellners vergebens nach einer Spur von Ironie.

Nettlinger blickte böse von seinem Teller hoch. „Gut“, sagte er, „du willst dich an mir rächen, ich kann das verstehen, aber daß du es auf diese Weise machen mußt.“

„Wäre es dir lieber, wenn ich dich umbrächte?“

Nettlinger schwieg.

„Es ist übrigens keine Rache“, sagte Schrella, „ich muß einfach hier raus, ich halte es nicht mehr aus, und ich hätte mir mein Leben lang Vorwürfe gemacht, wenn ich das Hühnchen hätte zurückgehen lassen; vielleicht kannst du dich entschließen, diesen Akt wirklich meiner ökonomischen Veranlagung zuzuschreiben; wenn ich sicher wäre, daß sie den Kellnern und Pikkolos erlaubten, die Reste aufzuessen, würde ich es liegenlassen – aber ich weiß, daß sie das hier nicht gestatten.“

Er dankte dem Boy, der seinen Mantel gebracht und ihm hineingeholfen hatte, nahm seinen Hut, setzte sich noch einmal hin und fragte: „Du kennst Herrn Fähmel?“

„Ja“, sagte Hugo.

„Kennst du auch seine Telefonnummer?“

„Ja.“

„Würdest du mir einen Gefallen tun und jede halbe Stunde bei ihm anrufen; wenn er sich meldet, ihm sagen, daß ein gewisser Herr Schrella ihn sehen möchte?“

„Ja.“

„Ich bin nicht sicher, daß dort, wo ich hin muß, Telefonzellen sind, sonst würde ich es selbst tun. Hast du meinen Namen verstanden?“

„Schrella“, sagte Hugo.

„Ja.“

„Ich melde mich gegen halb sieben und frage nach dir. Wie heißt du?“

„Hugo.“

„Vielen Dank, Hugo.“

Er stand auf, blickte auf Nettlinger hinunter, der noch eine Lendenscheibe vom Tablett nahm. „Es tut mir leid“, sagte Schrella, „daß du eine so harmlose Handlung als Racheakt empfinden kannst. Ich habe nicht einen Augenblick an Rache gedacht, aber vielleicht verstehst du, daß ich jetzt gehen möchte; sehr lange möchte ich nämlich nicht in dieser gastlichen Stadt bleiben, und ich habe noch einiges zu erledigen. Vielleicht darf ich dich noch einmal an die Fahndungsliste erinnern?“

„Selbstverständlich bin ich jederzeit für dich zu sprechen, privat oder im Amt, wie du willst.“

Schrella nahm aus den Händen des Kellners den sauber verpackten weißen Karton, gab dem Kellner ein Trinkgeld.

„Es wird kein Fett nach draußen dringen, mein Herr“, sagte der Kellner, „es ist alles in Zellophan verpackt in unserem Spezial-Picknick-Karton.“

„Auf Wiedersehen“, sagte Schrella.

Nettlinger hob den Kopf ein wenig und sagte: „Auf Wiedersehen.“

„Ja“, sagte Jochen gerade, „gerne, und dann sehen Sie schon das Schild: *Zu den römischen Kindergräbern*, es ist bis acht geöffnet und nach Einbruch der Dunkelheit beleuchtet, gnädige Frau. Keine Ursache, vielen Dank.“ Er kam hinter der Theke herausgehumpelt, auf Schrella zu, dem der Boy schon die Tür aufhielt.

„Herr Schrella“, sagte er leise, „ich werde alles tun, um herauszubekommen, wo Herr Dr. Fähmel zu erreichen ist, eins habe ich inzwischen im Café Kroner schon erfahren können: um sieben findet dort eine Familienfeier statt, zu Ehren des alten Herrn Fähmel; dort werden Sie ihn also bestimmt treffen.“

„Danke“, sagte Schrella, „herzlichen Dank“, und er wußte, daß hier kein



Trinkgeld angebracht war; er lächelte dem alten Mann zu, ging durch die Tür, die hinter ihm leise in ihre Filzfugen zurückpendelte.

Der junge Bankbeamte blickte mitleidig auf, als Schrella seine fünf englischen Schillinge und dreißig belgischen Franken über die Marmorthke schob.

„Ist das alles?“

„Ja“, sagte Schrella, „das ist alles.“

Der junge Beamte setzte seine Rechenmaschine in Bewegung, drehte mißmutig die Kurbel – die geringe Anzahl der Umdrehungen drückte schon Verachtung aus –, schrieb flüchtig ein paar Zahlen auf einen Zettel, schob Schrella ein Fünfmärkstück, vier Groschenmünzen und drei Pfennige über die Theke.

„Der Nächste, bitte.“

„Nach Blessenfeld“, fragte Schrella leise, „können Sie mir sagen, ob dorthin immer noch die Elf fährt?“

„Ob die Elf nach Blessenfeld fährt? Ich bin nicht die Straßenbahnauskunft“, sagte der junge Beamte, „und außerdem weiß ich es wirklich nicht.“

„Danke“, sagte Schrella, ließ das Geld in seine Tasche gleiten, machte den Platz am Schalter frei für einen Mann, der einen Packen Schweizer Frankenscheine über die Theke schob; Schrella hörte noch, wie sich die Kurbel der Rechenmaschine respektvoll zu vielen Drehungen in Bewegung setzte.

Höflichkeit ist doch die sicherste Form der Verachtung, dachte er.

Bahnhofshalle. Sommer. Sonne. Heiterkeit. Wochenende. Hotelpagen schlepten Koffer auf Bahnsteige; eine junge Frau hielt ein Schild hoch, „Reisende nach Lourdes hier sammeln“. Zeitungsverkäufer, Blumenstände. Jugendliche mit bunten Badetüchern unterm Arm.

Schrella ging über den Vorplatz, blieb auf der Verkehrsinsel stehen und studierte die Abfahrtstafel; die Elf fuhr immer noch nach Blessenfeld; dort stand sie, am roten Verkehrslicht zwischen Hotel Prinz Heinrich und dem Chor von Sankt Severin, fuhr an, hielt, leerte sich, und Schrella reihte sich der Schlange der Wartenden ein, die vorne an der Schleuse zu zahlen hatten; er setzte sich, nahm den Hut ab, wischte den Schweiß von den Augenbrauen, trocknete die Brillengläser und wartete, als die Bahn abfuhr, vergeblich auf Gefühle; nichts; als Schuljunge viertausendmal mit der Elf hin- und zurückgefahren; tintenfleckige Finger, das alberne Geschwätz der mitfahrenden Schüler, das ihm immer auf eine schreckliche Weise peinlich gewesen war; Kegelschnitte, Plusquamperfekt, Irrealis, Barbarossas Bart, der immer noch durch den Tisch wuchs; Kabale und Liebe, Livius, Ovid, in grüngraue Pappe gebunden, und je weiter sich die Bahn aus der Stadt entfernte, auf

Blessenfeld zu, desto kleinlauter wurde das Geschwätz; schon am Rand der Altstadt stiegen die aus, die ihren Stimmen das sicherste Bildungstimbre zu geben wußten, verteilten sich in breite, dunkle Straßen, in denen solide Häuser standen; am Rande der Neustadt stiegen die aus, deren Stimmen das nächstniedere Bildungstimbre hatten, verteilten sich in engere Straßen, wo weniger solide Häuser standen; es blieben nur noch zwei oder drei, die bis Blessenfeld mitfuhren, wo die am wenigsten soliden Häuser standen; das Gespräch normalisierte sich, während die Bahn an Schrebergärten und Kiesgruben vorüber auf Blessenfeld zuschaukelte. „Streikt dein Vater auch? Bei Gressigmann geben sie jetzt schon viereinhalb Prozent Rabatt; die Margarine ist um fünf Pfennige billiger geworden.“ Der Park, wo das sommerliche Grün längst zertrampelt war, wo ums Planschbecken herum der sandige Boden von Tausenden von Kinderfüßen aufgewühlt war, mit Dreck, Papier und Flaschenscherben vermenget; die Gruffelstraße, wo die Lager der Altwarenhändler sich immer mit Blech und Lumpen, Papier und Flaschen aufüllten, sich in kümmerlicher Armut eine Limonadenbude aufat, in der ein magerer Arbeitsloser sich als Händler versuchte, binnen kurzem fett wurde, seine Bude mit Glas und Chrom auftakelte, blitzende Automaten aufstellte; fraß sich an Pfennigen dick, wurde herrisch und hatte doch vor ein paar Monaten noch untertänig den Preis für eine Limonade notfalls um zwei Pfennig gesenkt, ängstlich flüsternd: „Sag’s nur nicht weiter.“

Die Gefühle kamen nicht, während er in der Elf durch die Altstadt, die Neustadt, an Schrebergärten und Kiesgruben vorbei auf Blessenfeld zuschaukelte: viertausendmal gehört die Namen der Stationen: Boisseréestraße, Nordpark, Blessischer Bahnhof, Innerer Ring; sie klangen fremd, die Namen, wie aus Träumen, die andere geträumt hatten und vergebens mitzuteilen versuchten, klangen wie Hilferufe aus tiefen Nebelschichten, während die Bahn, fast leer, durch den sonnigen Sommernachmittag auf die Endstation zufuhr.

Dort, Ecke Parklinie und Innerer Ring, hatte die Bude gestanden, in der seine Mutter sich als Fischbraterin versuchte, aber am mitleidigen Herzen gescheitert war: „Wie kann ich denn hungrigen Kindern ein Stück gebratenen Fisch verweigern, wenn sie mir beim Braten zuschauen? Wie kann ich das?“ Und Vater sagte: „Natürlich kannst du’s nicht, aber wir müssen die Bude aufgeben, kein Kredit mehr, Pleite, die Händler liefern nicht.“ Panierte Fischfilets wurden in heißem Öl gar, während Mutter ein, zwei, drei Löffel Kartoffelsalat auf Pappteller häufte; Mutters Herz war *mitleidend nicht fest* geblieben; Tränen rannen aus den blauen Augen, Nachbarinnen flüsterten sich zu; die weint sich die Seele aus; aß nicht mehr, trank nicht mehr, ihre durchblutete Rundheit wandelte sich in blutarme Magerkeit; nichts mehr von der hübschen Kaltmamsell, die am Bahnhofsbüfett so beliebt gewesen war;

flüsterte nur noch *Herr, Herr*, blätterte in zerfransten Sektierergebetbüchern, die das Ende der Welt verkündeten, während auf der Straße rote Fahnen im staubigen Wind flatterten, andere Hindenburgs Kopf auf Plakaten durch die Straßen trugen; Geschrei, Prügelei, Schüsse; Schalmeien und Trommeln. Als sie starb, sah Mutter aus wie ein Mädchen, blutarm, mager; Reihengrab mit Asten drauf, ein dünnes Holzkreuz: „Edith Schrella 1896 bis 1932“; die Seele ausgeweint, der Leib der Erde des Nordfriedhofs beigemischt.

„Endstation, mein Herr“, verkündete der Schaffner, stieg aus seiner Schleuse, zündete den Zigarettenstummel an, kam nach vorne: „Weiter fahren wir leider nicht.“

„Danke.“ Viertausendmal eingestiegen, ausgestiegen; Endstation der Elf; zwischen Baggerlöchern und Baracken verloren sich rostige Schienen, die vor dreißig Jahren einmal der Weiterführung der Bahn hatten dienen sollen; Limonadenbude: Chrom, Glasballons, blitzende Automaten; korrekt sortierte Schokoladentafeln.

„Bitte, eine Limonade.“

Das grüne Zeug in einem makellosen Glas schmeckte nach Waldmeister.

„Bitte, der Herr, wenn es Ihnen nichts ausmacht, das Abfallpapier in den Korb. Schmeckt es?“

„Danke.“ Die beiden Hühnerschenkel waren noch warm, lockeres Brustfleisch, knusprig in allerbestem Fett gebraten, der Zellophanbeutel mit Spezial-Picknick-Warmhalte-Nadeln zugeknipst.

„Das riecht nicht schlecht. Noch eine Limonade dazu?“

„Danke, nein, aber bitte sechs Zigaretten.“

In der fetten Budenbesitzerin war noch das zarte hübsche Mädchen zu erkennen, das sie einmal gewesen war: blaue Kinderaugen hatten beim Erstkommunionunterricht den schwärmerischen Kaplan zu Attributen wie „engelgleich“ und „unschuldig“ hingerissen, waren jetzt zu händlerischer Härte versteinert. „Macht zusammen neunzig, bitte.“

„Danke.“

Eben klingelte die Elf, mit der er gekommen war, zur Abfahrt; er zögerte zu lange, sah sich für zwölf Minuten in Blessenfeld gefangen; er rauchte, trank langsam den Rest der Limonade und suchte hinter dem steinernen rosigen Gesicht nach dem Namen des Mädchens, das sie einmal gewesen war; blond, raste mit wehendem Haar durch den Park, schrie, sang und lockte in dunklen Fluren, als längst schon die Engelgleichheit dahingegangen war; erzwang heisere Liebesversprechen aus erregten Knabenkehlen, während der Bruder, blond wie sie, engelgleich wie sie, die Knaben der Straße vergebens zu edler Tat aufrief; Tischlerlehrling, Hundertmeterläufer, im Morgengrauen um einer Torheit willen geköpft.

„Bitte“, sagte Schrella, „doch noch eine Limonade.“

Er blickte auf den makellosen Scheitel der jungen Frau, die sich vorneigte, um das Glas unter den Ballon zu halten; ihr Bruder war Ferdi, der engelgleiche, ihr Name wurde später von rauen Jungenkehlen weitergeflüstert, von Mund zu Mund gegeben wie ein Losungswort, das zum Eintritt ins Paradies berechnete: Erika Progulske, Erlöserin aus dunklen Qualen, und *nimmt nichts dafür*, weil sie es gern tut.

„Kennen wir uns?“ Lächelnd stellte sie das Limonadenglas auf die Theke.

„Nein“, sagte er lächelnd, „ich glaube nicht.“

Nur nicht die Erinnerung aus ihrer Erfrierung auftauen, die Eisblumen würden wie flausches schmutziges Wasser herunterrinnen; nur nichts heraufbeschwören, die Strenge kindlicher Gefühle aus aufgeweichten Erwachsenen-seelen zurückerwarten, erfahren, daß sie jetzt *etwas dafür nahm*; Vorsicht, nur nicht die Sprache in Bewegung setzen.

„Ja, dreißig Pfennig. Danke.“ Ferdi Progulskes Schwester blickte ihn mit routinierter Freundlichkeit an. Auch mich hast du erlöst und *nichts dafür genommen*, nicht einmal den Riegel Schokolade, der in meiner Tasche weich geworden war, und es sollte doch nicht Bezahlung sein, sondern ein Geschenk, aber du nimmst es nicht; erlöst mit dem Mitleid deines Mundes und deiner Hände; ich hoffe, du hast es Ferdi nie erzählt, zum Mitleid gehört Diskretion; in Sprache verwandelte Geheimnisse können tödlich werden; ich hoffe, er hat es nicht gewußt, als er an jenem Julimorgen den Himmel zum letztenmal sah; ich war der einzige, in der Gruffelstraße, den er zu edler Tat bereit fand; Edith zählte damals noch nicht, sie war erst zwölf, die Weisheit ihres Herzens war noch nicht zu entziffern.

„Kennen wir uns wirklich nicht?“

„Nein, ich bin sicher.“

Heute würdest du mein Geschenk nehmen, dein Herz ist fest, doch nicht mitleidend geblieben; wenige Wochen später schon hattest du die Unschuld kindlicher Lasterhaftigkeit verloren, hattest schon entschieden, daß es besser sei, das Mitleid abzuwerfen, und warst dir klar darüber, daß du dir nicht als weinerliche blonde Schlampe die Seele ausweinen würdest; nein, wir kennen uns nicht, wirklich nicht; wir wollen die Eisblumen nicht auftauen. Danke, auf Wiedersehen.

Drüben immer noch das „Blesseneck“, wo Vater gekellnert hat; Bier, Schnaps, Frikadellen, Bier, Schnaps, Frikadellen; alles serviert mit diesem Gesicht, in dem Milde und Verbissenheit sich zu etwas Einmaligem mischten; Gesicht eines Träumers, dem es gleichgültig war, ob er im Blesseneck Bier, Schnaps und Frikadellen servierte oder im Prinz Heinrich Hummer und Sekt oder am oberen Hafen übernachtigen Huren Frühstück: Bier, Kotelett, Schokolade und Cherry Brandy; Vater brachte Spuren dieser klebrigen Frühstücke an seinen Manschetten mit, brachte gute Trinkgelder mit,



Schokolade und Zigaretten, brachte nicht mit, was andere Väter mitbrachten: Feierabendheiterkeit, die sich in Gebrüll und Zank, in Liebesbeteuerungen und Versöhnungstränen ausmünzen lassen konnte; immer diese verbissene Milde im Gesicht, verirrter Engel, der Ferdi unterm Schanktisch verbarg, wo die Hilfspolizei ihn zwischen Bierleitungen herausholte, der immer noch, schon in Todesgewißheit, lächelte; klebriges Zeug wurde aus Manschetten gewaschen, Stärke angerührt, damit das weiße Kellnerhemd steif werde und leuchte; sie holten ihn erst am anderen Morgen, als er mit seinen Butterbrot und den schwarzen Lackschuhen unterm Arm zum Dienst fahren wollte; er bestieg ihr Auto *und ward nicht mehr gesehen*; kein weißes Kreuz, keine Asten, der Kellner Alfred Schrella. Nicht einmal *auf der Flucht erschossen – ward einfach nicht mehr gesehen*.

Edith rührte Stärke an, wichste die schwarzen Reserveschuhe, reinigte weiße Krawatten, während ich lernte, spielend lernte, Ovid und Kegelschnitte, Heinrichs des Ersten, Heinrichs des Zweiten Pläne und Taten und Tacitus' und Wilhelms des Ersten, Wilhelms des Zweiten Pläne und Taten. Kleist und sphärische Trigonometrie; begabt, begabt, ganz außerordentlich begabt; Arbeiterkind, hatte das gleiche wie die anderen gegen vieltausendfache Widerstände anzulernen, war außerdem zu edler Tat verschworen und leistete mir sogar noch ein Privatvergnügen: *Hölderlin*.

Sieben Minuten noch bis zur Abfahrt der nächsten Elf. Gruffelstraße Numero siebzehn, das Haus neuverputzt, ein parkendes Auto davor: grün; ein Fahrrad: rot; zwei Roller: schmutzig. Achtzehntausendmal auf die Klingel gedrückt, auf den gelblich blassen Messingknopf, der seinem Daumen noch vertraut war; wo früher Schrella gestanden hatte, stand jetzt Tressel; wo früher Schmitz gestanden hatte, stand jetzt Humann; neue Namen, nur einer war geblieben: Fruhl – eine Tasse Zucker geliehen, eine Tasse Mehl, eine Tasse Essig, einen Eierbecher voll Salatöl – wieviel Tassen, wieviel Eierbecher, und zu welchem hohem Zinssatz; Frau Fruhl füllte die Tassen und Eierbecher immer nur halb und machte einen Strich an den Türrahmen, wo sie M, Z, E und Ö stehen hatte, radierte mit dem Daumen die Striche erst aus, wenn sie volle Tassen, volle Eierbecher zurückbekam, flüsterte es durch den Hausflur, in Läden und bei Treffen mit Freundinnen, wo bei Eierlikör und Kartoffelsalat Populärgynäkologie getrieben wurde, flüsterte es: „Mein Gott sind die doof!“, sie hatte früh schon vom *Sakrament des Büffels* gegessen, ihren Mann und ihre Tochter gezwungen, es einzunehmen, sang es im Flur: *Es zittern die morschen Knochen*. Nichts, kein Gefühl, nur die Daumenhaut, die auf dem blaßgelben Messingknopf ruhte, empfand etwas wie Rührung. „Suchen Sie jemand?“

„Ja“, sagte er, „Schrellas, wohnen die nicht mehr hier?“

„Nein“, sagte das Mädchen, „das wüßte ich, wenn die hier wohnten.“ Es

war rotwangig, lieblich, turnte auf schwankendem Roller, hielt sich an der Hausmauer fest.

„Nein, die haben hier nie gewohnt.“ Rannte los, strampelte wild über den Gehsteig, durch die Gosse und schrie: „Kennt hier jemand Schrellas?“ Er zitterte, es könnte jemand ja rufen, und er würde hingehen, begrüßen, Erinnerungen austauschen müssen; ja, den Ferdi, den haben sie – deinen Vater, den haben sie – und die Edith, die hat ja fein geheiratet – aber das rotwangige Mädchen rannte ohne Erfolg umher, drehte mit seinem schmutzigen Roller kühne Kurven, von Gruppe zu Gruppe, schrie es in die offenen Fenster hinauf: „Kennt hier jemand Schrellas?“ Sie kam mit erhitztem Gesicht zurück, zog eine elegante Schleife, blieb vor ihm stehen: „Nein, Herr, die kennt hier niemand.“

„Danke“, sagte er lächelnd, „magst du einen Groschen?“

„Ja.“ Strahlend sauste sie in Richtung Limonadenbude davon.

„Ich habe gesündigt, habe schwer gesündigt“, murmelte er lächelnd, während er zur Endstation zurückging, ich habe zum Huhn aus dem Hotel Prinz Heinrich Waldmeisterlimonade aus der Gruffelstraße getrunken; ich habe die Erinnerung ruhen lassen, die Eisblumen nicht aufgetaut; in Erika Progulskes Augen wollte ich kein Erkennen aufblitzen sehen, aus ihrem Mund den Namen Ferdi nicht hören; nur die Haut meines Daumens hat Erinnerung zelebriert, hat den Klingelknopf aus blaßgelbem Messing erkannt.

Es war ein Spießbrutenlaufen zwischen Augenpaaren, die vom Straßenrand, aus Fenstern und Hauseingängen, in sommerlicher Sonne, den Feierabend genießend, ihn genau beobachteten; war keiner darunter, der seine Brille, seinen Gang, das Zusammenkneifen der Augen erkennen würde, unter dem ausländischen Mantel den vielverspotteten Hölderlin-Leser, dem sie das Spottlied nachgerufen hatten: „Der Schrella, der Schrella, der Schrella liest Gedichte.“

Er wischte sich angstvoll den Schweiß ab, nahm den Hut vom Kopf, blieb stehen und blickte von der Ecke auch in die Gruffelstraße zurück; niemand war ihm gefolgt; junge Burschen saßen auf Motorrädern, halb nach vorne gebeugt, flüsterten jungen Mädchen Liebesversprechen zu; Bierflaschen auf Fensterbänken fingen Nachmittagssonne ein; dort drüben das Haus, in dem der Engel geboren worden war und gewohnt hatte; vielleicht war der Messingknopf noch da, auf dem Ferdis Daumen fünfzehntausendmal geruht hatte; grüne Hausfassade, flimmernde Drogerieauslagen, Zahnpastareklame gleich unterhalb des Fensters, in dem Ferdi so oft gelegen hatte.

Der Parkweg, von dem weg Robert Edith ins Gebüsch gezogen hatte, an einem Juliabend vor dreiundzwanzig Jahren; jetzt hockten Rentner dort auf Bänken, tauschten Witze aus, schnüffelten an Tabaksorten, beklagten die Unerzogenheit spielender Kinder; gereizte Mütter riefen ein bitteres

Schicksal auf ihre ungehorsame Brut herab, beschworen schreckliche Zukunft: *Daß dich der Atom hole*; Jungen, mit Gebetbüchern unterm Arm, kamen von der Beichte, noch unschlüssig, ob sie den Zustand der Gnade schon jetzt oder erst morgen verlassen sollten.

Immer noch eine Minute bis zur Abfahrt der nächsten Elf; schon seit dreißig Jahren liefen die rostigen Schienen in eine leere Zukunft; Ferdis Schwester füllte jetzt grüne Limonade in ein sauberes Glas; der Straßenbahnführer klingelte zum Sammeln; müde Schaffner köpften ihre Zigaretten, rückten ihre Geldtasche zurecht, stiegen in ihre Schleuse, klingelten Alarm, weil weit hinten, wo die rostigen Schienen endeten, eine alte Frau zum Laufen ansetzte.

„Zum Hauptbahnhof“, sagte Schrella, „mit Umsteigen zum Hafen.“

„Fünfundvierzig.“

Wenig solide Häuser, solidere Häuser, sehr solide Häuser. Umsteigen, ja, es ist immer noch die Sechzehn, die zum Hafen fährt. Baustoffhandlung, Kohlenlager, Verladerrampen, und er konnte es von der Balustrade des alten Wiegehauses aus lesen: „Michaelis, Kohlen, Koks, Brikketts“.

Nur noch umwenden, zwei Minuten Weg, und er würde Erinnerung vollziehen können; Frau Trischlers Hände würden der Zeit standgehalten haben, wie die Augen des Alten und Alois' Foto an der Wand; Bierflaschen, Zwiebelbündel, Tomaten, Brot und Tabak; ankernde Schiffe, schwankende Stege, über die Segeltuchrollen getragen wurden: riesige Schmetterlingspuppen würden rheinabwärts fahren, den Nebeln der Nordsee zu.

Stille herrschte hier; frisch war der Kohlenhaufen hinter Michaelis Zaun, Berge hellroter Ziegel im Baustofflager, schlurfende Nachtwächterschritte hinter Zäunen und Werkbuden machten die Stille noch größer.

Schrella lächelte, lehnte sich übers rostige Geländer, drehte sich um und erschrak: er hatte von der neuen Brücke nichts gewußt, auch Nettlinger hatte nichts davon gesagt; sie schob sich breit übers alte Hafenbecken hinüber, die dunkelgrünen Pfeiler standen genau dort, wo Trischlers Haus gewesen war; Brückenschatten bedeckte den Kai vorne, wo das Treidlerhaus gestanden hatte, im Strom rahmten riesige leere Stahltore blaues Nichts ein.

In Trischlers Kneipe hatte Vater am liebsten gearbeitet, Schiffer und ihre Frauen bedient, die im Garten auf den roten Stühlen saßen, an langen Sommerabenden, während Alois, Edith und er im alten Hafenbecken angelten. Ewigkeit kindlicher Zeitrechnung. Unendlichkeit, wie er sie nur noch aus Verszeilen kennengelernt hatte; drüben läuteten die Glocken von Sankt Severin, läuteten Frieden und Zuversicht in den Abend, während Edith mit ihren unruhigen Händen den Rhythmus des hüpfenden Schwimmers in die Luft zeichnete, ihre Hüften, ihre Arme, der ganze Körper tanzte im Rhyth-

mus des hüpfenden Schwimmers; und nicht einmal hatte ein Fisch angebissen. Vater servierte gelbes Bier mit weißem Schaum, mehr Milde als Verbissenheit strahlte sein Gesicht aus, und fröhlich lächelnd lehnte er Trinkgeld ab, weil *alle Menschen Brüder sind*. Brüder, Brüder, er rief es laut in den Sommerabend; bedächtige Schiffergesichter lächelten, hübsche Brüder mit Zuversicht in den Augen schüttelten über soviel kindliches Pathos den Kopf und klatschten doch Beifall, Brüder und Schwestern.

Schrella stieg langsam die Balustrade hinunter, ging am Hafenbecken vorbei, wo rostige Pontons und Boote auf Schrotthändler warteten; er tauchte tief unter den grünen Schatten der Brücke, sah in der Mitte des Stromes die eifrigen Krane, die Brückenteile auf Lastkähne luden, wo stöhnender Schrott vom Gewicht des hinzukommenden zusammengedrückt wurde; er fand den pompösen Aufgang, spürte, wie die breiten Stufen den Schritt zur Feierlichkeit zwangen; in gespenstischer Zuversicht hob sich die leere, saubere Autobahn zum Fluß hin, auf die Brücke zu, wo Schilder mit gekreuztem Schultergebein, riesige Totenschädel, schwarz auf weiß die Zuversicht bremsen; Schilder mit *Tod Tod* hemmten den Marsch nach Westen, während die leere Straße ostwärts in eine Unendlichkeit flimmernden Rübenlaubs führte.

Schrella ging weiter, drückte sich zwischen *Tod* und gekreuztem Schultergebein hindurch, an der Baubude vorbei, beschwichtigte einen Nachtwächter, der schon die Arme zu aufgeregtem Fuchteln erhoben hatte, sie aber sinken ließ, von Schrellas Lächeln beruhigt; Schrella ging weiter bis an den Rand; rostige Moniereisen, an denen Betonbrocken baumelten, bewiesen hier durch fünfzehn Jahre währendes ungebrochenes Standhalten die Qualität deutschen Stahls; jenseits des Stromes, hinter den leeren Stahltoren führte die Bahn am Golfplatz vorbei wieder in die Unendlichkeit flimmernden Rübenlaubs.

Café Bellevue. Uferallee. Rechts die Sportwiesen, Schlagball, Schlagball. Der Ball, den Robert schlug, und die Bälle, die sie in der holländischen Kneipe mit der Queue anstießen, rot über grün, weiß über grün, die monotone Musik der Bälle, klang fast wie Gregorianik; die Figuren, die die Bälle bildeten, wie strenge Poesie, die drei hoch unendlich aus grünem Filz zauberte; nie vom *Sakrament des Büffels* gekostet, blindlings Wunden empfangen, *Weide meine Lämmer* auf Vorstadtwiesen, wo Schlagball gespielt wird, in Gruffelstraßen und in Modestgassen, in englischen Vorstadtstraßen und hinter Gefängnismauern; *Weide meine Lämmer*, wo du sie triffst, auch, wenn sie nichts Besseres zu tun wissen als Hölderlin zu lesen und Trakl, nichts Besseres als fünfzehn Jahre lang: „Ich binde, ich band, ich habe gebunden, ich werde binden, ich hatte gebunden, ich werde gebunden haben“ an Tafeln zu schreiben, während Nettlingers Kinder auf gepflegtem Rasen – das können die Engländer doch am besten – Federball spielten, während



seine hübsche Frau, gepflegt, gepflegt, sehr gepflegt, ihm, der im hübschen Liegestuhl lag, von der Terrasse aus zurief: „Magst du 'ne Spur Gin in die Zitronenlimonade?“, und er zurückrief: „Ja, aber 'ne deutliche Spur!“, und seine Frau, Kichern im Hals, von soviel Witz entzückt, tat ihm 'ne deutliche Spur Gin in die Limonade, ging nach draußen, setzte sich neben ihn, in den zweiten Liegestuhl, der so hübsch war wie der erste, begutachtete die Bewegungen ihrer ältesten Tochter; vielleicht ein ganz klein bißchen zu mager, ein bißchen zu knochig, und das hübsche Gesicht ein bißchen zu ernsthaft; jetzt legte sie erschöpft den Schläger aus der Hand, setzte sich zu Vatis, zu Muttis Füßen an den Rasenrand – „aber, Liebes, erkälte dich nur nicht“ – und fragte, ach, immer so ernsthaft: „Vati, wie ist das nun, was ist das genau: Demokratie?“, und das war für Vati der rechte Augenblick, feierlich zu werden, er setzte sein Limonadenglas ab, nahm die Zigarre aus dem Mund – das ist schon die fünfte heute, Ernst-Rudolf – und erklärte es ihr: „Demokratie...“ Nein, nein, ich werde dich weder privat noch amtlich bitten, meine Rechtslage zu klären, ich *nehme nichts dafür*, ich habe den kindlichen Schwur im Café Zons geschworen, geschworen, den Adel der Wehrlosigkeit zu hüten; meine Rechtslage bleibt ungeklärt; vielleicht hat auch Robert sie geklärt, mit Dynamit; ob er inzwischen das Lachen gelernt hat oder wenigstens das Lächeln; er war immer ernst, kam nicht über Ferdis Tod hinweg, ließ seine Rachegedanken zu Formeln gefrieren, als sehr leichtes Gepäck trug er sie im Hirn, genaue Formeln, trug sie durch Feldwebel- und Offiziersquartiere, sechs Jahre lang, ohne zu lachen, wo Ferdi doch noch, als sie ihn verhafteten, gelächelt hatte, der Engel aus der Vorstadt, aus dem Mistbeet der Gruffelstraße; nur die drei Quadratzentimeter Daumenhaut hatten Erinnerung vollzogen; angesengte Turnlehrerfüße und das letzte Lamm von einem Bombensplitter getötet; Vater *ward nicht mehr gesehen*, nicht einmal *auf der Flucht erschossen*. Und niemals eine Spur gefunden von dem Ball, den Robert schlug.

Schrella warf den Zigarettenstummel in den Abgrund, stand auf, schlen- derte langsam zurück, zwängte sich zwischen *Tod* und gekreuztem Schulter- gebein wieder hindurch, nickte dem aufgescheuchten Nachtwächter zu, warf noch einen Blick zurück aufs Café Bellevue, ging die saubere leere Auto- bahn hinunter auf den Horizont zu, wo Rübenlaub im Sommerlicht flim- merte; irgendwo mußte diese Straße die Linie Sechzehn kreuzen. Umsteigen zum Bahnhof, fünfundvierzig Pfennig; er sehnte sich nach einem Hotel- zimmer, er liebte das Zufällige solchen Zu-Hause-Seins, die Anonymität dieser schäbigen Zimmer, die auswechselbar waren; Eisblumen der Erinne- rung tauten in diesen Zimmern nicht auf; staatenlos, heimatlos, und am Mor- gen ein liebloses Frühstück von einem verschlafenen Kellner serviert, dessen Manschetten nicht ganz sauber waren, dessen Hemdbrust nicht mit Inbrunst,

wie Mutter es getan hatte, gestärkt worden war; vielleicht konnte man eine Frage riskieren, falls der Kellner über Sechzig war? „Haben Sie einen Kollegen gekannt, der Schrella hieß?“

Weiter in die leere saubere Straße hinein, in den Himmel aus flimmern-dem Rübenlaub, als Gepäck nur die Hände in den Taschen, und das Kleingeld an den Weg gestreut, für Hänsel und Gretel. Postkarten waren der einzig erträgliche Kontakt mit dem Leben, das nach Ediths, nach Vaters, Ferdis Tod weiterging. „Mir geht es gut, lieber Robert; ich hoffe von Dir das gleiche; grüße meine mir unbekannte Nichte, meinen Neffen und Deinen Vater“, zweiundzwanzig Wörter, zuviel Wörter; zusammenstreichen den Text: „Mir geht's gut, hoffe Dir auch, grüße Ruth, Joseph, Deinen Vater“; elf Wörter; mit der Hälfte ließ sich das gleiche sagen; wozu herreisen, Händedrücker, eine Woche lang nicht „ich binde, ich band, ich habe gebunden“ konjugieren; Nettlinger unverändert finden, die Gruffelstraße unverändert; Frau Trischlers Hände fehlten.

Himmel aus Rübenlaub, wie mit grünsilbernem Gefieder bewachsen; unten schaukelte die Sechzehn durch eine Unterführung. Fünfundvierzig Pfennig; alles ist teurer geworden. Gewiß war Nettlinger mit seiner Erläuterung der Demokratie noch nicht zu Ende; Spätnachmittagslicht; seine Stimme wurde weich; und seine Tochter holte aus dem Wohnzimmer die Couchdecke – jugoslawisch, dänisch oder finnisch, jedenfalls: herrliche Farben –, legte sie dem Vater über die Schultern, kniete sich zu andächtigem Lauschen wieder hin, während die Mutter in der Küche ... „bleibt ihr nur draußen, Kinder, bitte, es ist ein so herrlicher Nachmittag und so harmonisch“ ... würzig schmackhafte Schnittchen zurechtmachte, bunte Salate mischte.

Die Vorstellung von Nettlinger ergab ein genaueres Bild als die Begegnung mit ihm; wie er die Lendenschnitte in sich hineinbefördert hatte, den besten, besten, allerbesten Wein dazu trinkend, schon in Nachdenken versunken, ob Käse, Eis, Kuchen oder ein Omelett dieses Mahl am würdigsten krönen würde. „Eins, meine Herren“, hatte der ehemalige Botschaftsrat gesagt, der den Kursus „Wie werde ich Feinschmecker“ abhielt – „eins, meine Herren, müssen Sie nun selbst dem Gelernten hinzufügen, einen Hauch, nur einen Hauch von Originalität.“

Er hatte es in England an die Tafel geschrieben: „er hätte getötet werden müssen“; fünfzehn Jahre lang das Xylophon der Sprache bedient: ich lebe, ich lebte, ich habe gelebt, ich hatte gelebt, ich werde leben. Werde ich leben? Er hatte nie begriffen, daß es Menschen gab, die sich über der Grammatik langweilen konnten. Er wird umgebracht, er wurde umgebracht; er ist umgebracht worden, er wird umgebracht werden; wer wird ihn umbringen? Mein ist die Rache, hat der Herr gesagt.

„Endstation, der Herr, Hauptbahnhof.“

Das Gedränge war nicht geringer geworden: wer war hier Ankommender, wer Abfahrender? Warum blieben sie nicht alle zu Hause? Wann fuhr der Zug nach Ostende; oder vielleicht auch nach Italien, Frankreich; irgend jemand würde auch dort zu lernen begehren: ich lebe, ich lebte, ich habe gelebt; er wird getötet werden, wer wird ihn töten?

Hotelzimmer? Welche Preislage? Billig? Spürbar ließ die Freundlichkeit der jungen Dame nach, die den hübschen Finger an der Liste entlangführte; offenbar galt es in diesem Lande als Sünde, nach dem Preis zu fragen. *Immer das Beste – das Teuerste ist das Billigste*; Irrtum, hübsches Kind, das Billige ist das Billigere, tatsächlich, laß nur deinen hübschen Finger bis auf die unterste Stufe der Liste gleiten. Pension Modern, sieben Mark. Ohne Frühstück. Nein danke, ich kenne den Weg zur Modestgasse, wirklich, ich kenne ihn, Numero sechzehn, das ist gleich neben dem Tor.

Als er um die Ecke bog, lief er fast gegen den Keiler, schrak vor der Masse des dunkelgrauen Tieres zurück und wäre fast an Roberts Haus vorbeigegangen; hier war die Erinnerung nicht in Gefahr; nur einmal war er hier gewesen; Modestgasse 8; er blieb vor dem blanken Messingschild stehen; las: „Dr. Robert Fähmel, Büro für statische Berechnungen, nachmittags geschlossen“, er zitterte, als er auf den Klingelknopf drückte: wovon er nicht Zeuge gewesen, was nicht mit Requisiten gespielt worden war, die er kannte, traf ihn heftiger: hinter dieser Tür war Edith gestorben, in diesem Haus waren ihre Kinder geboren, wohnte Robert; am Geräusch der drinnen ertönenden Klingel erkannte er schon, daß niemand öffnen würde, das Geräusch der Klingel drinnen mischte sich mit dem des Telefons, der Boy im Hotel Prinz Heinrich hat sein Wort gehalten; ich werde ihm ein gutes Trinkgeld geben, wenn wir dort Billard spielen.

Nur vier Häuser weiter die Pension Modern. Endlich daheim; zum Glück kein Essensergeruch in der winzigen Diele. Frische Bettwäsche für ein müdes Haupt. „Ja, danke, ich finde es schon.“ – „Im zweiten Stock die dritte Tür links, Vorsicht beim Treppensteigen, der Herr, die Teppichstangen sind an einigen Stellen lose; es gibt so wüste Gäste; Sie wollen nicht geweckt werden? Und noch eine Kleinigkeit, bitte; würden Sie im voraus zahlen, oder kommt noch Gepäck? Nein? Also bitte, acht Mark und fünf, einschließlich Bedienung; leider bin ich zu solchen Vorsichtsmaßregeln gezwungen, mein Herr, Sie glauben gar nicht, wieviel Gesindel es auf der Welt gibt; anständigen Menschen muß man dann mißtrauisch kommen, so geht es; und manche bringen es fertig, sich noch die Bettwäsche um den Leib zu binden, sich aus den Kopfkissenbezügen Taschentücher zurechtzuschneiden; wenn Sie wüßten, was man so alles erlebt; keine Quittung? Desto besser, die Steuer frißt einem sowieso die Haare vom Kopf. Sie erwarten doch sicher Besuch, Ihre Frau, nicht wahr; ich werde sie nach oben schicken, keine Sorge...“

VOM WIND

*Der ungesehene Wind wird sichtbar  
In den Blättern;  
Sie schlagen wie Flügel.  
Wird sichtbar  
Im Schwingen der endlos besprochenen Drähte,  
Im Tausel der Vögel, die hoch  
An den Gipfeln anklirren.  
Wird sichtbar im Knarren  
Der unverschlossenen Türen, an Rücken,  
Die lustig zeigen  
Die Nacktheit.*

*Nichts  
Hat der Wind mit den Gedanken zu tun.  
Jener wird dort sichtbar,  
Diese hier, in dem,  
was geschieht.*

WORT UND WIRKLICHKEIT

*Einer wollte sein Mädchen auf Händen tragen.  
Ich trage die Tasche an Einkaufstagen.  
Einer schwur, seine Liebe sei unwandelbar.  
Ich weiß, daß ich gestern ganz anders war.  
Einer wollte ihr Sterne vom Himmel holen.  
Ich hol aus dem Keller Winterkoben.  
Einer flüsterte: Ich schenk dir die ganze Welt.  
Ich sage: Vergiß nicht das Straßenbahngeld.  
Einer sprach, er wolle sie stumm anbeten.  
Ich habe täglich mit dir zu reden.  
Einer sagte, daß er für sie sterben könnte.  
Ich wollte, mein Leben nähm lange kein Ende.*

*So lob ich vor allen Zungen  
DIE HÄNDE.*



## TRÄUMEREI IM HERBST

*Der Herbst legt ein gelbes Blatt auf die Fensterbank.  
Ich sehe die weiße Seide in den Weinblättern.  
Der Garten hat sich geschminkt  
Wie eine alte Frau.  
Die Ferne – ein großes Milchglas ...  
Und die Sonne schwimmt hinein ...*

*Doch mein Blatt auf der Fensterbank leuchtet.  
Die Sonne hat die Ränder aufgebogen,  
Und so schwimmt mein Schiff.  
Goldenes Schiff, hat der Kindheit Träume geladen –  
Wie lockt mich die Ferne ...*

*Und so segle ich hinaus aus der Enge des Zimmers,  
Aufzusuchen die Träume des Kinds.  
Schon glänzen Bagdads Kuppeln, die Sonne  
Ist Aladins Wunderlampe.*

*In Bombay stehn wie gebogene Masten um mein Schiff  
Die Hörner der heiligen Kübe. Ich segle.  
Ich segle durch weiße Moscheen.  
Im bunten Ornament des Markts knien mächtig  
Geschmückte Elefanten.*

*Segle, Schiff, segle!  
Die Grazie der Chinesen erfüllt Peking.  
Kluges Volk.  
Die neue Philosophie  
Erhöht die alte Weisheit.  
Das Schilf der Reisfelder weht den Hunger hinweg.  
Zeigt sich die endlose Mauer und zeigt  
Des Volks endlose Kraft.*

*Ich segle durch Urwälder, die schwarz sind  
Vor Grüne und leuchten ...*

*Kebr ich zurück an die unerschlossenen Meere,  
Lote die Tiefe ich, Pflanzen suchend und Tiere  
Und Erde.*

*Und hoch in den luftlosen Himmel  
Hebt sich mein Schiff.  
Der Sonne zu, der Sonne.  
Höher und immer höher,  
Weiter und weiter bis –*

*Da sagt eine kleine Stimme: Vater?*

*Mein Kind steht im Zimmer.  
Der Wein am Fenster glänzt milchweiß.  
Neblich die Ferne . . .*

*Schläfst du, Vater?*

*Nein.*

*Verschollen mein Schiff irgendwo.  
Auf der Fensterbank liegt ein welkes Blatt,  
Die Ränder aufgebogen.  
Mein Kind legt es vorsichtig  
Zwischen die Seiten des Lesebuches.  
Mein Kind sagt: Für Biologie.*

*Ich weiß: Mein goldenes Sehnsuchtsschiff  
Ist geborgen.*

## KNEIPENERLEBNIS

*In der Kneipe beim Skat sagte einer,  
Dem der Hals aus dem Kragen rollte, zu einem,  
Dem der Hals aus dem Kragen rollte:  
KAPITALIST!  
Der so Angeredete gab  
Nach einem verlorenen Grand zurück:  
BOURGEOIS!  
Da wurde mir klar,  
Daß die Aufklärungsarbeit  
Nicht vergeblich gewesen war.*

## NEFRET-ETE

*Belacht mich einer, weil ich hier  
In Staunen steh  
Vor einer Königin?  
Ebenmäßig bist du, sanftmütig bist du  
Im Bild.  
Und hinter deiner Stirn hör ich den Ruderschlag  
Der Sklaven.*

*Gesicht aus Linnen.  
Wie Linie sich an Linie legt.  
Noch feuchtet ihr ein Kuß die Lippen, es trifft  
Nun milder auf die Diener ein Befehl.  
Und wie ein Kreis, endlos,  
Umschließt ihr Kinn  
Die klare Form...*

*Ich spüre die Gedanken in der Stirn,  
Ich fühle mich im Blut der Schläfe treiben,  
Mir ist es jetzt, als wüßte ich  
Ihr nächstes Wort.  
Und jene Bögen überm Blick  
Sind offen so, als schwänge sich  
Ein Vogel los -  
Und fliegt und kehrt zurück,  
Die Mandelaugen ihr zu schönen -  
Königin.*

*So steh ich hier versunken und huldige  
Dem Künstler.*

## FRÜHE

*Die Frau hat auf den Fluß  
Ihr weißes Haar gelegt,  
Und hat sich leise dann  
Den Wiesen zubewegt.*

*Dort stand sie eine Weile  
Sehr still und ungewiß,*

*Ich sah, wie sie sich selber  
Der Dunkelheit entriß.*

## AN DER GRENZE

*Ich liebe den Sommerhimmel,  
Die blaue Schale,  
Darinnen ein weißes Mosaik sich zeigt,  
Filigran und Arabesken –  
Als male Kändler.*

*Ich liebe den Himmel im Herbst.  
Er empfängt den Abglanz der Erde.  
Er überfliegt uns weich nach Süden hin.  
Die Flügelschiffe steigen  
Ins blaue Meer.  
Wir schlagen die Augen auf  
Und schaun...*

*Und in die sehnsuchtsvollen Augen,  
Ins Fadenkreuz der Gedanken,  
Fliegen nicht die Geschwader der Vögel,  
Ein Silberpunkt fließt stumm,  
Die Wolke suchend.*

*Ich stehe und lausche.  
Meine Sommerliebe versinkt.  
Der Herbst hat ein Schattengesicht.  
Ein Radargerät  
Mein Blick.*

## GRUSS

*Über der frühen Stadt  
Hissen die Schornsteine ihre Flaggen.  
Unter dem grauen Wehn essen wir unser Brot.  
Ich grüße die Soldaten,  
Die unter den Fahnen stehn.*



## DAS KLASSISCHE ERBE, DIE DEKADENZ UND JOHANNES R. BECHER

Die Verhaltensweisen der Dekadenten – um diesen summarischen Ausdruck zu gebrauchen – im Lauf der letzten hundert Jahre, als die Widersprüche der kapitalistischen Gesellschaft nackt und tödlich auftraten, könnte man vergleichen mit dem Verhalten des Publikums in einem Theater, das plötzlich in Flammen steht. Die ganze Skala von Verzweiflung und Resignation bis zum berserkerhaften Niedertrampeln der Umstehenden, von Fluch und Lästerung und grellem Schrei bis zum unsinnigen Gebetemurmeln, von Wahnvorstellungen bis zur momenthaften Erfassung schrecklicher realistischer Szenen im Kampf aller gegen alle, von wollüstiger Ergebung in das Unglück, heute Transzendenz genannt, bis zur zynischen Gleichgültigkeit als probater Haltung, sich durchzuschlagen – das könnte man, so glaube ich, in den Werken der dekadenten Literatur und Kunst nachweisen. Und wenn man das Bild weiterführen und annehmen will, daß auf der Szene des Theaters gerade ein klassisches Werk aufgeführt wurde, das von der Kraft und Größe des Menschen und der Rettung der Menschheit kündete, so mag man sich noch das Hohngelächter vorstellen, daß manchen aus dem Publikum befallen möchte angesichts der nun erlebten Katastrophe. Das ist gewiß ein Bild mit seiner Einschränkung, aber es ist nicht unsinnig gerade in diesem Fall. Denn die Dekadenten selbst sind in der Vorstellung befangen, es sei der Zusammenbruch einer Gesellschaftsordnung eine totale Katastrophe – und demnach verhalten sie sich. Und sie weisen jede andere Einsicht als lächerlich, töricht zurück, empfinden sie geradezu als Zumutung für ihre tiefere Einsicht, für ihre „tiefe Stunde“, wie sie selbst sagen. Und angesichts der idealen Kunstgebilde großer bürgerlicher Epochen hören wir ihr Hohngelächter – von der Bitterkeit Baudelaires über Nietzsches Geschmacklosigkeiten (er apostrophiert Schiller als „Moral-Trompeter von Säckingen“ und fragt, ob denn die Verführung „einer kleinen Nähterin“ durch einen „großen Gelehrten aller vier Fakultäten“, nämlich Faust, „wirklich der größte deutsche ‚tragische Gedanke‘ sei“, um schließlich „den guten Menschen“ mit dem „dunklen Drange“ zu verhöhnen) bis zu Benns oft sentimental Zynismen.

Eben an diesem Verhalten der Dekadenz gegenüber den Kraftquellen im großen Massiv klassischer Kunst, an dem sie allenfalls wie an totem

Gestein herumturnt, am liebsten es mit unsinnigen Formeln fortzaubert, setzt die Kritik Bechers ein mit einem schon seit seiner Jugend flammenden Willen, alles Große der Vergangenheit in unsere neue Weltordnung herüberzunehmen. In seinem „Tagebuch 1950“ finden wir unter dem 25. März die folgende Eintragung: „Diese geniale Entdeckung Thomas Manns (im ‚Doktor Faustus‘) vom ‚Zurücknehmen‘. Die Bemühungen Leverkühns, in einem Orgasmus von Assonanz die ‚Neunte‘ zurückzunehmen. Welch ein großartiges Symbol! Charakteristisch für die Bourgeoisie ihrem eigenen revolutionären Erbe gegenüber. *Unsere Art der ‚Zurücknahme‘*: Die menschenunwürdige Assonanz der Bourgeoisie, ihren Anarchismus, Nihilismus, ihre Chaotik auf allen Gebieten, zurückzunehmen in der ‚Neunten‘, und in einer Renaissance all dessen, was damit harmoniert und darüber hinausweist.“

Gegen Schluß von Thomas Manns Buch lesen wir die düsteren Worte des Tonsetzers Adrian Leverkühn, die sein Freund wiedergibt: „... es solle nicht sein, das Gute, die Freude, die Hoffnung, das solle nicht sein, es werde zurückgenommen, man müsse es zurücknehmen!“ Und die letzten Passagen des Buches handeln von der „Umkehrung“, von der „Sinnesverkehrung“ großer Menschheitsideen. Aus dem Lied „An die Freude“ aus der „Neunten“ wird das „Lied an die Trauer“. Und weiter heißt es bezüglich Faust: „Damit aber verbindet sich eine Umkehrung der Versuchungsidee dergestalt, daß Faust den Gedanken der Rettung als Versuchung zurückweist, – nicht nur aus formeller Treue zum Pakt und weil es ‚zu spät‘ ist, sondern weil er die Positivität der Welt, zu der man ihn retten möchte, die Lüge ihrer Gottseligkeit von ganzer Seele verachtet.“

Gottfried Benn schrieb ein Gedicht „Destille“. Ihn treibt „Verklärungssucht“ zwischen Flaschen, Funk und Jazz, denn seine Weltschau ist vernichtend:

*Wenn man die Seele sieht,  
Potenz und Potential,  
den Blick aufs Ganze gerichtet:  
katastrophal!*

Zwar überfällt ihn zwischendurch melancholische Betrachtung:

*... natürlich bauten sie Dome,  
dreihundert Jahre ein Stück,  
wissend, im Zeitenstrom  
bröckelt der Stein zurück,  
  
es ist nicht zu begreifen,  
was hatten sie für Substanz,*

*wissend, die Zeiten schleifen  
Turm, Rose, Krypte, Monstranz.*

*vorbei, à bas und nieder  
die große Konfession,  
à bas ins Hühnergefieder  
konformer Konvention –*

*Ich erlebe vor allem Flaschen  
und abends etwas Funk,  
es sind die lauen, die laschen  
Stunden der Dämmerung.*

*... ich lasse mich überraschen,  
Versöhnung – und ich verziehe:  
Aus Fusel, Funk und Flaschen  
die Neunte Symphonie.*

Doch dann spöttischer Seitenhieb und das Sich-Ernst-Nehmen des Dekadenten:

*Die haben etwas errichtet,  
eine Aula mit Schalmei,  
das wird gespielt und gedichtet,  
was längst vorbei.*

*Ich lasse mich zerfallen,  
ich bleibe dem Ende nah,  
dann steht zwischen Trümmern und Ballen  
eine tiefe Stunde da.*

Es sei mir gestattet, an lyrischen Beispielen einerseits das „Zurücknehmen“ hoher klassischer Werte, andererseits ihre kritische Betrachtung und Neu-Erschließung aufzuzeigen.

Den ersten Vorstößen bürgerlicher Demokratisierung dank dem Kampf der Zünfte in den Städten Italiens gegen die Adels Herrschaft entsprachen zwei ins Herz des Mittelalters stoßende Fragen der damaligen italienischen Dichter: „Was ist wahre Liebe und was ist wahrer Adel?“ Das folgenreiche programmatische Gedicht hatte ein älterer Zeitgenosse Dantes, Guido Guinizelli, geschrieben, den Dante als seinen „Vater in der Poesie“ preist. Zunächst ist Liebe ohne ein edles Menschenherz nicht denkbar – und umgekehrt, so wie Licht und Sonne nicht voneinander getrennt sind. In Guinizellis Kanzone heißt es:

*Natur schuf Liebe nicht vor edlem Herzen  
und auch das edle Herz nicht vor der Liebe;  
kaum schuf Natur die Sonne,  
glänzte sofort das Licht,  
und schuf das Licht nicht vor der Sonne;  
und Liebe hält sich auf im edlen Herzen  
genau so wie  
der Glanz im hellen Feuer.*

Ebenso wird die Identität von Adel und edlem Menschenherzen proklamiert. Die letzten drei wuchtigen Strophen der Kanzone, in Prosa übersetzt, lauten so:

„Fährt die Sonne herab auf den Kot alle Tage, so bleibt er doch gemein, sie aber büßt nichts ein von ihrer Glut. Sagt der hochmütige Mann: Adlig bin ich von Geburt, so gleicht er dem Kot, die Sonne aber edler Kraft; denn es soll nicht glauben ein Mensch, daß Adel außerhalb sei des edlen Herzens etwa von der Sippe her, denn nur edles Herz adelt. Der Strahl fährt durch das Wasser, es kann ihn nicht halten, der Himmel aber bewahrt den Glanz der Sterne.

Der Schöpfer Gott strahlt in die Engel, des Himmels Intelligenzen, ein, mehr als das Sonnenlicht in unser Auge. Durch den Schleier noch begreifen sie ihre Pflicht und fangen an zu gehorchen, den Himmel drehend und so den ersten von Gott geschaffenen Plan verwirklichend. Also läßt die schöne Frau, die in den Augen des edlen Mannes aufleuchtet, den Willen zum Wahren in ihm entstehen, der sich in Gehorsam niemals von ihr entfernt.

Frau, steht meine Seele einst vor Gott, wird er mir sagen: Was wagtest du? Durch die Himmel bist du gedrunken bis zu mir und hast mich als Vergleich für deine eitle Liebe genommen, da mir das Lob gehört und der Königin des himmlischen Reiches, wo aller Betrug aufhört. Ich werde ihm sagen können: Sie war wie ein Engel und wie aus deinen Reichen. Ich fühle mich nicht schuldig, wenn ich meine Liebe ihr gab!“

Durch einen geliebten Menschen die Seligkeit zu empfangen und durch edle Gefühle geadelt zu werden, war das überwältigend Neue. Die von Guinizelli und Dante zuerst poetisch formulierten menschlichen Ideale des aufstrebenden Bürgertums, die Liebe Dantes zu Beatrice, geschildert in der Vita nuova und der Göttlichen Komödie, seine Auseinandersetzung mit dem Adelsbegriff, geführt in der 4. Kanzone, erwiesen wieder ihre Sprengkraft, als ein halbes Jahrtausend später in der deutschen Klassik das revolutionäre Bürgertum abermals große Dichtung hervorbrachte. In Schillers revolutionärstem Stück, in „Kabale und Liebe“, spricht Ferdinand zu Luise: „Laß doch sehen, ob mein Adelsbrief älter ist, als der Riß zum unendlichen



Weltall? oder mein Wappen göltiger, als die Handschrift des Himmels in Luisens Augen: dieses Weib ist für diesen Mann!“ „... schöner, als er dich von sich ließ, soll der Himmel dich wieder haben und mit Verwunderung eingestehen, daß nur die Liebe die letzte Hand an die Seelen legte.“

„– Höre, Luise! – Ein Gedanke, groß und vermessen wie meine Leidenschaft, drängt sich vor meine Seele – *Du*, Luise, und *ich*, und die *Liebe!* – liegt nicht in diesem Zirkel der ganze Himmel? oder brauchst du noch etwas Viertes dazu?“

Ich zitiere noch eine Strophe aus des späten Goethe „Trilogie der Leidenschaft“:

*In unsers Busens Reine wogt ein Streben,  
Sich einem Höbern, Reinern, Unbekannten  
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,  
Enträtselnd sich den ewig Ungenannten;  
Wir heißen's: fromm sein! – Solcher seligen Höhe  
Fühl' ich mich teilhaft, wenn ich vor ihr stehe.*

Und den berühmten Schluß aus dem „Faust“:

*Das Ewig-Weibliche  
zieht uns binan.*

Der Dichter Dante war es, der in den Kuppelbau des Mittelalters trat, wie Simson die beiden tragenden Säulen faßte und knickte – und sie (so daß der Bau über ihm noch hielt) durch neue ersetzte: den Geburtsadel durch den Seelenadel, das Lob Gottes durch das Lob der Geliebten. Die Frau als Vermittlerin allerhöchster Seligkeit hatte er in der Gestalt Beatrices geschaffen. Der jüngere Zeitgenosse Dantes, Petrarca, der Sänger Lauras, schauderte vor solcher Vermessenheit schließlich zurück. In seinen „Gesprächen über die Weltverachtung“ unterhält er sich in Gedanken mit dem Kirchenvater Augustin über seine Geliebte:

„*Augustinus*: Sie, die du so rühmtest, der du alles zu verdanken versicherst, sie hat dich zugrunde gerichtet.

*Petrarca*: Guter Gott: wie willst du mich davon überzeugen?

*Augustinus*: Von der himmlischen Liebe hat sie deine Seele abgelenkt, deine Sehnsucht von dem Schöpfer weg zu dem Geschöpf hingezogen – der schnellste Weg zum Verderben der Seele!“

Nach einem längeren Hin und Her der Argumente gibt sich Petrarca schließlich geschlagen.

„*Augustinus*: Aber ich komme noch einmal darauf zurück: das größte Unheil der Liebe ist, daß sie uns Gott vergessen läßt...“

*Petrarca*: Ich muß gestehen, daß ich geschlagen bin... Was soll ich also tun? Muß ich verzweifeln?“

Dies ist die erste Zurücknahme, freilich nach bereits vollbrachter Leistung. Dies trifft auch auf Petrarcas großartige Naturvision zu. Die heutige sogenannte Moderne nimmt den sensiblen Petrarca um dieser Gebrochenheit willen gern als ersten „modernen“ Menschen in Anspruch. Ihr näher steht Dantes Zeitgenosse und Widerpart, der Dichter Cecco Angiolieri, Sohn eines reichen und geizigen Bankiers. Aus ihm, der von den Widersprüchen der Epoche zerrieben wird, brechen nackte Verzweiflung und Zerstörungswut:

*Wär' Feuer ich, ich brännt' die Welt zusammen;  
wär' ich der Sturm, so wollt' ich sie verwüsten;  
wär' Wasser ich, ich würde sie ersäufen;  
Und wär' ich Gott, ich würd' ins Nichts sie schleudern.*

Melancholie, Sehnsucht nach dem Weltuntergang erfüllt ihn:

*Verzweiflung fordert mich als ihren Sohn;  
und wahrlich, recht nenn' ich sie meine Mutter:  
erzeugt ward ich vom tiefsten Schmerz der Seele,  
und meine Amme war Melancholie!*

.....  
*Drum möcht' ich wohl, ich wäre nicht geboren,  
oder doch nur ein Ding, das kein Gefühl hat,  
derweil ich-in mir nicht mehr ein noch aus weiß -  
es sei denn, daß sich die Erfüllung nahe  
endlich einmal die alte Prophezeiung  
vom Antichrist und Weltuntergange!*

Man sieht, die Dekadenz hat auch ihr „klassisches“ Erbe. Ihre Formulierungen und Stimmungen sind gar nicht neuartig. Cecco verspottete zeitlebens das Ethos Dantes, der eine neue Zeit einleitete. Dantes Lob Beatrices wurde auch anderweitig als Wahnsinn empfunden. Ein Sonett aus jener Zeit, an Dante gerichtet, der sein Liebeserlebnis zur Diskussion gestellt hatte, endet so:

*Bist du gesund und scheust dich nicht vorm Lichte,  
so wasche reichlich Hals dir und Gesichte,  
bis alle Dünste sich zerstreun und legen,  
die dich und uns mit Ammenmärchen plagen.  
Und wärest du schlimm erkrankt, so müßt' ich schließen,  
es habe Wahnsinn dir betört die Sinnen.  
Dies wollt' ich dir als meine Antwort sagen,  
und bis dein Wasser ich dem Arzt gewiesen,  
steht diese meine Meinung fest mir innen.*

Cecco Angiolieri, der noch den aus Florenz verbannten Dante mit seinem verzweifelt Spott verfolgte: „Dante Alighier', ich werd' dich müde kriegen: bin ich der Stachel doch und du der Ochse“, erklärte die „Vita nuova“, die mit dem Satz anhebt: „Hier beginnt das neue Leben“, schlankweg als Lug und Trug. Es mußten fast sechshundert Jahre vergehen, bis es wieder einer tat. Nietzsche sagt in seiner „Fröhlichen Wissenschaft“: „Ich würde (...) der Vita nuova Dantes (...) keinen Glauben schenken.“ Wir stehen in der Sünden Maienblüte der Dekadenz. Wenige Jahre, bevor Dantes 600. Geburtstag gefeiert wurde, erschien ein sensationeller Lyrikband, „Die Blumen des Bösen“, von Baudelaire. Dort finden wir ein Gedicht „Die Beatrice“, das die anfangs erwähnte „Sinnesverkehrung“ vollzieht. In der „Göttlichen Komödie“ begegnet Dante der Geliebten in paradiesischer Natur. Er gewahrt sie in einer Wolke von Blumen, die Engel emporhalten:

*So aus der Blumenwolke, die empor  
aus Engelhänden stieg und auf das ganze  
Gefilde hinfloß, strahlt' ein Weib hervor.  
Im weißen Schleier, im Olivenkranze,  
in grünem Mantel stellte sie sich dar,  
bekleidet von lebend'gem Flammenglanze.*

Baudelaire begegnet seiner „Herzenskönigin“ „in „äschernen, kalkigen Gefilden ohne Grün“, also in Höllenbereichen, in einer „düstren Wolke“ von „lasterhaften Dämonen“.

*In abgestorbenen Bereichen ohne Leben (...)  
sah ich im Mittag auf mein Haupt die Wolke rollen,  
von finstrem Unheil voll und wildem Sturmesgrollen,  
die einen Rudel von Dämonen in sich barg,  
Kobolden ähnlich, reich an Neugier und an Arg,  
die mich verwundert und mit kaltem Blick betrachten,  
wie Müßiggänger, die auf einen Narren achten ...*

Dem gereiften Mann Dante werden vom geliebten Ideal die Verfehlungen in seinem Leben vorgehalten. Er ist zerknirscht und erweckt Mitleid bei den Engeln. Der durch Reue gewandelte Dante darf dann wie einst in seiner Jugend wieder das entschleierte Antlitz Beatrices sehen und die Herrlichkeit ihrer Blicke in gesteigerter Seligkeit genießen: „O Glanz lebend'gen Lichtes ew'ger Sonnen (...)“

Aus der Dämonenwolke jedoch ergießt sich Spott über Baudelaire:

*– Beschaut nach Herzenslust dies arge Spottgebilde,  
ein Hamletschatten und ein Narr aus dessen Gilde,*

*mit windzerzaustem Haar und mit verschwommenem Blick.  
Ein jammervolles Bild, des Ärmsten Mißgeschick;  
der Gauner, Scharlatan in der Vakanz, der Tolle,  
wie ausgezeichnet fügt er sich in seine Rolle...*

Baudelaire sagt in seinem Gedicht weiter: „Ich hätte mein stolzes Haupt einfach wegwenden können, wenn ich nicht hätte

*... im Schwarm der Unzucht ragen sehen  
(daß solch Verbrechen nicht die Sonne wanken macht!)  
des Herzens Königin mit ihrer Blicke Pracht,  
doch lacht sie ebenfalls ob meiner Tränen Flüsse  
und schenkt den Anderen abscheuliche Genüsse.“*

Das ist die „Zurücknahme“ bei Baudelaire aus dem bitteren Gefühl, von den einstigen Idealen vollkommen verlassen zu sein. Wenn sein Schmerz in „Aufruhr“ – so heißt eine Gruppe von Gedichten im Anschluß an das Beatrice-Gedicht – umschlägt, so ist das nicht mehr als eine kindisch-trotzige Bankrotterklärung, indem nun aus schwarz weiß und aus weiß schwarz, der Engel zum Satan, der Satan zum Engel gemacht wird.

Der dekadenten Dichtung ist es also nicht möglich, das große bürgerliche Erbe weiterzuführen. Den großen vergangenen Leistungen konnte nur die neue Gesellschaftsordnung gerecht werden. In dem 1893 geschriebenen Vorwort zum „Manifest der Kommunistischen Partei“ richtet sich Engels an den italienischen Leser und schreibt: „Das *Manifest* läßt der revolutionären Rolle, die der Kapitalismus in der Vergangenheit spielte, volle Gerechtigkeit widerfahren. Die erste kapitalistische Nation ist Italien gewesen. Der Abschluß des feudalen Mittelalters, der Anbruch der modernen kapitalistischen Ära sind gekennzeichnet durch eine grandiose Gestalt: Es ist ein Italiener, Dante, zugleich der letzte Dichter des Mittelalters und der erste Dichter der Neuzeit. Heute ist, wie um 1300, eine neue geschichtliche Ära im Werden. Wird uns Italien den neuen Dante schenken, der die Geburtsstunde dieser neuen, proletarischen Ära künden wird?“

Bei Becher lesen wir: „Alles Große des Vergangenen bedarf des Revolutionären von heute, um fortwirken zu können.“

Ich habe zu skizzieren versucht, wie Dante von jenen Dichtern seiner Epoche angegriffen wurde, die weder an das Alte noch an ein Neues glaubten, und wie seine Gestalt der Beatrice in der Moderne ins Gegenteil verkehrt wurde wiederum durch einen Dichter, der weder an das Alte noch an ein Neues glaubte, sondern nur noch an eine Erlösung durch den Tod. Mit Dante haben sich zwei deutsche Dichter unserer Zeit auseinandergesetzt, Brecht und Becher, jeder auf seine ihm eigentümliche Weise. Brecht



ist jeder idealistischen Konzeption satirisch-kritisch, ja spöttisch entgegengetreten in Hinsicht auf ihre Unrealisierbarkeit in der Klassengesellschaft, sah sie sogar als Hindernis für die Überwindung der Klassengesellschaft an. Becher ist von Anfang an von den frühesten Menschheitsträumen einer schöneren Welt ergriffen gewesen und hat ihre Kündler als Propheten unserer Zeit gefeiert im Hinblick darauf, daß ihre Ideale in einer von Ausbeutung freien Gesellschaft verwirklicht werden können. Brecht schrieb eine Sonettengruppe, der er folgende Bemerkung voranschickte: „Diese sozialkritischen Sonette sollen natürlich den Genuß an den klassischen Werken nicht vereiteln, sondern reiner machen.“ Am Anfang der Gruppe steht das Sonett mit dem Titel „Über die Gedichte des Dante auf die Beatrice“ und lautet:

*Noch immer über der verstaubten Gruft  
In der sie liegt, die er nicht haben durfte  
So oft er auch um ihre Wege schlurfte  
Erschüttert doch ihr Name uns die Luft.*

*Denm er befahl uns, ihrer zu gedenken  
Indem er solche Verse auf sie schrieb  
Daß uns fürwahr nichts andres übrigblieb  
Als seinem schönen Lob Gehör zu schenken.*

*Ach, welche Unsitt' bracht er da in Schwang  
Als er mit so gewaltigem Lobe lobte  
Was er nur angesehen, nicht erprobte.*

*Seit dieser schon beim bloßen Anblick sang  
Gilt, was hübsch aussieht, wenn's die Straße quert  
Und was nie naß wird, als begebrenswert.*

Beim ersten Lesen erscheint das Gedicht in seinem Witz nicht sehr erquicklich, wenn auch wesentlich liebenswürdiger und graziler als die von jedem guten Geist verlassenen Barbarismen Nietzsches, der in seiner Liste „Meine Unmöglichkeiten“ nach der berüchtigten Schmähung Schillers gleich Dante nennt als „die Hyäne, die in Gräbern dichtet“. Doch sehen wir näher zu! Die Terzinen dieses Sonetts sagen aus: Man soll nicht den Schein, die reine Anschauung loben und besingen, man soll probieren! Sonst wird da eine Unsitte in Schwang gebracht. Dieser Unsitte ist Schiller in seiner mittleren Periode, der „überschwänglichen Misère“, verfallen:

*Wollt ihr schont auf Erden Göttern gleichen,  
frei sein in des Todes Reichen,  
brechet nicht von seines Gartens Frucht!*

*An dem Scheine mag der Blick sich weiden;  
des Genusses wandelbare Freuden  
rächet schleunig der Begierde Flucht.*

.....  
*Nur der Körper eignet jenen Mächten,  
die das dunkle Schicksal flechten;  
aber frei von jeder Zeitgewalt,  
die Gespielin seliger Naturen,  
wandelt oben in des Lichtes Fluren,  
göttlich unter Göttern die Gestalt.*

(Man könnte hinzufügen „Beatrices“!)

*Jugendlich, von allen Erdenmalen  
frei, in der Vollendung Strahlen  
schwebet hier der Menschheit Götterbild . . .*

In „Kabale und Liebe“ sagt die verängstigte Luise: „Dieser karge Taupfen Zeit – schon ein Traum von Ferdinand trinkt ihn wollüstig auf. Ich entsag’ ihm für dieses Leben. Dann, Mutter, dann, wenn die Schranken des Unterschiedes einstürzen – wenn von uns abspringen all die verhaßten Hül- sen des Standes – Menschen nur Menschen sind – . . . Ich werde dann vornehm sein, Mutter! –“

Der Genuß an der Sublimierung dessen, was man „nicht haben darf“, ist natürlich immer bedenklich. In der ursprünglichen Fassung des eben zitierten Gedichtes „Das Ideal und das Leben“, das zuerst sehr zu Recht „Das Reich der Schatten“ hieß, stehen solche Zeilen:

*Aufgerichtet wandle hier der Sklave,  
seiner Fesseln glücklich unbewußt . . .*

Das Menschheitsideal der großen bürgerlichen Klassiker rückt notwendigerweise ins Irreale. Die Probe besteht es nicht auf Erden, sondern im Himmel oder auf Zauberinseln, wo man „nie naß wird“. „Begehrtestenswert“ wurde darum die Flucht „aus dem engen dumpfen Leben in des Ideales Reich“.

Wenn man in dem Sonett Brechts statt „Die Beatrice“ den Begriff „Das Ideal“ setzt, so wird seine eigentliche Bedeutung verständlich. Es ist richtig, daß Dante, im Paradies auf den höchsten Höhen angekommen, im Anschauen der Vollendung des Menschen verharret, ohne sagen zu können, wie sie nun eigentlich zustande kommt. Er möchte den Vorgang mit der Sehnsucht eines Wissenschaftlers erkennen, wie er auch seine Dichtung als Wissenschaft ansah. Blitzhaft kommt ihm die Erkenntnis, aber da versagt auch schon die

Kraft seiner Phantasie. Das ist der gewaltige Schluß der „Göttlichen Komödie“. Brecht, das Kind des wissenschaftlichen Zeitalters, kann natürlich frohlocken. Und er zehrt Schillers Ballade „Die Bürgschaft“ des Widerspruchs in sich. Der idealistische Schiller stellt dar, wie der zynische Tyrann sich durch das edle Menschentum des Attentäters zum Guten bekehren läßt. Das ist nicht möglich, oder wie Brechts Sonett schließt: „Am End war der Tyrann gar kein Tyrann!“

Die Konkretisierung des Humanen ist an eine humane Gesellschaftsordnung gebunden. Mit hohen Gefühlen ist in einer durch Unterdrückung und Ausbeutung gekennzeichneten Welt nichts zu retten, also auch nicht eine menschlich führende Prostituierte durch Mahadöh. Das ist der Sinn seines Sonetts „Über Goethes Gedicht „Der Gott und die Bajadere““. Der Prostituierten Shen Te, die von den Göttern besucht wird, gibt Brecht auch die menschlichen Gefühle, um dann zu zeigen, daß sie nicht zum Zuge kommen können, solange die Gesellschaft nicht verändert wird. Das war die Position, auf der Brecht gegenüber unserer Klassik verharrte, wobei freilich für ihn, wie er selbst einmal in einem Gespräch sagte, „Schiller nicht Gips, sondern Erz“ sei. Auch wollte er nicht – es war vor den Schillerfeiern 1955 –, daß in solchem Zusammenhang von seinen kritischen Sonetten „Gebrauch gemacht werde“. Wollte man mir vorhalten, daß ich Nietzsches Ausfälle gegen Schiller und Goethes „Faust“ zitiere, aber nicht die Schiller- und Faustzitate Brechts, die im Mund der „Schlächter“ im Stück „Die heilige Johanna der Schlachthöfe“ zu blutigem Hohn werden, so ist darauf folgendes zu erwidern: Für Nietzsche, den in die Barbarei ausbrechenden Dekadenten, waren Schillers sittliche Postulate und die Erlösungskonzeption im „Faust“ lästige Fesseln. Brecht sah im Idealismus eine Schwächung des Freiheitskampfes des Proletariats und eine Möglichkeit für die Bourgeoisie, damit ihre Verbrechen zu decken und zu verbrämen, wie das Becher in anderem Zusammenhang so formulierte:

*Web dem, der versuchte,  
All-Gültiges in schöner Form zu sagen!*

.....  
*Als Vorwort, Nachwort, Beiwort des Verbrechens,  
Als Seelentrost wirkt es, wo du die Seelen  
aufschrecken möchtest, und Behaglichkeit  
schlüpfst der daraus, dem du die faule Ruhe  
mit einem Donnerwort zerschmettern wolltest  
Mit deinem Wort im Munde köpft der Henker ...*

Es ist denn doch ein gewaltiger Unterschied der Positionen, von dem aus Kritik geübt wurde. Dennoch bleibt es eine gewisse Schwäche des frühen

Brecht, daß er es unsere Klassiker hat entgelten lassen, wenn die hohe Hoffnung, die sie in den Bürger setzten, von diesem mit einer wilden Schlächtereire beantwortet wurde. Das Reich des Wahren, Guten, Schönen Schillers ist trotz allem nicht nur schöner Schein, es steckt ein realer Kern darin. Es bleibt der Appell und Glaube an die Menschlichkeit. Und schließlich schrieb Schiller den „Wilhelm Tell“. Und schließlich schuf Brecht die Grusche, die in die Reihe der natürlich und rein empfindenden einfachen Mädchengestalten eines Goethe gehört.

Betonte Brecht das Trennende, so betonte Becher das Verbindende. Er sah in den hohen idealistischen Kunstwerken die zeitgebundene Aussage des Kommenden. So verstand er auch Dante:

*Er abnt, was kommt. Doch kann er zum Vergleich  
nur Bilder brauchen, die der Zeit entnommen.  
Er nimmt den Himmel, wie er überkommen,  
und gründet dort ein neues Menschenreich.*

*Die Liebe thront auf einem Sternenbogen,  
in Ringen von der Himmelsstadt umzogen.*

Und in dieser Himmelsstadt erkennt er Dantes Vision von einem zukünftigen demokratischen friedlichen Florenz, aus dem der Dichter zur Zeit des Unfriedens verbannt war und an seinem „Paradies“ schrieb. Und Becher, der aus Deutschland verbannte und von einem zukünftigen Deutschland träumende Dichter, schrieb über Dante:

*Welch ein Verbannter! Welch Verbanntenlos!  
In jed Geheimnis ist er eingelassen.  
Er ist die Stadt. In ihm erstebt sie groß  
und wird als neue Stadt die Welt umfassen!*

*Und durch die Stadt, die große und die seine,  
ging sie, die Eine. Es erglänzte mild  
ihr Lächeln, und sie hieß nur: Sie, die Eine.  
In jedem Dinge zeigte sich ihr Bild.*

*Ihr reiner Wandel ging durch alle Dinge  
und machte auch das harte Wesen zart,  
als ob sie eine neue Botschaft bringe  
vom Kommen einer neuen Menschenart.*

*Er sah hinaus in das verheerte Land,  
da sah er sie, die Eine, vor sich schweben.*



*und wie beflügelt winkte ihre Hand,  
denn sie berief ihn zu dem neuen Leben.*

Und nun läßt er Dante sprechen:

*„Daß ihr nicht selbst der Größe euch beraubt,  
laßt mich euch immer an das Große mahnen!  
Die Erde ist viel größer, als ihr glaubt,  
und mächtiger der Mensch, als wir es ahnen!“*

*Er schrieb es auf. Es stand in ruhig klaren  
Schriftzügen da auf pergamentnem Blatt:  
„Mit anderer Stimme und mit andern Haaren  
kehr ich einst heim – Stolz meiner Vaterstadt!“*

.....  
*Die freie Stadt, aus allen Fenstern blinkend,  
ging strahlend auf, und der Verbannten Chor  
sang: „Friedel Friedel“, mit dem Ölzweig winkend  
zog auch der Dichter durchs vertraute Tor.*

Becher sah Dante als

... Zeitbeender und Prophet.

*Sein Angesicht war bart, wie ausgehauen  
aus einem Felsen, der verwittert steht  
am Rand der Zeit, um ewig anzuschauen ...*

Meisterlich scheint mir die in die Zukunft federnde Spannkraft des seine  
Zeit erfüllenden und über sie hinausweisenden Genies in Bechers Sonett  
„Leonardo da Vinci“ eingefangen zu sein:

*Zu eng die eine Kunst. Zu eng die Künste.  
Zu eng die Wissenschaft. Zu eng das Zelt,  
darin der Feldherr ruht. Die Feuersbrünste  
sind schwaches Licht, das keinen Raum erhellt.*

*Zu eng die Freundschaft, Liebe – welche Engel  
Der Ruhm: mit Eitelkeit und Neid vermengt.  
Die Zeit: zu kurz für ihre ewige Länge.  
Und alles das: in Gott bineingezwängt.*

*Mit ungebeurem Zirkel, der die Sterne,  
wenn er die Welt absteckt, im Kreise streift,  
entwirft er einen Plan für eine ferne  
gewaltige Zeit, in die er traumhaft greift:*

*Des Menschen Allmacht. Mit dem Zirkel kreist  
er durch den Raum. Berechnet und beweist.*

Becher rät der jungen Dichtergeneration engen, steten Kontakt mit den Großen der Vergangenheit: „Man redet sie an, und sie antworten. Man spricht sich mit ihnen aus und fragt sie um Rät, und sie erteilen Rat. Sie sprechen auch uns an, indem sie uns immer wieder von einer neuen, oftmals ganz und gar unerwarteten Seite her ihr Werk zeigen – in dieser Gemeinschaft erhabener Geister fühlen wir uns wohl, zu Hause – das ist Heimat. Und wenn wir oft selber nicht mehr ein und aus wissen, nimmt uns einer dieser Genien bei der Hand und führt uns ein Stück aus unserer Verlorenheit über uns selbst hinaus. Nicht immer kann es derselbe sein, der uns als „Virgil“ dient. Denn konnte mich in meiner Jugend zum Beispiel Hölderlin anleiten, so kam eine Zeit, in der Goethe mein Vorbild war, und nun wieder mag es in dem Dunkel, das über mich hereingebrochen ist, ein Andreas Gryphius sein, der mir gewaltigen Schritts voranschreitet . . . Darum, ihr jungen Dichter, bemüht euch frühzeitig, des Glücks solch einer Gemeinsamkeit teilhaftig zu werden. Nimmermehr allein, nie mehr verlassen werdet ihr sein, seid ihr einmal in diese erlesene Gemeinde aufgenommen.“

Solche Worte stehen im Gegensatz zur Auffassung der Dekadenten von der Wirkung des Genies, das ihnen als ein einsames „Umsonst“ in der Leere der Zeit erscheint. So läßt Benn den seine Tragödien und Komödien überblickenden Shakespeare sagen:

*Sir Goon schrieb neulich an mich:*

*„Der Rest ist Schweigen“: –*

*Ich glaube, das ist von mir,*

*kann nur von mir sein,*

*Dante tot – eine große Leere*

*zwischen den Jahrhunderten*

*bis zu meinen Wortschatzzitaten –*

*aber wenn sie fehlten,*

*der Plunder nie aufgeschlagen,*

*die Buden, die Schafotte, die Schellen*

*nie geklungen hätten –:*

*Lücken –?? vielleicht Zahnlücken,*

*aber das große Affengebiß*

*mahlte weiter*

*seine Leere, vermählt mit Zugluft –*

Ob Shakespeare da war oder nicht – es ist eh einerlei!

Bechers Grunderlebnis, gefaßt in den Satz: „Ich sah von vollendeten Menschen“, ließ ihn in der Kultur der Menschheit jene Gestalten aufspüren, die am Bild des vollendeten Menschen wirkten oder es in ihrer Person schon erfüllten. Darin sah er die auf uns vorausgreifende, ja uns überholende echte Moderne. Als Ergänzung zu seinem Sonett „Leonardo da Vinci“ zitiere ich seine Prosanotiz: „Leonardo da Vinci gehört für mich zu den modernsten Menschen, den zeitgemäße Künstlern, denen wir je begegnet sind. Worin beruht seine Modernität, seine Zeitnähe? Wohl darin, daß er in seinen Gedanken und seinen Schöpfungen Jahrhunderte überholt hat und daß er nicht hinter uns liegt, sondern wir hinter ihm und er vor uns in einem grandiosen Künftigsein. Die *Allmacht* des Menschen äußert sich in Leonardo da Vinci in einer wunderbaren universellen Art. Seine Persönlichkeit ist ein Universum – was kann moderner, zeitnaher, vorbildlicher sein. Der Mensch in seiner Möglichkeit, in der Unendlichkeit seiner Möglichkeit, herausgehoben durch die Arbeit an sich selbst aus jeder individuellen Enge und Bedrängnis – ein ebenso erdverbundener wie auch schwebender Mensch, Dichter und Denker in einem, Ingenieur, Maler, Wissenschaftler und Erfinder – keiner vom anderen zu trennen. Welcher Beruf, welche menschliche Tätigkeit wäre seinem Bereich fern, wäre seinem Interesse entzogen, aus ihm ausgeschlossen. Der ganze Mensch ist in ihm versammelt, in ihm, dem Großen, dem Ganzen. Der menschliche Geist in seiner universalen Entfaltung: der Mensch in Freiheit.“

Und über Schiller heißt es: „Er hat alle nach ihm Kommenden überholt, und nur wenige haben ernsthaft den Versuch gewagt, ihn einzuholen. Friedrich Schiller geht uns voran . . . – wir sind auf dem Weg zu ihm. Auf diesem Weg zu ihm verblaßt gar manches, was, zeitlich betrachtet, der deutschen Klassik nachfolgte. Ein neuer Begriff der Moderne kündigt sich an, diese neue, wahre Moderne ist nicht zu verwechseln mit jenem dekadenten Modernismus, wie er eine Zeitlang im Kunstgeschmack vorherrschend war und es teilweise noch immer sein kann.“

Das Hauptkennzeichen der Dichtung Bechers ist ihre Idealität in dem Sinne, daß sie die sozialistische Wirklichkeit in ihrem idealen Glanz erstrahlen läßt. Es pries das Ideal. Für Schiller war das Ideal, wie er an Wilhelm von Humboldt schreibt, die „moderne Realität“. Und weiter schreibt er: „Sollten, mit einem Wort, neuere Dichter nicht besser tun, das *Ideal* als die *Wirklichkeit* zu bearbeiten?“ Schiller zielte mit diesen Worten auf sein Vorhaben, eine Idylle im hohen Sinn zu schreiben. „Der Stoff dieser Idylle ist das Ideal“, sagt er. Von dem „Übertritt des Menschen in den Gott würde diese Idylle handeln.“ „... *lauter Licht, lauter Freiheit, lauter Vermögen – keinen Schatten, keine Schranke*, nichts von dem allen mehr zu sehen ...“ Um dies zu vollbringen, bekennt Schiller: „... ich nehme dann

meine ganze Kraft und den ganzen ätherischen Teil meiner Natur noch einmal zusammen, wenn er auch bei dieser Verlegenheit rein sollte aufgebraucht werden.“ Solche Sehnsucht belebte Becher von Anfang an. In seiner von eindrucksvoller Gefühlsüberwältigung zeugenden hymnischen Prosa, geschrieben 1916 „An die Soldaten der sozialistischen Armee“, lesen wir am Schluß die Sätze: „Dir glauben wir, dir warten wir, dir halten wir aus. Dir zuliebe dulden wir; dir leben und sterben wir: dir endlichem Tag. Dir Tag des Anbruchs ewiger Verbrüderung, dir Tag der Gerechtigkeit, Gleichheit und Brüderlichkeit, dir Tag des Sieges.

Wir glauben an das Glück, an das von uns blutig erarbeitete Glück kommender Jahrhunderte.

An die Freude! Schiller – Whitman – Neunte Symphonie! An schreitende Menschen: Männer, blühende Gehirnburgen. Schwebende Frauen. An lachende Kinder; schmiegsamere menschumarmende Tiere . . .“

Das ist die Vision des irdischen Paradieses, als Resultat eines übermächtigen Kampfes, wie ja auch in Schillers Idylle Herkules nach Bestehen seiner zwölf gewaltigen Taten solcher Seligkeit im Olymp teilhaftig werden sollte. Schiller verschloß sich nicht der Erwägung, „daß eine solche Behandlung der Idylle unausführbar wäre – daß sich das Ideal nicht individualisieren ließe –“. Und Humboldt, dem selbst, wie er sagt, die „Verwirklichung der durch die Menschheit darzustellenden Idee“ am Herzen lag, schreibt den merkwürdigen Satz an Körner: „Auf Schillers Wege, glaube ich, liegt der höchste Gipfel der Dichtkunst, aber ich wage nicht zu sagen, ob auch ein erreichbarer? Gewiß aber ist es, daß, weil dieser Weg zugleich die höchsten Forderungen an das Genie des Dichters und an den Geschmack seiner Leser macht, man noch oft in der Tat mit höchstem Unrecht, aber dem Scheine nach, mit großem Recht an Schillers Dichterberuf zweifeln wird.“

Ich zitiere diesen Satz ganz bewußt. Das Wagnis der Gefühlsübersteigerung bei Becher läßt viele seiner Gedichte überbelichtet erscheinen. Sie ermangeln der durch Schatten hervorgerufenen Plastizität. Der in die fernste Zukunft gespannte Bogen erscheint innerhalb des Raumes mancher Gedichte spannungslos. Der fruchtbare, aus der Vergangenheit gespeiste Gefühlsstrom der Menschheit in eine schönere Zukunft überschwemmt streckenweise das poetische Erdreich, schwemmt es auf und schadet den daraus wachsenden Blumen. Formal drückt sich das zum Beispiel in der reichen Wiederholung der poetischen Schlüsselworte Bechers aus. Fließt aber der ewige Strom des Guten, Wahren, Schönen, Freien in das Erdreich unserer Zeit mit all ihren Widersprüchen, so steigen aus ihm neue klassische Gebilde – und hätten sie ihre Wurzeln an unscheinbaren Orten wie „Urach“ oder an einem Waldsaum vor einem „Holzhaus“. Dann breiten sich die Zweige in natürlichem Wuchs weit aus in Vergangenheit und Zukunft:



*Die Apfelbäume blühen in Nürtingen,  
im Wirtshausgarten, unser Herz entfaltend,  
spielt eine Ziehharmonika. Die Blüten  
der Bäume und der langgezogene Wind,  
sie bringen Botschaft: angebrochen ist  
der Ewige Frühling, den einst Hölderlin  
im Voraus sang und feierte in Hymnen.  
Der Wohlklang seiner Worte, rein gefügt,  
als ahnte er das kommende Gesetz,  
nach dem die Menschen leben werden: heute  
kann frei er tönen, denn sein Echo ist  
das Volk. Auch wieder Mut zu heiligen  
Gefühlen ist uns eingegeben. Klar  
und einfach ist das Wort. Hält, was es sagt.*

Hier ist die Synthese zwischen Altem und Neuem; der überkommene poetische Wortschatz ist neu beseelt. Solches war das Bestreben Bechers: „Mancher sucht verzweifelt nach dem Neuen, das Herkömmliche scheint ihm überholt, er leidet an dem Mißbrauch der Worte, der Verbrauchtheit der Begriffe, er spürt, daß das einstmals Große konventionell geworden ist, das Übliche und Klischeemäßige langweilen ihn, die Klassiker in ihrer musealen Erhabenheit lassen ihn unberührt – und so sucht er das seiner Zeit Gemäße, ringt um neue Formen, bemüht, einen neuen Stil herauszubilden. Aber nur allzubald – so hoffen wir – wird er bemerken, daß mit artistischen Kunststücken nichts getan ist, daß Übermodernität nur allzu rasch veraltet: neue Richtungen erheben den Anspruch, die neue Literatur zu sein . . .

Wir entdecken an uns selbst, daß wir manches aus dem Vergangenen übernommen haben, daß wir in uns selbst eine Verbindung hergestellt haben zu dem Vorhergegangenen, in dem und jenem schwingt und setzt sich das Vergangene in uns fort, ein neues Vergangenes, und da vermischt es sich nun auch mit dem Besonderen, wie es nur unserer Zeit eignet, ein andersartiges, noch nie dagewesenes Gebilde entsteht, aber vielleicht nicht auf den ersten Blick als ein Neues sichtbar.

Überwältigt wurden wir von dem Neuen und fanden es gerade da, wo wir es nicht krampfhaft suchten, sondern als wir, ohne daß wir uns in diesem Augenblick bewußt waren, daß wir Schriftsteller, Künstler sind, nichts als Menschen und „nur“ Menschen waren – denn in diesem „Nichts-als-Mensch-Sein“ und in diesem „Nur-Mensch-Sein“ hat sich uns die Zeit in ihrer ganzen Menschlichkeit und Unmenschlichkeit offenbart, in der besonderen, einmaligen, in ihrer entsetzlichen und in ihrer herrlichen Neuheit.“

So muß man, wie ich meine, Bechers Ansicht über die Relation zwischen

Erbe und echter Moderne als die „Menschwerdung des Menschen“ begreifen, als Überführung des im idealen Raum des Wahren, Guten, Schönen entwickelten Menschheitsbildes der Klassiker in die Realität. „Die wahre Modernität“, heißt es, „kann nirgendwo anders zu finden sein als dort, wo das Künstlerische sich darstellt als ein realer Ausdruck der Entwicklung des Menschen, seiner Bemühungen, sich zu übersteigen und das Reich des Menschen zu verwirklichen.“ Und bei diesen Bemühungen können uns die Alten helfen. Und Becher führt aus: „Woher kommt es, daß man auf ein Werk der Vergangenheit zurückgreift, wenn man eine Antwort sucht auf Fragen, wie sie uns in der Gegenwart bewegen, und sich nicht mit seinen inneren Anliegen und seinen Nöten an einen zeitgenössischen Schriftsteller wendet, von dem doch behauptet wird, er sei ‚zeitnah‘ und vertrete eine neueste Richtung unserer Literatur?“

Es scheint uns dann so, als sei mancher Autor der Vergangenheit moderner als der modernste unserer Zeit und als hätten einige Werke der Vergangenheit alles nach ihnen Kommende überholt, während manches, was uns als übermodern angepriesen wird, weit hinter dem Vergangenen zurückbleibt. (. . .)

In manchem alten Werk mag nun die Antwort auf die Fragen unserer Zeit tiefer und allumfassender enthalten sein als in den Werken mancher zeitgenössischer Schriftsteller. Denn vieles, was wir als neu in unserem Leben empfinden, ist gar nicht so neuartig wie wir vermuten, und hat, in der oder jener Variation, schon vor Jahrzehnten die Menschheit beschäftigt, und wiederum hat eine tiefe und allumfassende Gestaltung der Menschheitsprobleme die Kraft, auch auf unsere aktuellen Fragen zu antworten, wenn auch auf indirekte Weise.

Solch eine indirekte Antwort sagt uns oft mehr, als wenn sie direkt erfolgt und dabei ungestaltet und oberflächlich bleibt.“

Aus solchen richtigen Erwägungen ist auch manche Überbelichtung im theoretischen Werk Bechers zu verstehen, wenn er zum Beispiel über den sozialistischen Realismus spricht: „Wenn man über den sozialistischen Realismus spricht und sich um eine Definition bemüht, soll man nicht überkomplizieren und auf diese Weise verwirren. Die Konzeption des sozialistischen Realismus ist in sehr vielen Äußerungen enthalten, die vor seiner eigentlichen theoretischen Geburt entstanden sind. So finden wir bei Schiller eine sozialistisch-realistische Perspektive in den Versen:

*Erhebet euch mit kühnem Flügel  
Hoch über euren Zeitenlauf,  
Fern dämmre schon in eurem Spiegel  
Das kommende Jahrhundert auf!*

Und bei Brecht heißt es:

*Träumel Goldnes Wenn!  
Sieh die Flut der Ähren steigen!  
Säer, nenn,  
Was du morgen schaffst, schon heut dein Eigen!*

Diese beiden Äußerungen allein schon könnten uns genügen, um das Wesen des sozialistischen Realismus darzustellen.“

Wenn man aber das schwierige philosophische Gedicht Schillers „Die Künstler“ näher ansieht, aus dem das Zitat entnommen ist, so stellt man fest, daß die berühmten Verse nicht Ausdruck einer sozialistisch-realistischen Perspektive sind, sondern einer idealistischen Perspektive im Glauben an die „ästhetische Erziehung des Menschen“. Die Verse Brechts stammen aus der „Erziehung der Hirse“. Dort handelt es sich um die vorausberechenbare bessere Nutzbarmachung des Bodens in einem sozialistischen Land. Das Gemeinsame der Zitate liegt im Traum einer schöneren Zukunft. Im „Goldenen Wenn“ scheiden sich der bürgerliche und sozialistische Realismus, Schiller und Brecht. Becher neigte, wie gesagt, zur Betonung des Verbindenden, um Erbe und unsere Moderne gegen die Dekadenz abzuheben, die wahrlich keine schönen Träume mehr hat. Es wäre aber töricht, zu sagen, daß der Lyriker Becher, der sich der Realisierungsmöglichkeit seines Jugendtraums vom „Anderswerden“ erst durch das Studium Lenins voll bewußt geworden war, nicht das geschichtliche Verhaftetsein des Erbes gesehen hätte. In seinem Tagebuch lesen wir: „Was uns Goethe heute noch zu sagen hat, muß aus dem, was er seinerzeit gesagt hat und was er seinerzeit nicht gesagt hat, herausgebildet oder abgeleitet werden. ‚Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen.‘ Ein sehr tiefgültiger Satz. Kein Erbe, das nicht erarbeitet, neu erworben werden muß, soll es lebendiger Besitz werden. Es ist also bei jeder Art von Erbe eine schwierige Übersetzungsarbeit zu leisten, jede Art vergangener Größe, soll sie weiter wirksam sein, muß *übertragen* werden. In Zeiten mit rasch sich veränderndem Positionswechsel muß beinahe jede Generation einen neuen, eigenen Standpunkt sich erobern, gegenüber dem Gesamtkomplex der menschlichen Vergangenheit. Natürlich ist diese Aufgabe nicht zu bewältigen, und so schleppt jede Generation ihren Aberglauben mit sich herum, das heißt unüberarbeitetes, mechanisch übernommenes Erbe, meist aus Namens- und Begriffsballast bestehend, der niederzieht und in ein Abgelebtes zurückholen möchte, ein oft unwiderstehlicher Sog ins Veraltete zurück, eine stumpfe, träge Altertumsmasse. Also, es gibt keine Wiederholung, sondern nur eine Wieder-Holung, beinahe mit ebensoviel Arbeit verbunden, wie das eigene Schöpferische.“

Und Becher hat auf eine der Voraussetzungen der Größe unserer Klassiker hingewiesen, auf ihren geschichtlichen Blick: „Gerade darin unterscheidet sich die Klassik von der sogenannten Barockdichtung und erhebt sich über sie, daß sie geschichtlich zu denken und daß sie aus geschichtlichen Zusammenhängen heraus auch dichterisch zu gestalten vermag. Der Blick für Geschichte, das hatte Schiller richtig erkannt, schärft den Blick für das Gegenwärtige und läßt unseren Blick dringen auch in die Zukunft.“

Hierzu die folgenden Bemerkungen Goethes: „Daß die Weltgeschichte von Zeit zu Zeit umgeschrieben werden müsse, darüber ist in unsern Tagen wohl kein Zweifel übriggeblieben. Eine solche Notwendigkeit entsteht aber nicht etwa daher, weil viel Geschehenes nachentdeckt worden, sondern weil neue Ansichten gegeben werden, weil der Genosse einer fortschreitenden Zeit auf Standpunkte geführt wird, von welchen sich das Vergangene auf eine neue Weise überschauen und beurteilen läßt . . .“

Das Beste, was wir von der Geschichte haben, ist der Enthusiasmus, den sie erregt ( . . . ), daß die echten Menschen aller Zeiten einander voraus verkünden, auf einander hinweisen, einander vorarbeiten.“

Und dieses ist es, die Entdeckerfreude bis zurück ins Alte Testament, die so ansteckend wirkt, wenn man Bechers theoretische Schriften durchblättert. Sein Enthusiasmus für die großen Leistungen der Menschheit und seines Volkes befähigten ihn, im Namen der Menschheit und Deutschlands zu sprechen. Und Dantes politischer Dichtung erinnerte er sich, als im anderen Teil Deutschlands die Verderber wieder auftraten:

*Und wieder ist ein Ärgernis erschienen!  
Und wieder, wie vor Zeiten, als der Dichter  
entgegentrat dem Ärgernis als Richter,  
und er sein Urteil abgab in Terzinen –*

*.....  
So wird der Dichter auch in dieser Zeit,  
da wiederum erschien ein Ärgernis,  
erheben sich, ein Aufstand in Sonetten,  
und den verfluchen, der sein Volk entzweit ...*

Das Gefühl für die Ganzheit unserer Geschichte ließ ihn die Tränen des Vaterlands, die Klagen und Anklagen des Gryphius aus dem Dreißigjährigen Krieg, zu Anklagen gegen den Hitlerraubzug werden, die barocke Form des Sonetts aufleben, um den Tränen Halt zu gebieten in der Siegesgewißheit:

*Drum, Tränen, haltet still! Laßt uns den Haß vereinen,  
bis stark wir sind zu künden: „Zu Ende mit der Not!“  
Dann: Farbe, Klang und Wort! Glänzt, dröhnt und jubiliert!*



Ohne Becher wären gute Genien der deutschen Literatur, wie zum Beispiel Hölderlin mit seinen vaterländischen und heimatlichen Gesängen, Gegenstände der Literatur geblieben und nicht zu Mitsprechern in unserer heutigen Auseinandersetzung geworden. Kein deutscher Dichter unserer Zeit hat die vaterländische Mission so empfunden und so erfüllt wie Becher. Aus seiner Rede über „Unsere geschichtliche Heimat“ seien einige Stellen zitiert: „Ein einheitliches, freiheitliches Deutschland: das ist die geschichtliche Heimat des Deutschen, nach der wir so lange und auf so verhängnisvollen Irrwegen auf der Suche waren und die für uns nur zu finden ist, wenn wir unerbittlich aus dem Vergangenen eine Lehre ziehn. (. . .)

Dort war sie gelegen, die geschichtliche Heimat des Deutschen, klassisch vorgebildet in Wort und Stein, in Klang und Bild als ein geistiges Reich, worin die Genien unseres Volkes beheimatet waren und das sie selbst als Beispiel und Vorbereitung deuteten für eine reale Verwirklichung. Dort lag sie, als der deutsche Arbeiter sich seiner selbst bewußt wurde . . . Dort sahen wir sie liegen, die geschichtliche Heimat des Deutschen, im Widerstand gegen die Nazibarbarei – und immer wieder versank sie, kaum erstanden, in Gräbern und Gräbern. Gräber und Gräber mahnen uns. Die auf dem Schlachtfeld deutscher Freiheit Gefallenen, ein deutsches Freiheitsheer unvergeßlicher Toter, verpflichten uns.

Welch ein hohes, reichhaltiges Erbe – Welch ein Trost, oh, viel mehr noch, Welch eine Verheißung für unser Volk, wenn wir dieses Erbes uns bewußt werden und es uns anzueignen willens sind. Diese unsere Vergangenheit ist Zukunft. Alles Große, was unser Volk bisher in seiner Vergangenheit geleistet hat, liegt in diesem Sinne noch vor uns.

So ist die geschichtliche Heimat der Deutschen längst nicht mehr in einem Irgendwie und Irgendwann gelegen, sie liegt im Heute, in jeder Stunde, die ein deutscher Mensch lebt. Lange genug wurde sie erträumt und ersehnt, nur geschaut und erahnt, ins Jenseitige verlagert, ins Unerreichbare verlegt, bis der Weg in die Realität des Diesseits unzugänglich geworden war. Die geschichtliche Forderung, die wir deutschen Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts zu erfüllen haben, ist: der Zeit unserer Heimatlosigkeit ein Ende zu setzen – unmittelbar, ohne Verzug und sofort, und in der Verwirklichung eines einheitlichen, freiheitlichen Deutschlands unsere geschichtliche Heimat zu finden –, an jedem beliebigen Ort, wo auch immer ein Deutscher ansässig ist, hier und dort – heute und jetzt . . .“

In Bechers Dichtung gibt es einen besonderen geographischen Kristallisationspunkt seiner Heimatsehnsucht und -liebe. Es ist das kleine Städtchen Urach im Schwäbischen, schon durch ein schönes Jugendgedicht Mörikes in die Literatur eingegangen. Ihm widmete Becher mehrere Gedichte, darunter zwei große bedeutende. Beide haben den Titel „Urach“. Das eine ist wohl

1919/20 geschrieben, gedruckt im Gedichtband „Um Gott“ als letztes Stück. Das andere ist gegen Ende der Emigration geschrieben und trägt den Untertitel „Der Wanderer aus Schwaben“, ein Roman in Versen.

In beiden Gedichten knüpft Becher an ein verträumtes Städtchen Deutschlands Persönliches und Weltgeschichtliches, Auseinandersetzung mit Vergangenenem und Aufleuchten des Künftigen. Das erste ist in hymnischer, Visionen beschwörender Sprache geschrieben, nicht immer unmittelbar verständlich. So grundverschieden Form und Gehalt zwischen diesem ersten Urach-Gedicht Bechers und dem Mörikes ist, so ist doch in der Situation eine entfernte Verwandtschaft da. Beide Dichter betreten mit zwiespältigen Gefühlen die Landschaft, beide werden von Vergangenenem noch verzaubert, bei Mörike ist es eine Jugendliebe, beide müssen von ihm Abschied nehmen, beiden verspricht ein Gewitter – jeweils von ganz verschiedener Art – Genesung. Becher saugt aus der Uracher Landschaft „Saft der Schwermut“:

*Sonnen-Blumen überblättern verfallene Mauern.  
Fahl fährt sich der Felsen bleiches Licht.  
Vogel-Völker verschlucken sich im versteinten Glas-Wald.  
Und von Dorf zu Dorf  
lockt das Geläut der Turm-Uhren  
langsamer dich und hohler.*

Vertane Dichtkunst beschwert ihn, mit der Dekadenz rechnet er ab:

*Ich hatte mit  
Runen aus Purpur  
und tönenden Kreisen  
manch eine Seite ausgefüllt im Buche der Dichter.*

.....  
*Seltsame Laute formen  
zur letzten Mythe  
der versinkenden Welt sich  
in meinem Mund ...*

*Das ist die Tiefe und das Gebrüll der  
anarchischen Gezeiten:  
Da mischen in mein Blau sich herein  
Zwitterfarben,  
Schwarz und Rot.  
Nebel reizend und kochende Säuren steigen berauf  
und verträuben mit ätzendem Flecken-Gift  
Helle und Unschuld meines Bilds.*

*Ach,  
so bin ich verstrickt  
in eine Zeit des siebenfachen Webes.  
Ratlos krieche ich und geduckt, im hohlen Seim der schiefen Gassen.  
Wildere zynisch und murrend dahin zwische Leiche und Jauche ...*

Sirenenklänge alter morgenländischer Erlösungsmythen, christlicher und indischer, verzaubern immer wieder den Verstrickten und stoßen ihn doch nur immer tiefer in sein ratloses Innere:

*Über die Widersprüche, die zerreißen, brücke ich mich hinweg  
und stoße unentwegt  
mich in mich hinein ...  
So hocke ich wohl immer dicht am Rand einer blutsaugenden Nacht:  
Heiter, schwermütig, selig und unvernünftig.  
Worte suche ich und setze sie mir zusammen nach den Melodien der  
Flügel der Windmühlen.*

*Verlassen bin ich und nicht erkoren.  
Allen zum Verhängnis, mir selbst ein Geheimnis.  
Wann werde ich wiedergefunden?*

Und immer wieder sucht er nach Lösungen:

*Und so priesen wir hoch als  
wider die tückischen Finsternisse unseres labyrinthischen Daseins  
einzigstes Heilmittel:  
Apotheose und Rausch.  
Scheingebunden und schal erloschen der Wirklichkeit karge Ufer.  
Träume aber, abnende, verkündeten wir,  
aufdämmernder Wahrheiten hohen Wahn.*

*Alle waren versammelt wir zum Feste der Göttin im uralten Hain.  
Nektar wurde verschüttet  
und bis in den Morgen hinein, den schwefel-roten,  
Ambrosia bereitet  
von den persischen Jünglingen.  
Unermüdlich lobklangen Lerchen und Nachtigallen.*

In dieses ästhetische Mysterienspiel fegt nun der Wettersturm der Epoche:

*Aber das Spiel nimmt ein Ende.  
Furchtbar erschallt jetzt und plötzlich allüberall*

*der Taifune Gebeul und das Gewimmer der Millionen Schiffbrüchigen.  
Und auch auf den Gipfeln des  
Rakata  
singen schon die Kriegs-Gefährten  
die Warschawjanka!*

*Und heilig gesprochen soll sein  
von nun an  
der Beruf der armen Last-Träger.  
Eines unvergänglichen Buches andere Seite ward aufgeschlagen.  
Und ein neuer Glaube  
keimt  
aus den zerworfenen Seelen  
der Verseuchten und Elenden.*

Doch nicht mit diesen Versen endet dies frühe Urach-Gedicht. Es bleibt dem Gehalt nach eine Elegie. Die Widersprüche steigen auf und nieder wie Wellenberge bis zuletzt, wenn auch die deutliche Negation im Schlußsatz des Gedichts „Gottes Angesicht schaute ich – nicht!“ gleichsam als Wellental den nächsten Wellenberg ankündigt. Doch steigt er hier nicht auf. Diese in dem von Mörike bereits geliebten Urach-Tal angesiedelte Elegie ist die tiefste poetische Auseinandersetzung mit der sogenannten Moderne, der Dekadenz, die bedeutendste Widerspiegelung der Widersprüche im jungen Becher. Aufgehoben wurden diese Widersprüche in der Gedichtfolge „Holzhaus“. Aus einem Holzhaus bei Moskau versetzt sich der verbannte Dichter

*... nach Deutschland,  
und laß mich nieder dort, nicht weit von Urach,  
wo sich das Tal verengt, als wäre hier  
die Welt mit sanften Hügeln abgeschlossen.*

Es ist das Tal des frühen Gedichts, wo es hieß:

*Denn ach, das Tal,  
in dem ich jetzt mich lebe:  
Es heißt:  
Das Ende der Welt.*

Aber nun ist es nicht das Ende der Welt, sondern der Beginn einer neuen Welt geworden. Die unlöslich scheinenden Widersprüche von damals:

*Und die Erde  
– solange der Mensch noch wäbrt =*

*zerklafft  
in ein Hüben und Drüben.  
Und nicht Brücke noch Fäbre,  
die der noch sehnsüchtig sich Verlangenden  
aussterbende Schar  
wieder verknüpfe ...*

lösen sich in der letzten Strophe des in der Sowjetunion geschriebenen Gedichtes:

*... Was von Altären  
einst niedersah, unnahbar und entrückt,  
anbetungswürdig, weil in ihm das Bild  
traumbhaft erfüllt war, was an Glanz und Güte  
in jedem war – aus ihrem Niederknien  
sind auferstanden längst die Menschen und  
erlöst vom Übel ihrer Unterdrückung.  
Allmacht, Allwissenheit – was alles sie  
vormals zuschrieben überirdischen Mächten,  
sie nahmen kühn davon Besitz, der Himmel  
der Götter ward erobert, und die Statuen,  
von Schönheit zeugend, wurden übertroffen  
von dem Geschlecht, das mächtig sich sein Reich  
gegründet hat, das heißt: das Reich des Menschen.*

Das „Und erlöse uns vom Übel“ ist aus dem Allgemeinen in die genaue Bestimmung eingegangen, in das „Übel der Unterdrückung“, von dem die Menschen sich erlösen. Der dem „Holzhaus“ in der Bedeutung nicht nachstehende Zyklus „Jalta“ ruft noch deutlicher die in der Urach-Elegie aufgeworfenen Probleme auf in einer an der Klassik geklärten, einfachen Sprache. Dort steht das poetische Bekenntnis Bechers:

*Dem göttlichen Gedicht an seine Seite  
stell ich das menschliche. O kühnes Wagnis!*

Und nun hat Becher noch in der Emigration das große Poem „Urach oder der Wanderer aus Schwaben“ geschrieben. Sein Auftakt ist eine helle fröhliche genaue Beschreibung des Städtchens, die so beginnt:

*Die Raube Alb. Von Höhen rings umfassen  
und zu den Höhen wie im Traumverlangen  
aufblickend: Urach ... Apfelbäume blühen,  
und tief verneigen sich die Blütenzweige.*



*Ein Holzfubrwerk zieht hoch die Ulmer Steige.  
Die Burgruine – Fels im Hügelgrün.*

Die Fabel: Ein Sohn Urachs fährt als Matrose in die Welt hinaus. Freundschaft verbindet ihn mit einem Kameraden, der Kommunist ist. Beide beteiligen sich an den revolutionären Aufständen 1918. Der Freund fällt. Sein Vermächtnis führt der Held des Gedichts, der Wanderer aus Schwaben, zunächst weiter. Schließlich entmutigt, verspießert er in Urach. Durch die Naziumtriebe aufgeschreckt, wird er wieder zum Revolutionär. Ein Nazi erschießt ihn, als er bei offenem Fenster tief in der Nacht noch liest. Sein guter Geist wirkt weiter in Urach. – Den Inhalt eines Gedichts – und nennt es sich auch Roman in Versen – kann man am allerwenigsten in Stichworten erzählen. Es geschieht notgedrungen. Jeder sollte dies Poem lesen! Denn hier ist es Becher durch eine erstaunliche Kunst der Komposition, die den Eindruck völliger Mühelosigkeit macht, gelungen, die idealen überkommenen Begriffe der Menschheit wie Traum, Licht in der Nacht, Wanderschaft, Gesang, Tanz, Leben, Land an einer konkreten Fabel aus den letzten Jahrzehnten unserer Geschichte abzuwandeln, zu verwandeln, zu transzendieren, aber vom Himmel auf die Erde, aus der Idealisierung in die Realisierung: die Umwandlung des Menschheitserbes in neu erworbenen Besitz. Dabei schwingen in diesen Begriffen, wenn sie erwähnt werden, fast jedesmal alle Bedeutungen als Ober- und Untertöne mit, zum Beispiel im Licht in der Nacht, und so erhält der Ton unserer Zeit Fülle und Strahlung. Es klingen auch spezielle Töne aus unserer klassischen Literatur mit wie des „Wanderers Nachtlied“ oder „Der Mond ist aufgegangen“ als Variation auf unsere Zeit. Eine solche orchestrale Behandlung konnte nur einem Dichter gelingen, der das hohe Menschheitserbe tief und leidenschaftlich und täglich in sich aufnahm und zugleich seine eigene Zeit begriff und gestaltete als Resultat aller vergangenen Bemühungen. Dieses Gedicht exemplifiziert den Bedeutungswandel der Worte im Wandel der menschlichen Gesellschaft. Selbst Begriffe wie Haus und Garten wandeln sich, da sie gesellschaftlich bezogen werden. Das Gedicht wirkt künstlerisch wie ein Rondo in Spiralenform.

Ein kleiner Ausschnitt nur aus der Durchführung des Traum-Begriffs sei hier zitiert:

*Was war nicht – Traum? Sind nicht die Apfelbäume  
in ibrem weißen Blühn – nur Blüenträume!  
Wem blühn sie zu? O Traum im Apfelwein!  
Sie sitzen in den Lauben und sie trinken  
Vergessenheit. Traumtrunkenheit. Versinken  
von Traum zu Traum. O Traum vom Anderssein!*

*Und war ein Traum von Straßen und von Flüssen,  
und einem Wandern, Immer-wandern-Müssen,  
und Schiffe wandern auf dem Ozean.  
Ein Traumschiff wandert durch den Traum des Knaben.  
Er träumt: Er ist der „Wanderer aus Schwaben“,  
und kommt in einem – andern Leben an.*

Und dann unterhält sich der junge „Wanderer aus Schwaben“ mit seinem Freund auf dem Schiff:

*Er fragte Jan: „Ist dieser Traum von Erden,  
und kann der Traum jemals Erfüllung werden?“  
Jan sagte: „Wenn man etwas dazu tut!“*

*Jan brachte Bücher und saß ihm zur Seite,  
so saßen sie und schauten in die Weite,  
als suchten sie dort den Zusammenhang.  
Jan sang ihm vor, und als sie beide sangen,  
da sangen viele mit, im Traumverlangen.  
Das war der Traum, Das war des Traums Gesang.*

Und am Ende des Gedichts heißt es dann:

*Die waren eins: Traum, Wille und die Tat.*

Aber das ist nur eine Stimme in der vielstimmigen Fuge. Die Begriffe laufen auf unsere Zeit zu. Und am Schluß des Gedichts stehen plötzlich unerwartet-erwartet die Ideale der Klassik da: „Das Gute, Wahre, Schöne, Freie.“ Die unzerstörbaren Ecksteine eines durch Barbarei zerstörten Hauses stehen im Gefüge eines neuen Hauses im neuen Zusammenhang. In den letzten Strophen wird das Gedicht dem *Lehrer* aus Urach zugeschrieben, der von sich sagt:

*Er stehe nur im Dienst des Ewig-Wahren,  
und daß die Wahrheit möglichst viel erfahren,  
dien er der Wahrheit jetzt auf neue Art.*

In solchem „ewigen Licht“ steht nun auch Urach:

*Und war ein Traum, in Linien blau geschwungen,  
Und war ein Bild, das hielt uns fest umschlungen,  
war Nachtgesang und war ein ewiges Licht –  
.....  
Und schön war Urach, schön, wie nie so schön...*

*Und Urach war – das, was wir selber waren.*

.....  
*Und Urach war ... Urach klang heimatlich.*

Bechers gesamte Dichtung wird von wenigen großen Begriffen durchzogen und durch sie geadelt. Es sind keine neuen Begriffe. Es sind die alten Humanitätsbegriffe der Menschheit. Becher wollte diesen Begriffsschatz nicht aufgeben – und mit Recht. Er wollte ihn erneuern und für unsere Epoche fruchtbar machen, ihn aufheben. Wer das nicht begreift, wird zu Bechers Dichtung schwer Zugang finden. Er scheute sich nicht, Worte wie „heilig“, „ewig“, „andächtig“ zu verwenden, vor denen die modernen Dichter im allgemeinen einen Horror haben, da sie sie als entleert, als verschollen empfinden. Er entnahm dem religiös gebundenen Barock Begriffe wie „Auferstehung“, „Rettung aus Verloren-sein“, „Trost in der Verzweiflung“, er, der moderne Dichter, der sich wie kaum ein anderer den Forderungen des Tages stellte. Aber gerade er, dessen Leben ein nicht herausbrechbares Stück aus der revolutionären Entwicklung unseres neuen Deutschlands ist, fühlte, daß eben dies neue Deutschland eingefügt ist in die wahrhaftige Geschichte Deutschlands und der Menschheit, daß es der legitime Erbe der Vergangenheit ist.

*Es sind die alten Weisen,  
die neu in mir erstehn,  
und die im Wind, dem leisen,  
von fern herüberwehn.*

.....  
*Es ist in uns ein Raunen  
und wird zum großen Chor,  
und zu den Sternen staunen  
andächtig wir empor.*

Sterne, das sind die jeweils letzten Worte, in immer größerer Steigerung gebraucht, der drei großen Teile in Dantes „Göttlicher Komödie“, Hölle, Fegefeuer und Paradies. Und zuletzt, am Schluß des Werks, stehen die Worte „Stern“ und „Liebe“ in folgender Verbindung:

..... *... die Liebe,  
die kreisen macht die Sonne und die Sterne.*

An den Anfang meines Vortrages anknüpfend, will ich nun zum Schluß kommen. Das allumfassende menschliche Liebesgefühl leitete die bürgerliche Klassik ein. Das Mittelalter wagte nicht, das zwischenmenschliche Liebesgefühl in die Höhe des Amor Dei, der Liebe zu Gott, zu erheben

und es ihr gleichzusetzen. Das Allbewegende menschlicher Liebe zum Reineren, Besseren, Edleren ist auch in der antiken Liebeslyrik (außer in Platons Auffassung vom Eros) nicht so besungen worden wie in der Liebeslyrik der großen bürgerlichen Klassiker. Die Menschheits- ja Weltvision Dantes erwuchs aus seiner Liebe zu Beatrice, deren „Wunderkraft“ er den Frauen schildert:

*Durch Liebe, die der Liebsten Blicke tragen,  
wird das geadelt, was ihr Auge sieht,  
und jeder schaut, wenn sie vorüberzieht,  
und fühlt sein Herz bei ihrem Gruße schlagen.*

*Erbleichend sinkt das Haupt und seufzend Klagen  
um eignen Febl entringt sich dem Gemüt;  
wie aller Zorn und Hochmut vor ihr flieht:  
das helft mir, Frauen, ihrer wert zu sagen.*

*Ein Frohgefühl erwacht und bange Scheu  
in dessen Brust, dem ihre Worte galten,  
und selig ist, der sie zuerst erblickt.*

*Wie sie im sanften Lächeln dann entzückt,  
läßt sich nicht sagen, nicht im Geist behalten,  
weil es ein Wunder ist, so hold und neu.*

Auch Bechers Liebeslyrik weist auf dieses Erbe hin. Eines der frühesten Gedichte Bechers lautet:

*... Ich bin nur da, um selig dir zu weinen  
und daß vielleicht mir dieses noch gelinge:  
Auf daß ich makellos vor dir erscheine  
und nichts mich in Verwirrung bringe...  
Nicht jenes strahlende Gespann,  
das brüllend sauset über Kluft und Bogen -  
daß ich von dir nur angezogen  
mich ganz in dich verlieren kann...!*

Ich will nicht berühmte Verse von Benn über die Beziehung der Geschlechter zueinander zitieren, vielmehr ein poetisches Gebilde, das aber in die Negation der eben geschilderten Gefühle mündet:

*Auf deine Lider senk ich Schlummer,  
auf deine Lippen send ich Kuß,*

*indessen ich die Nacht, den Kummer,  
den Traum alleine tragen muß.*

*Um deine Züge leg' ich Trauer,  
um deine Züge leg' ich Lust,  
indes die Nacht, die Todesschauer  
weben allein durch meine Brust.*

*Du, die zu schwach, um tief zu geben,  
du, die nicht trüge, wie ich bin –  
drum muß ich abends mich erheben  
und sende Kuß und Schlummer hin.*

In klassisch-romantischer Form, nicht im Reporter-Stenogramm, wird das Zurückgeworfen-Sein auf das eigene Selbst geschildert, auf ein eitles Selbst, dem das Du nicht mehr genügen kann. Das Ich taucht in Träume von Todesschauern, wo es nicht mehr erreichbar ist. Das entscheidendste Merkmal der Dekadenz: sie kennt keine menschliche Kommunikation!

Das Du, der Traum und der Tod kommt auch in einem Liebesgedicht Bechers vor: das Du zunächst als der Kontakt mit allem, worin die Geliebte sich gleichsam versteckt hält, bis die längst Erträumte sich menschlich verwirklicht – und der Tod durch die Liebe besiegt wird:

*Du warst das grüne Lachen in den Bäumen,  
der Bogenlampen kühler Mond, der mir  
in Städten schien wie aus verschollnen Räumen . . .  
Wo warst du, sag? Wo ich? Wo waren wir?!*

*Du, die ich liebte, längst bevor ich dir  
begegnete – oh, es war gut zu träumen,  
hätt ich dich nicht geträumt, wärst du nicht hier.  
Wie konnten wir so lange uns versäumen!*

*Du, die mich denkt, mich besser denkt als ich –  
du, die mich lenkt, mich besser lenkt als ich –*

*Ich kann nicht beten, darum bitt ich sehr  
dich und mich selbst: Laß nicht das Glück verwehen!  
Was ohne dich geschehen wär?!  
Du machtest meinen Tod mir ungeschehen.*



## BROSEMANN WILL LEBEN

*Der Autor, vierunddreißig Jahre alt, ist Oberleutnant der Nationalen Volksarmee. Stationen seines Lebens: 1940 Gleisarbeiter, dann Betriebsdienst bei der Eisenbahn, 1942 dienstverpflichtet nach Zdobunow bei Schepetowka. Ende 1943 wegen Verbindung zu polnischen und ukrainischen Arbeitern bestraft und, nach einigen Wochen Arbeit in einem Rüstungsbetrieb, zur Wehrmacht einberufen. Im Juni 1944 wegen Kontakts zur tschechischen Widerstandsbewegung verhaftet, im Februar 1945 („Verhandlung wird bis nach Kriegsende zurückgestellt“) in eine Strafkompagnie gesteckt, die an der Oder verbluten soll (von hundertvierzig überleben vier den Einsatz lebend). Auf einem Fluchtversuch im April 1945 angeschossen, neun Tage hilflos im Wald, in einem sowjetischen Lazarett gerettet. Nach der Rückkehr Schweißer und Schlosser in Beeskow. 1949 Besuch der SED-Kreispartei- und anschließend hauptamtlicher Funktionär der Kreisleitung, 1950 ein Jahr Parteibuchschule, 1951 Redakteur der „Märkischen Volksstimme“, deren Volkskorrespondent er seit 1947 ist. 1955 zur Kasernierten Volkspolizei, 1959 ein Jahr Offiziersschule der Nationalen Volksarmee, heute Abteilungsleiter, Kollegiumsmitglied und Parteisekretär in der Redaktion „Die Volksarmee“.*

*Gustav Jabs kam durch die Notwendigkeit der politischen Arbeit zum Schreiben. Das begann 1947 in der Firma für Feineisen- und Stahlblechbau, deren kommissarische Leitung er 1949 übernahm, und führte ihn zum Beruf des Propagandisten und Redakteurs. Seit er seine Arbeit für die Armee aufgenommen hat, stößt er in Gesprächen mit den jungen Soldaten immer wieder auf Wißbegierde, sobald er von den Erlebnissen seiner Eisenbahnzeit im Gebiet von Schepetowka und den Aktionen der Partisanen dort erzählt. Nicht zufällig interessiert sie dabei das Schicksal eines deutschen Oberfeldwebels, der in einer sowjetischen Partisaneneinheit kämpfte und an kühnen Schlägen beteiligt war, kann es doch eine Antwort geben auf jene leider noch immer aktuelle Frage: Soll ein Deutscher gegen Deutsche kämpfen? Gustav Jabs, der jenem Oberfeldwebel selbst einmal begegnet ist, viele Fahndungen von Gestapo und Feldpolizei nach ihm erlebt hat und durch polnische und ukrainische Heizer und Rangierer von den Partisanentaten des Gesuchten erfahren hat, nahm sich deshalb vor, ein Buch über diesen Menschen zu schreiben, in dem er versuchen wollte, den Weg vom bedingungslosen Hitlersoldaten zum bewußten antifaschistischen Kämpfer*

zu zeichnen. Vor fast fünf Jahren, im Urlaub, begann er damit, und ungezählte Nachtstunden opferte er seither. Er ging von dem Interesse seiner jungen Leser an den Fakten aus, bedachte die Anregungen aus dem zentralen Literaturzirkel der Nationalen Volksarmee, den er besucht, debattierte mit den Kameraden auf der Offiziersschule die Passagen, die er nach der Kritik der Lektoren neu schrieb, und nutzte die Beratungen eines vom Schriftstellerverband ermöglichten Arbeitsseminars. Jetzt liegt die dritte Fassung vor, und sie wird unter dem Titel „Auf der richtigen Seite“ im Verlag des Ministeriums für Nationale Verteidigung erscheinen. Gegenwärtig arbeitet der Autor an einer Erzählung über das Leben in der Nationalen Volksarmee.

Ostfront, Anfang Juni 1942. Im Abschnitt der 4. deutschen Armee wurden neue Divisionen, die bisher in Frankreich und anderen Ländern Westeuropas gelegen hatten, eingeführt und auf den Sommerfeldzug vorbereitet. Deshalb war auch das Regiment, dem Oberfeldwebel Kurt Brosemann angehörte, vor drei Tagen aus der Hauptkampflinie gezogen worden und befand sich in Ruhestellung.

Kurt Brosemann hatte sich gerade auf der Bank vor dem Bauernhaus, in dem er in Quartier lag, niedergelassen, um einen Brief an seine Eltern zu schreiben. Von der Front klang das dumpfe Grollen eines Artillerieduells zu ihm. Während er noch überlegte, ob er erwähnen sollte, daß ihm mindestens für ein Jahr der Urlaub gesperrt worden war, stürzte ein Gefreiter herbei und überbrachte den Befehl, der Oberfeldwebel möge sich sofort und auf schnellstem Wege beim Kompanieführer melden.

Brosemann stand auf und schaute ärgerlich zu den Kameraden hinüber, die Skat spielten. „Bestimmt wieder eine besondere Aufgabe von der Division“, brummte er. „Nicht mal den letzten Ruhetag lassen sie einem.“

Feldwebel Kranz zuckte mit den Schultern. Er sah dem untersetzten Oberfeldwebel ironisch lächelnd nach und bemerkte: „Der hat es gerade nötig, uns blauen Dunst vorzumachen...“

„Na, laß man, Günter“, antwortete ihm ein Unteroffizier abwinkend. „In den letzten Wochen ist von seinem Heldendrang nicht viel zu spüren gewesen. Nach den sechs Wochen Knast ist er ganz anders geworden.“

Als Brosemann die Schreibstube betrat, kam ihm der Kompanieführer, Oberleutnant Gumme, einige Schritte entgegen, reichte ihm die Hand und sagte trocken: „Oberfeld! Ein Telegramm ist für Sie da.“ Der Offizier bedeutete dem Spieß, Brosemann das Papier zu geben. Dann wandte er sich ihm wieder zu: „Todesfall in der Familie. Mein tiefempfundenes Beileid, Kamerad.“

Kurt Brosemann starrte ungläubig auf das Telegramm. Dann las er Buchstabe für Buchstabe den Inhalt: „todesfall in familie stop sofort kommen stop.“ Der Oberfeldwebel blickte verständnislos auf den Kompanieführer und den hinter ihm stehenden Spieß. „Ist das alles?“ fragte er.

„Leider ja, mehr ist uns auch nicht bekannt“, sagte der Oberleutnant im Beamtenton. Dann fügte er hinzu: „Der Herr General hat Ihnen drei Tage Sonderurlaub bewilligt. Trotz Ihrer Urlaubssperre! Außerdem können Sie ausnahmsweise die Post-Junkers benutzen. Noch etwas: Im Auftrage des Herrn Generals möchte ich Sie daran erinnern, sich davor zu hüten, wieder eine Dummheit zu begehen. Sonst könnte Ihnen die Sache diesmal teuer zu stehen kommen, verstanden?“

„Jawohl“, erwiderte Brosemann und machte schnell kehrt. Als er wieder draußen war, begannen seine Gedanken fieberhaft zu arbeiten. Todesfall in der Familie? Er hatte nur noch die Eltern. Was konnte ihnen geschehen sein? Erst vor zwei Tagen hatte er den letzten Brief von ihnen bekommen. Die Mutter schrieb, daß alles wohlauf sei. Und plötzlich ein Todesfall? Das konnte sich nur auf einen entfernten Verwandten beziehen. Oder hatte ihm der Kompanieführer nicht alles gesagt? Ach, mochte ihn der Teufel holen. Es hatte jetzt nicht viel Sinn, sich den Kopf zu zerbrechen. Wenn alles gut ging, war er in rund fünfzehn Stunden in Köln. Dort würde sich ja alles schnell klären. Er packte hastig seine Sachen, holte seine Papiere von der Schreibstube und eilte zu dem nahegelegenen Feldflugplatz.

Der Oberfeldwebel hatte Glück. Die Junkers flog mit einigen Zwischenlandungen bis Warschau; von dort konnte er mit einer anderen Maschine bis Berlin mitfliegen.

Aber während des Fluges quälte ihn die Ungewißheit darüber, was ihn zu Hause erwartete. Bis zu dem Tag, an dem er sechs Wochen scharfen Arrest wegen Urlaubsüberschreitung erhalten hatte, war der Dreiundzwanzigjährige stets zu Scherzen aufgelegt gewesen. Er hatte es im Leben nicht schwer gehabt; der bärenstarke und gewandte Haudegen war überall beliebt gewesen. Seit seiner Bestrafung jedoch war ein nachdenklicher Zug in seinem Gesichtsausdruck, ja sein ganzes Benehmen stand im Widerspruch zu seinem früheren Draufgängertum. Er wußte dies und ärgerte sich zum Teil darüber, doch er konnte es nicht ändern. Und nun dieses Telegramm – es stürzte ihn erneut in eine Unruhe hinein, die ungleich stärker zu werden drohte als jene, die er vor kurzem ausgestanden, aber in seinem Denken noch nicht überwunden hatte.

Nach siebzehn Stunden langte Kurt Brosemann am späten Abend des nächsten Tages in Köln an. Wie hatte sich das Stadtbild in den letzten drei Monaten verändert! Auch die Menschen schienen anders geworden zu sein. Die englischen Bomber hatten furchtbare Spuren hinterlassen. Der

Oberfeldwebel nahm dies alles nur im Unterbewußtsein wahr. Fast im Laufschrift strebte er der kleinen Siedlung zu, die am Stadtrand in Gärten eingebettet lag.

Brosemann benutzte einen vertrauten Gartensteig, um den Weg abzukürzen. Doch plötzlich stockten seine Schritte. Sein Herz begann schneller zu schlagen. Das ersehnte Haus schien vom Erdboden verschwunden zu sein. Inmitten der Obstbäume und der Blumen erhob sich ein Trümmerhaufen. Brosemann glaubte, er habe in der Eile und bei der Dunkelheit den Weg verfehlt. Aber nein, da war ja das Nachbarhaus mit dem spitzen Dach, dort, auf der anderen Seite, standen die zwei Linden. Nein, nein, er hatte sich nicht geirrt. Der kräftige Mann mußte sich an einer Zaunlatte festhalten, um nicht in die Knie zu sinken. In seinem Gesicht zuckte es. Das alles war mehr, als seine Nerven vertragen konnten. Geistesabwesend schleppte er sich mehrere Male um das Grundstück. Endlich setzte er sich auf einen Steinhaufen, vergrub das Gesicht in den Händen und schluchzte wie ein kleines Kind. Hilflos und unfähig zu denken, blieb er sitzen.

Längst war die Sonne aufgegangen und hatte den Frühdunst über den Gärten weggezogen. Der Oberfeldwebel merkte jedoch von alledem nichts. Er merkte auch nicht, daß sich ihm ein Mann genähert hatte, der ihn jetzt leise ansprach. Brosemann schien ihn nicht zu hören. Erst als ihm der Alte die Hand auf die Schulter legte, fuhr er erschrocken auf. Er schaute ihm lange ins Gesicht, bis er den alten Petzold, den Nachbarn erkannte. Auf den Trümmerhaufenweisend, fragte er: „Beide?“ Seine sonst so klare Stimme klang gepreßt, so würgte es ihn im Halse.

„Ja, Kurt, beide“, antwortete Petzold und drückte Brosemann die Hand. „Die Engländer haben blind abgeladen. Eine schwere Bombe hat wie durch einen Zufall mitten ins Haus geschlagen. Die Feuerwehr konnte nur noch die Leichen bergen. Es war schrecklich. Um elf ist die Beerdigung.“

„So, um elf schon?“

„Es ist bereits der fünfte Tag heute, und sie müssen unter die Erde.“

Brosemann sah auf seine Uhr. Aber sie war stehengeblieben. Er blickte fragend auf Petzold. Der zog seine Taschenuhr hervor und hielt sie ihm wortlos hin.

„Es bleiben also nur noch ganze vier Stunden?“

Der Alte nickte.

Nachdem Brosemann bei Petzold eine Tasse Kaffee getrunken hatte, ging er nochmals zu den Trümmern des Elternhauses. Lange Zeit stand er dort unbeweglich und starrte mit leerem Blick auf das Bild, das er doch so gewohnt war, das aber nun auf einmal Grausames bedeutete. Es drückte sich gleichsam in ihn hinein. Dann drehte er sich schnell um und schlug den Weg zum Wehrbezirkskommando ein. Er war fest davon überzeugt, daß man

ihm angesichts dieses besonderen Falles seinen Urlaub noch um wenigstens zwei Tage verlängern würde.

Brosemann wurde zu einem dicken Major geführt und trug sein Anliegen vor. Da er der einzige Überlebende der Familie sei, wolle er sich noch um einiges kümmern und bitte daher um Verlängerung des Sonderurlaubs.

Der Dickwanst schaute schweigend auf die Kriegsauszeichnungen des Oberfeldwebels, blätterte in dessen Papieren und sagte schließlich mit süßsaurer Miene: „Ich habe volles Verständnis für Ihre Lage, aber helfen kann ich Ihnen auch nicht. Sie haben doch trotz der einjährigen Urlaubssperre schon von Ihrem Divisionskommandeur großzügigerweise drei Tage Sonderurlaub erhalten.“

„Aber in meinem schweren Falle...“

Der Dicke winkte barsch ab. „Wo kämen wir in der Wehrmacht denn hin, wenn wir auf der einen Seite bestrafen und auf der anderen dann maßlos großzügig mit Sonderurlaub um uns werfen.“

„Aber die Umstände, Herr Major, rechtfertigen doch eine Ausnahme. Sie wissen doch, daß man in einem solchen Falle eine Menge in Ordnung zu bringen hat.“

„Das wird schon die Behörde für Sie tun“, sagte der Dicke und brannte sich bedächtig eine Zigarre an.

Brosemann wurde zornig. Seine Erregung unterdrückend, bat er darum, daß man ihm wenigstens für einen Tag den Urlaub verlängere.

Der Major stand von seinem Ledersessel auf und ging mit kurzen Schritten zum Fenster. Brosemann glaubte schon, der Dicke würde sich doch noch alles zum Guten überlegen, als dieser sich umdrehte und kaltschnäuzig erklärte: „Nein, es geht nicht. Wir werden uns keine unnötigen Scherereien auf den Hals laden.“

Plötzlich stieg in Brosemann eine Welle der Erbitterung hoch. Diese verfluchten Etappenbulln drückten sich selbst vor der kleinsten Verantwortung. Wie konnte man einem Frontsoldaten nur soviel Hartherzigkeit zeigen. Solche Ungerechtigkeit hatte er noch niemals erfahren. Er grüßte und verließ das Zimmer des Offiziers. Draußen ballte er die Fäuste. Er hatte Lust, den ganzen Laden in die Luft zu sprengen.

Die Unruhe der letzten Tage, der Schock vor dem Trümmerhaufen, die Erbitterung über die Ablehnung der Urlaubsverlängerung, das alles steigerte seinen Haß gegen die Kommißköpfe derartig, daß er blind wurde. Diese Kerle mußte man alle in die Hölle schicken, dann würden es die Landsler in vielem besser haben, schlußfolgerte er wuterfüllt.

Am Eingang zum Friedhof hatten sich Arbeitskollegen des Vaters und Nachbarn aus der Siedlung versammelt, die dem Oberfeldwebel mitfüh-



lend die Hand drückten und tröstende Worte sagten. In seine ingrimmigen Haßgedanken verkrallt, nahm er das alles geistesabwesend hin.

Da fuhr ein Personenwagen vor. Ihm entstieg ein Hauptmann mit dünnen Gliedern und einem Rabengesicht.

„Der Herr Hauptmann ist vom Wehrkreis“, sagte der Friedhofswächter auf den fragenden Blick Brosemanns. „Der ist oft hier, um Reden zu halten.“

Zögernd bewegte sich die kleine Gruppe zum offenen Grab. Nachdem der Pfarrer seinen Segen über die Toten gesprochen hatte, trat der Hauptmann vor. Brosemanns dumpfe Wut erhielt neue Nahrung. Seinen Urlaub um einen Tag verlängern, das konnten sie nicht, aber einen Tröster schicken sie! Der Offizier entschuldigte sich, die Toten nicht näher gekannt zu haben. Ungeachtet dessen sei er als Vertreter der Wehrmacht gekommen, um dem tapferen Oberfeldwebel Mut zuzusprechen. „Wir tragen beide den gleichen Waffenrock, ziehen in diesem Krieg am gleichen Strang“, rief er mit schriller Stimme.

Haben bloß nicht dieselben Rechte, ging es Broseman durch den Kopf.

„Ja, ich kann es mitfühlen, was in dem Hinterbliebenen jetzt vor sich geht. Aber die Trauer darf nicht wirkungslos bleiben. Sie muß den Haß gegen den Bolschewismus und seine verbündeten Engländer, die auch diese Toten auf dem Gewissen haben, noch höher schlagen lassen. Es gilt, mein lieber Kamerad, Rache zu nehmen. Jawohl, schonungslose Rache an den Schuldigen für den Tod dieser deutschen Mutter und dieses deutschen Mannes, die ihre Pflicht gegenüber Führer und Reich getan haben!“

Brosemann starrte den Offizier mit bösen Blicken an. Die Verhöhnung trieb ihm das Blut ins Gesicht. Und als der Hauptmann Luft holte, um weiterzusprechen, begann vor Brosemanns Augen alles zu verschwimmen. Wutentbrannt ging er schnell auf den Offizier zu, packte ihn bei der Brust und schrie ihn an: „Aufhören! Und dann machen Sie sich schleunigst davon, sonst vergesse ich mich ganz!“

Ringsumher herrschte atemlose Stille. Die Trauernden sahen erschrocken auf den am ganzen Körper zitternden Broseman und den Offizier, der die Augen weit aufgerissen hatte und fassungslos um Luft rang. Es schien, als würde er jeden Augenblick einem Herzschlag zum Opfer fallen.

Brosemann sah in das verzerrte Rabengesicht und stieß den Hauptmann von sich. „Sie brauchen mir keinen Haß beizubringen. Sie nicht! Das haben schon Ihr Major und einige andere besorgt. Jawohl!“

Der Offizier kam langsam zu sich. Er glättete seine Uniform. Sein Adamsapfel hüpfte auf und ab, die kleinen Ohren glühten. Er stieß mehrmals seinen Kopf vor, stemmte die Hände in die Hüften und brüllte los: „Mann, sind Sie denn völlig wahnsinnig geworden? Aber das kann ich Ihnen ver-

sichern, die Sache wird Ihnen teuer zu stehen kommen. Wir sprechen uns noch. Aber woanders!“ Er suchte hilflos nach weiteren Worten. Dann drehte er sich um und ging schnell zum Ausgang.

Brosemann sah ihm wütend nach. „Verschwinde bloß!“ sagte er heiser.

Die Menschen lösten sich langsam aus der Erstarrung. Sie begannen wieder in die Wirklichkeit zurückzukehren, sahen sich ängstlich an und wisperten vorsichtig. Um die Gräber herrschte im Nu ein wirres Durcheinander.

Der alte Petzold drängte sich durch die Menschen und flüsterte Brosemann zu: „Kurt, jetzt darfst du keine Minute verlieren...“ Der Oberfeldwebel nickte, und bevor der Alte weitersprechen konnte, war er blitzschnell hinter einer Hecke verschwunden und lief tief geduckt in Richtung der südlichen Friedhofsmauer, die an die Siedlungsgärten grenzte. Von einem Grabstein aus zog er sich über die Mauer.

Am Friedhofstor tauchten Polizisten und Soldaten mit schußbereiten Gewehren auf. Niemand durfte den Friedhof verlassen, der jetzt nach allen Seiten hin abgesucht wurde.

In dem Augenblick, als Brosemann von der Mauer sprang, hörte er schnell näher kommendes Motorengeräusch. Mit wenigen Sätzen erreichte er einen Laubenweg, bog dann nach rechts ab, übersprang einen schulterhohen Zaun und landete im weichen Beet eines Gemüsegartens. Er lauschte einen Augenblick. Von der Straße her war das Poltern von Soldatenstiefeln zu hören. Kommandos ertönten. Fahrzeugmotoren heulten auf. Jetzt beginnt sicherlich die Fahndung, überlegte Brosemann und hastete durch den Gemüsegarten weiter. Er stieß erneut auf einen Zaun. Dahinter schlängelte sich ein Bach entlang. Er überquerte das Wasserhindernis und schritt kräftig aus. Ihm wurde immer mehr bewußt, in welcher schwierigen Lage er sich durch diesen Zwischenfall mit dem Hauptmann gebracht hatte. Er war sich darüber klar, daß es diesmal nicht mit einigen Wochen Arrest abgetan wäre. Ruckartig blieb er stehen. Wenn nicht in den Bunker, dann also Kriegsgericht? Es lief ihm kalt über den Rücken. Kriegsgericht! Vielleicht wird man Verständnis für meinen verzweifelten Wutausbruch haben, versuchte er sich zu beruhigen.

Sofort aber erinnerte er sich an Kameraden, die das Kriegsgericht wegen weit geringerer Vergehen zu schweren Strafen verurteilt hatte. Es würde keine mildernden Umstände geben, das hatte er ja erst vor einigen Stunden erlebt, als er den Major um Urlaubsverlängerung gebeten hatte. Seine Erregung wurde immer stärker. Er brannte sich eine Zigarette nach der anderen an. Das beruhigte ihn jedoch nicht. Jetzt mußte der alte Petzold hier sein. Er würde bestimmt helfen können. Er hat doch sicher Verbindung zu Leuten, die Erfahrungen haben, einen Flüchtigen unterzubringen.

Bei dem Gedanken, er sei flüchtig, fuhr er zusammen. War er denn bereits ein Fahnenflüchtiger? Noch galt für ihn der Fahneneid. Und er mußte sich

eingestehen, daß er sich innerlich noch nicht davon gelöst hatte. Und wenn er es nun täte, was sollte dann geschehen? Wohin sollte er sich wenden? Ja, an der Front, da wäre es leichter. Da könnte man notfalls überlaufen. Aber hier, mitten in Deutschland, wo auf Schritt und Tritt die Feldgendarmen, diese Kettenhunde, anzutreffen waren?

Brosemann fehlte ein Ziel, deshalb konnte er sich zu nichts entschließen und ließ sich von den Umständen treiben. Es führte schließlich dazu, daß er die nötige Vorsicht außer acht ließ und am dritten Tage seiner Flucht kurz vor Marburg ein Dorf aufsuchte, um sich in der Küche eines Bauern zu waschen und etwas zu essen. Der Ortsgendarm erfuhr sehr bald von dem Ankömmling. Schnell war er mit einem Mann in Zivilkleidung da, um sich den Oberfeldwebel näher anzusehen.

Brosemann saß am Küchentisch und trank gierig den heißen Kaffee, als er die beiden kommen sah. Er sprang auf und griff nach seiner Pistole. Die Waffe hinter dem Rücken verbergend, ging er dem Gendarmen und dessen Begleiter vor die Tür entgegen. „Sie wünschen, meine Herren?“

Die ungebetenen Gäste waren schon etwas ältere Leute. Sie sahen den Fragenden zuerst verdutzt an. Der Gendarm begann umständlich zu erklären, worum es gehe und daß er gekommen sei, weil er die Ausweispapiere sehen möchte.

„Hier sind meine Papiere!“ rief der Oberfeldwebel und richtete blitzschnell die Waffe auf ihn.

Der Mann in Zivil suchte nervös in der Tasche herum.

„Keine Dummheit!“ warnte Brosemann. „Und jetzt machen Sie, daß Sie fortkommen. Aber ein bißchen dalli, meine Herren!“

Verwirrt von diesem unerwarteten Empfang, versuchte es der Gendarm mit Verhandlungen, um Zeit zu gewinnen.

Brosemann unterbrach ihn: „Hier ist kein Jahrmarkt. Also Schluß mit dem Theater, sonst...“

Die beiden sahen, daß es ernst werden könnte, und traten den Rückzug an. In sicherer Entfernung von dem Bauernhof mit seinem gefährlichen Besucher blieb der Gendarm stehen, während der Zivilist eilig weiterlief. Diese umständliche Taktik erleichterte Brosemann die Flucht, und bald hatte er das Dorf hinter sich gebracht.

Es begann schon zu dunkeln, als Brosemann eine Blockstelle der Eisenbahnstrecke Marburg-Gießen erreichte. Es gelang ihm, auf einen Güterzug zu springen. So entging er den Verfolgern, die mit Spürhunden die ganze Umgebung absuchten.

Während der Zug durch die Nacht rollte, kreisten die Gedanken des Flüchtenden um die Frage, wieso sich alles in dieser Weise hatte entwickeln können. Es war nicht nur die Folge des betäubenden Schmerzes, den der

Verlust der Eltern verursacht hatte. Nein, das war es nicht. Je länger er nach einer Antwort suchte, um so bewußter wurde ihm, daß alles eigentlich mit dem Tod des Bruders angefangen hatte. Da bildeten sich, zwar noch tief verborgen, schon die Keime des Hasses gegen den Krieg. Erst jetzt, in seinem Unglück, begann er Widerstand zu leisten.

Ja, ich bin wirklich auf der Flucht, gestand er sich ein. Ich habe die Brücken hinter mir abgebrochen. Es gibt kein Zurück mehr. Doch im selben Augenblick stand wieder vor ihm die Frage, was er denn nun anfangen sollte. Sicherlich war jetzt bereits eine ganze Meute hinter ihm her. Sie würden ihn, das wußte er aus Erfahrung, bis zur Bewußtlosigkeit jagen. Der einzige Mensch, der mir hier helfen kann, ist Petzold, dachte er.

Brosemanns Entschluß stand fest. Um einen Ausweg zu finden, mußte er sich wieder nach Köln durchschlagen. Petzold würde schon wissen, was zu tun war.

Der Zug rollte in Gießen ein. Von hier gab es drei Möglichkeiten, mit der Bahn nach Köln zu gelangen: entweder die Hauptstrecken über Siegen und Siegburg oder über Koblenz und Bonn oder über die Nebenstrecken, die sich durch den Westerwald schlängelten. Ihm schien die letzte Möglichkeit noch die günstigste zu sein.

Als er auf dem Bahnhof Umschau hielt, fielen ihm sofort die vielen Absperrrposten auf. Aber noch schützte ihn die Nacht. Bald hatte er heraus, daß der auf dem Nebengleis stehende Güterzug nach Wetzlar fahren sollte. Er stieg in einen Waggon. Wenig später ratterten die Räder über die Schienen.

Es wurde immer heller. Im Osten begann sich der Himmel rot zu färben. Von der Lahn stieg Wasserdunst auf. Die Morgenstille wurde hier auf dem Bahnhof nur von den rangierenden Lokomotiven unterbrochen. Brosemann schlich an den Waggons entlang und versuchte, auf den Begleitzetteln ihren Bestimmungsort zu entziffern. Er las: Alsfeld, Fulda. Also nichts, die fuhrten nach Osten. Schließlich fand er einige Wagen mit dem Bestimmungsort Westerburg und Altenkohn. Das waren die richtigen. Es war aber auch höchste Zeit, in einem von ihnen zu verschwinden, denn der Verkehr wurde immer lebhafter. In einem offenen, mit Kisten beladenen Wagen fand er einen geeigneten Platz.

Die Wartezeit wurde dem Verfolgten zur Ewigkeit. Die Waggons wurden von einem Gleis aufs andere rangiert, bis sie endgültig stehenblieben. Es verging Stunde um Stunde, ohne daß etwas geschah. Brosemann wurde ungeduldig. Ob er vielleicht doch in einem falschen Wagen saß? Er streckte sich auf einer Kiste aus, richtete sich aber bald wieder auf. Mit seiner Ruhe war es vorbei. Vorsichtig blickte er über die Wagenwand und – zuckte zusammen. Vom Nebengleis schaute aus einem Bremshäuschen ein Eisenbahner zu ihm herüber!

„Na, Kamerad, wo soll denn die Reise hingehen?“ fragte der Eisenbahner interessiert.

„Nach Westerbург!“ erwiderte Brosemann, der erst eine Weile überlegt hatte, ob er überhaupt antworten sollte.

„Bist wohl Begleiter?“

„Ja, ja. Muß doch auch sein.“

Durch das Gespräch aufmerksam geworden, kamen zwei junge Burschen vom Arbeitsdienst näher, die sich zwischen den Gleisen herumgetrieben hatten. „Schöne Scheiße“, fluchte Brosemann leise vor sich hin. „Wenn das man gut geht!“

Einer der Arbeitsdienstleute mischte sich auch gleich in die Unterhaltung ein. Er fragte Brosemann nach dem Dienstgrad.

„Warum willst du denn das wissen, du Rotznase?“ fragte Brosemann zurück.

Der Bursche sah ihn beleidigt an. „Na, nur so. Uns interessiert so etwas.“ Er überlegte einen Augenblick und fügte hinzu: „Wir suchen nämlich einen Oberfeldwebel.“

„Dann sucht man, ich jedenfalls will meine Ruhe haben. Verstanden?“ Brosemann zog den Kopf zurück. Seine Gedanken überschlugen sich. Da habe ich mir wieder eine unverzeihliche Dummheit eingebrockt. Es blieb aber keine Zeit zu weiteren Überlegungen. Unten am Wagen wurden neue Stimmen laut. Er spähte durch einen Türspalt. Zu den Arbeitsdienstburschen waren Soldaten hinzugekommen. Auf dem Nebengleis fuhr der Zug an. Kurz entschlossen sprang Brosemann vom Wagen hinunter und schwang sich auf den immer schneller werdenden Zug. Aber im Nu hatte sich das ganze Bahnhofsgelände in einen Bienenschwarm verwandelt. Es begann eine wilde Fuchsjagd. An mehreren Stellen wurde geschossen.

Der Zug, auf dem Brosemann Zuflucht gesucht hatte, wurde zum Stehen gebracht. Der Verfolgte wurde von seinen Jägern entdeckt. Um ihn schloß sich ein lückenloser Ring. Gegen diese Übermacht konnte er sich nicht verteidigen.

Nach der Festnahme begannen für Brosemann lange Verhöre. Für ihn interessierten sich nicht nur die Abwehr, die Kriegsgerichtsräte, sondern auch die Gestapo. Man fragte ihn nach Verbindungen, den politischen Hintergründen der Fahnenflucht, nach dem Grad der Einwirkung der Feindpropaganda und der Unterstützung durch Widerstandsgruppen: Er sollte die Namen der Leute angeben, die ihm geholfen hätten. Brosemann erkannte beunruhigt, daß seine Flucht als politische Handlung betrachtet wurde. Die Fragen, die man ihm bei den Gestapoverhören stellte, brachten ihn auf den Gedanken, daß es viele Menschen geben müsse, die gegen den Krieg waren. Er wollte sich aber nicht mit ihnen gleichstellen; denn das



waren doch Kommunisten, ja, Verräter, und er, Brosemann, wollte ein anständiger Deutscher bleiben. Er fand sich nicht mehr zurecht. Doch er fühlte, daß für ihn etwas Neues, noch Unerklärliches, begann.

Ende Juli wurde er auf Grund einer Anforderung des Kriegsgerichts der 4. Armee zu seiner Division übergeführt, die immer noch an der Ostfront stand. „Der Fall soll als abschreckendes Exempel dienen“, hieß es in dem Aktenvermerk. Die Fahrt dauerte nahezu zwei Wochen. Um so schneller verlief die sogenannte Gerichtsverhandlung am 12. Oktober 1942. Ihr wohnten Angehörige aus der gesamten Division bei, der der Angeklagte einst angehört hatte. Als Brosemann, von zwei Feldgendarmen bewacht, den Verhandlungsraum betrat, fielen ihm sofort einige bekannte Gesichter auf. Von einigen glaubte er ein ermunterndes Lächeln, von anderen wiederum haßerfüllte Blicke zu sehen. Aber ihm blieb nicht viel Zeit, bei den Gesichtszügen seiner ehemaligen Kameraden zu verweilen.

Die Anklage wurde rasch verlesen; man warf ihm Zersetzung der Wehrkraft des Deutschen Reiches, Fahnenflucht und bewaffneten Widerstand gegen die Staatsgewalt vor.

Danach begann das Kreuzverhör durch die Gerichtsoffiziere. Sie versuchten den Angeklagten durch grobe Beschimpfungen einzuschüchtern. Der Vorsitzende wühlte eine Weile in den Akten. Dann fragte er: „Sie haben sich vor einigen Monaten schon einmal von der Truppe entfernt?“

„Nein! Ich habe lediglich meinen Kurzurlaub etwas überschritten.“

„Mann! Nehmen Sie sich hier keine Frechheiten heraus!“ kreischte der Gerichtsoffizier.

„Ich sage nur, wie es war“, erwiderte Brosemann.

„Dann erzählen Sie uns mal, wie es war...“

Der Angeklagte überlegte. Vor seinen Augen begann die Winterschlacht vor Moskau sichtbar zu werden. Da tauchten die Schreckensbilder, das Chaos bei den deutschen Truppen und dazu der strenge Winter auf. Die Russen parierten die Schläge nicht nur, sondern teilten wuchtige Schläge aus. – Und dann der lang ersehnte Sonderurlaub, wieder in der Heimatstadt Köln, und gleich wieder ein Schlag...

„Haben Sie die Sprache verloren?“ schrie der Offizier.

Brosemann zuckte zusammen und schaute den Fragenden zornig an. „Nein“, sagte er gedehnt, „jetzt nicht. Aber damals, nach der Winterschlacht vor Moskau. Ich bekam im März Kurzurlaub und war heilfroh, die Heimat wiederzusehen. Doch die Freude dauerte nicht lange, denn in Köln erfuhr ich, daß mein Bruder gefallen war. Diese Grausamkeiten des Krieges...“

„Keine rote Propaganda, Sie Schweinehund!“ fuhr ein Gerichtsoffizier dazwischen.

Da ist es wieder, dachte Brosemann, damit werde ich nicht fertig... Er

fuhr fort: „Also, nach alldem war ich so tief aufgewühlt, daß ich vor dem quälenden Gedanken fliehen wollte...“

„Vielleicht können Sie uns auch einiges über die Gedanken sagen, die Sie so tief aufgewühlt haben“, unterbrach ihn ein Offizier wieder.

Brosemann sah auf seinen sogenannten Verteidiger. Der nickte ihm ermunternd zu. Ohne sich ganz über die provokatorische Frage im klaren zu sein, antwortete er wahrheitsgemäß: „Beim Anblick der trauernden Eltern fragte ich mich, was denn eigentlich dieser Krieg ist. Ich grübelte und grübelte, fand aber keine befriedigende Erklärung.“

„Und weiter?“ bohrte der Vorsitzende.

„Ich suchte auch nach einer Antwort, warum es uns nicht gelungen war, Moskau zu nehmen. Die Russen befanden sich doch schon am Rande der Krise, wie es damals unser Herr Generalfeldmarschall von Bock ausdrücklich betonte.“

Der den Vorsitz führende Offizier warf den anderen Mitgliedern schnell einen Blick zu, der bedeutete, Ruhe zu bewahren. Zu Brosemann sagte er: „Gut, gut, weiter, wie kam es zur Urlaubsüberschreitung?“

„Ja... Also in meinem Kopf drehte sich alles wie ein Mühlenrad. Ich wollte vor den Gedanken fliehen, mich irgendwie ablenken, um wieder Ruhe zu finden. Daher packte ich meine Sachen und verließ Köln, noch bevor mein Urlaub zu Ende war.“

„Und wo fuhren Sie hin?“

„Zuerst in Richtung Front. In Berlin unterbrach ich dann die Fahrt, um eine Jugendfreundin zu besuchen, die in der Nähe der Reichshauptstadt wohnt. Ich wollte wenigstens für einige Stunden alles vergessen. Aus den Stunden wurden dann drei Tage Urlaubsüberschreitung.“

Der Vorsitzende lief vor Zorn rot an und sprang auf. „Sie sind der größte Lump, dem ich je begegnet bin. Gefühllos gegenüber Führer und Vaterland, haben Sie sich vor der Front gedrückt und sich Ihrem persönlichen Vergnügen hingegeben. Sie, Sie Feigling...!“

Diese unwahre Beschuldigung brachte Brosemann in Wut. „Haben Sie denn überhaupt schon Pulver gerochen, um sich über mein Verhalten an der Front ein Urteil zu erlauben?“ fragte er zurück.

Der Offizier wurde weiß im Gesicht. „Sie beleidigen auch noch das Gesicht, Sie Volksverräter?“ flüsterte er heiser. Die Beisitzer knurrten aufgebracht und sahen Brosemann drohend an.

„Das werden Sie büßen müssen“, fuhr der Vorsitzende fort, schnaubte verächtlich und sagte, immer noch leise: „Erzählen Sie uns mal, wie die Angelegenheit ausgegangen ist!“

Brosemann sah zu seinem Divisionskommandeur hinüber, der unter den Zuschauern saß. In ihm stieg eine unangenehme Erinnerung auf.

Wie er damals im März auf den Urlaubsschein gestarrt und überlegt hatte, ob er sich der Truppenleitstelle, diesen Etappenbulln, stellen sollte. Er hatte sich entschieden, es nicht zu tun, und statt dessen versucht, sich illegal zu seinem Regiment durchzuschlagen. Nach mehrtägiger abenteuerlicher Fahrt mit verschiedenen Transportzügen war er bei seinem Truppenteil angelangt. Ein befreundeter Unteroffizier hatte ihm auf dem Wege zur Unterkunft berichtet: „Also, lieber Kurt, ich kann dir flüstern! Hier war deinetwegen schon der Teufel los. Der Alte hat das ganze Regiment verrückt gemacht. Bei einem anderen wären ja ein paar Tage nicht so aufgefallen. Aber bei dir? Übrigens liegt auch vom Divisionskommandeur ein Befehl vor. Du sollst dich nach der Rückkehr umgehend bei ihm melden. Na, ich wünsche dir viel Vergnügen!“

Zuerst hatte er ein Donnerwetter des Regimentskommandeurs über sich ergehen lassen müssen. Der Divisionskommandeur, der sich mit solchen Vorkommnissen bei unteren Dienstgraden noch nie beschäftigt hatte, war dann über ihn hergefallen. „Einer meiner besten Soldaten wollen Sie sein? Sie, der mir eine solche zum Himmel schreiende Schande macht! Kerl, sind Sie denn völlig wahnsinnig geworden?“ wetterte der General. So ging es dann eine ganze Weile. Schließlich kam er zum Schluß: „Sie können von allergrößtem Glück reden, wenn ich Sie mit Rücksicht auf Ihre Tapferkeit vor dem Feinde und wegen des, hm, versteht sich, auf dem Felde der Ehre für Führer, Volk und Vaterland gefallenen Bruders, hm, nicht vor das Kriegsgericht stellen lasse. Sie kommen diesmal mit einer sehr milden Strafe davon. Mein Befehl lautet: Sechs Wochen strengen Arrest und ein Jahr Urlaubssperre! Und jetzt danken Sie Gott, daß ich wie ein leibhaftiger Vater zu Ihnen bin – raus!“

Sinngemäß berichtete Broseman über die Vorfälle.

„Ich hätte Sie schon damals vors Kriegsgericht stellen sollen!“ rief der Divisionskommandeur aus.

Der vorsitzende Kriegsgerichtsrat wandte sich an den Angeklagten. „Und jetzt erklären Sie uns die Motive des Verbrechens von Köln. Was haben Sie sich denn so alles bei der Sache gedacht, he?“

Broseman zuckte mit den Schultern. „Mir sind einfach die Nerven durchgegangen...“

Die Offiziere lachten. Einer der Kriegsgerichtsräte fragte: „Und wie ist es mit dem Verstand, ist der Ihnen auch durchgegangen?“

„Nein. Ich glaube eher, er hat meinen Gehirnkasten zum Denken angeregt“, antwortete Broseman ebenso ironisch.

Die Soldaten im Saal grinsten. Der auf diese Art Belehrte bebte vor Zorn. Der Vorsitzende schlug die vor ihm liegende Akte zu und sagte, zu Broseman hinüberschielend: „Ich glaube, das dürfte reichen.“

Dann ging die Verhandlung schnell ihrem Ende entgegen. Der ganze Vorfall von Köln und die danach erfolgte Flucht des Angeklagten schienen plötzlich dem Kriegsgericht nicht wert zu sein, lange erörtert zu werden. Der Vorsitzende gab lediglich seinen Kommentar. Nach einer kurzen Beratung der Gerichtsoffiziere wurde das Urteil verlesen.

Es lautete unter Berücksichtigung der Frontverdienste des Angeklagten und des Todes aller Familienangehörigen auf 18 Jahre Festungshaft und Aberkennung aller Ehrenrechte auf Lebenszeit. Auf die Bitte des Divisionskommandeurs wurde dem Verurteilten ausnahmsweise die Möglichkeit eingeräumt, einige Worte der Reue an die ehemaligen Kameraden des Regiments zu richten.

Brosemann zögerte erst. Als er aber die fragenden Blicke von einigen Landsern im Saal sah, straffte sich sein Körper, sein Gesichtsausdruck strahlte Ruhe und Überlegenheit aus. Er begann zu sprechen: „Kameraden! Viele von euch kennen mich und wissen, daß ich kein Feigling war. Ich habe mehr als einmal mein Leben aufs Spiel gesetzt. Den Dank dafür habt ihr soeben selbst gehört...“

Der Vorsitzende schlug mit der Faust auf den Tisch. „Was erlauben Sie sich. Sie Schwein!“

„Entschuldigen Sie,“ nahm Brosemann wieder das Wort. „Ich wollte nur noch sagen, daß ich alles aus tiefstem Herzen bereue, was ich für diesen verfluchten Krieg getan habe. Ich habe ihn in den letzten Wochen hassen gelernt...“

Die letzten Worte gingen in dem entstehenden Tumult unter. Einer der Offiziere schlug Brosemann mit voller Wucht ins Gesicht.

Damit wurde die Akte Brosemann von den Kriegsgerichtsräten abgeschlossen.

Einige Tage nach der Verurteilung wurde Kurt Brosemann in ein Zuchthaus südwestlich von Kiew übergeführt. Der klobige Bau ragte inmitten eines sumpfigen Ödlandes auf, unheimlich und drohend. Er hatte schon viele Generationen überdauert. In seinen kalten und feuchten Mauern hatten die Herrscher des zaristischen Rußlands diejenigen ihrem Schicksal überlassen, die ihnen nicht wohlgesinnt waren. Nun nahmen die deutschen Faschisten diese Tradition wieder auf. Der Hof jagte dem Gefangenen Entsetzen ein. An der hohen Mauer der Westseite duckten sich verschiedene kleine Wirtschaftsgebäude und Werkstätten. Von links, aus der äußersten Ecke, drohten zwei stabile Galgen. Die Mauer daneben zeigte in Brusthöhe Kugeleinschläge. Auf der Nordseite überragte das Zellenhaus alle anderen Gebäude. Es war von ihnen durch einen soliden Stacheldrahtzaun getrennt. Der Posten führte Brosemann in die Wachstube, den einzigen Zugang zum

Zellenhaus. Dort übernahm ihn ein Unteroffizier, der ihn nach Zelle 32 brachte. Wortlos wurde er dort hineingestoßen, die Tür schlug hinter ihm zu, und während die ausgeleierte Riegel in den eisernen Laufschielen klapperten und die Schlüssel rasselten, fand sich Brosemann allein in dem kalten, feuchten Loch wieder, das von nun an sein „Heim“ sein sollte. Allein, Einzelhaft, stellte er entsetzt fest. Ihn fröstelte. Wie lange würde er isoliert bleiben? Dies hatte er dem Vorsitzenden des Kriegsgerichts zu verdanken.

Er konnte nicht wissen, daß hinter seiner Nummer auf der Gefangenenliste ein dickes rotes Kreuz stand – in der hier üblichen Sprache hieß das: ein schwerer Junge. In der letzten Spalte las der Zuchthausdirektor unter Bemerkungen: „Ist Ende November 1942 nach der Festung Torgau überzuführen. – Entsprechende Vorbereitung.“

Wieder rasselten die Schlüssel, klapperten die Riegel; die Tür öffnete sich, lächelnd blickte der Unteroffizier herein und bemerkte höhnisch: „Etwas Besseres haben wir leider nicht zu bieten. Ich wünsche angenehmen Aufenthalt. Und dann den netten Namen nicht vergessen: Häftling vierundsechzigtausendzweihunderteinundsiebzig!“ Als Brosemann ihm jedoch furchtlos ins Gesicht sah, schlug er schnell die Tür zu und ging.

Der Gefangene schaute sich in der Zelle um. Sie war nicht groß. Zwei Meter breit, drei Meter lang. Rechts eine Holzpritsche, die am Tage hochgeklappt wurde. Ein Hocker und ein Holzeimer. Das war die ganze Einrichtung. Brosemann lehnte sich an die Tür und schloß die Augen.

Achtzehn Jahre hinter diesen Feldsteinmauern und Eisengittern? Nein, dann schon lieber das Leben riskieren, als das ertragen. Von dieser Stunde an sann er nach, welche Fluchtmöglichkeiten sich aus dieser Zelle finden ließen.



DAVID

*Szanan Lent, dem jüngsten Kämpfer  
des Warschauer Gettoaufstandes,  
gewidmet.*

Er stand in einer Mauernische, preßte sich eng an die kalte, schmutzige Wand und lauschte den Geräuschen auf der Straße. Sie kamen die Zamenhofa herauf und mußten jetzt auf der Höhe des Gefängnisses sein, also noch zweihundert Schritt von ihm entfernt – aber es konnten auch nur noch fünfzig oder sogar fünfhundert Schritte sein; er konnte es nicht genau ausmachen, denn sein Herz schlug so laut, daß es den Lärm auf der Straße zu übertönen schien. Es gelang ihm nicht, sich zu konzentrieren, so sehr er sich auch Mühe gab. Der Gedanke an seinen Auftrag beherrschte ihn vollkommen.

Er kannte diese Einsätze der Deutschen. Sie riegelten einen ganzen Straßenzug ab und trieben die sich versteckt haltenden Juden zum Umschlagplatz. Er selbst war einmal nur durch Zufall einer solchen Razzia entgangen; seine Eltern und seinen Bruder hatte man mitgenommen und deportiert. Aber das war schon lange her – bald ein Jahr – und er lebte seitdem bei Onkel Dolek und den anderen Organisierten im Bunker.

Sein Standort war nicht sehr günstig, denn der hintere Ausgang des Raumes war von heruntergefallenem Trümmerschutt versperrt, und es blieb ihm nur die Möglichkeit, hier zu warten und zu hoffen, daß man ihn nicht entdecke, oder die gegenüberliegenden Häuser zu erreichen und durch die Kellergänge zu entkommen. Er kannte das komplizierte System der unterirdischen Gänge dank Onkel Dolek recht gut, denn er hatte ihn oft begleitet, wenn der Onkel mit einem Maurertrupp die Kellerwände durchstieß, um die Verbindung zwischen den Bunkern auch unter der Erde zu ermöglichen. Onkel Dolek hatte die Pläne selbst ausgearbeitet, und manchen Abend hatte er dem Onkel dabei über die Schulter geschaut. Er wollte später einmal Brückenbauer werden, wie Onkel Dolek es war, und der Onkel bereitete ihn darauf vor, so gut es ging. Er war auch heute sicher gewesen, durchzukommen, aber er hatte nicht damit gerechnet, daß Zygmunt Bauers Bunker von den Deutschen gesprengt worden war. Keiner hatte es gewußt; der Kommandeur nicht, nicht Onkel Dolek und nicht die anderen

Männer vom Stab, die heute morgen im Zimmer waren. Es mußte ganz früh geschehen sein, denn der Kellergang war noch von Staub erfüllt, so daß er nicht viel sehen konnte und laut husten mußte. Er war dann hinaufgestiegen und die Straße hinuntergerannt, als er sie um die Ecke biegen sah. Vorn fuhr ein Panzerwagen, und hinterher kamen im Laufschrift die deutschen Soldaten.

Er konnte gerade noch im Eingang eines halb zerstörten Hauses verschwinden. Er verbarg sich rasch in einem Raum mit großen leeren Fenstern, durch die er die Häuser auf der anderen Straßenseite sehen konnte. Er hatte gleich gemerkt, daß dieses Haus ungünstig für ihn war und daß er kaum ein schlechteres hätte finden können, aber es blieb ihm ja keine andere Wahl. Es war auch unwahrscheinlich, die gegenüberliegenden Häuser zu erreichen, das sah er jetzt ein – die Deutschen würden ihn bestimmt treffen, auch wenn er sehr schnell und im Zickzack lief. Aber es war zu weit, und er durfte nichts riskieren, was seinen Auftrag gefährden konnte.

Onkel Dolek hatte ihn früh ins Zimmer gerufen und an den schweren, altmodischen Tisch geführt, an dem noch sechs andere Männer saßen, die er alle vom Sehen kannte. Er kannte auch den langen, hageren Mann, der dann auf ihn zukam. Alle sahen ihn an, und Onkel Dolek lächelte ihm aufmunternd zu.

Der Kommandeur stand nun groß und hager vor ihm und fragte ihn freundlich, obgleich er es ja wissen mußte: „Wie heißt du denn?“

„David First“, antwortete er mit respektvoller Stimme.

„Und wie alt bist du?“

„Neun.“

„Neun Äpfel oder neun Birnen?“

David wurde verwirrt durch die freundliche und doch so bestimmte Frage, die ihn zweifeln ließ, ob der Kommandeur ihn überhaupt ernst nehmen könne, wenn er nicht mal eine exakte Frage exakt beantwortete, und er verbesserte sich und erwiderte: „Neun Jahre.“

Aber der Kommandeur schien von seiner Freundlichkeit nichts eingeübt zu haben, denn er fragte ihn, ob er sich zutraue, eine wichtige Aufgabe allein durchzuführen. David bejahte mit einem stummen Kopfnicken, und der Kommandeur erklärte ihm weiter, es sei „von entscheidender Bedeutung, mit den Kämpfern aus der Gesiastraße Kontakt herzustellen“, er müsse also sofort aufbrechen, und es sei besser für ihn und die Aufgabe, wenn er die Kellergänge benutze, auf der Straße sei es sehr gefährlich. Dann gab er ihm ein dünnes, eng beschriebenes Papier in die Hand und ging auf seinen Platz zurück. Onkel Dolek hatte ihn zur Tür geführt und mit besorgter Stimme gesagt, er solle um Himmels willen vorsichtig sein. Von Stolz erfüllt über seinen ersten Auftrag, war David gleich losgegangen.

Der Lärm auf der Straße wurde jetzt deutlicher: Kommandorufe, knirschendes Rattern des vorbeifahrenden Panzerwagens, Schritte im Flur und eine Stimme: „Vier Mann nach oben!“

Nagelbeschlagene Stiefel stürmten die Treppe hinauf, und fürs erste fühlte er sich beruhigt, denn im Erdgeschoß blieb alles still. Sie werden erst nachsehen, ob sich jemand oben aufhält, dachte er, dann werden sie hierher kommen.

Eine plötzliche Angst befahl ihn, und er redete sich ein: Es wird nicht weh tun . . . Sie werden schießen, und es wird nicht weh tun. Du wirst sofort tot sein, und wenn die anderen, der Kommandeur und Onkel Dolek dich finden, wirst du daliegen, die Augen geschlossen, die Hände über dem Bauch gefaltet und mit einem kreisrunden Loch in der Stirn.

*Kreisrundes Loch*, dachte er. Er hatte sich früher die Toten genau so vorgestellt, aber er konnte sich dieses Bild nicht mehr vergegenwärtigen, denn er hatte schon zu viel Tote gesehen: solche, die an Laternen hingen – die Zunge quoll aus dem Gesicht, und die Körper bewegten sich im Takt des Windes hin und her; solche, die sich aus den brennenden Häusern gestürzt hatten – zuerst hatten sie Lumpen und Matratzen aus dem Fenster geworfen, damit der Aufprall gemindert wurde, doch die meisten sprangen daneben; aber auch solche, die schwarz und zusammengeschrumpft in den Bunkern lagen, die die Deutschen mit Flammenwerfern ausgeräuchert hatten. Ja, er hatte schon viel Tote gesehen, und keiner hatte die Augen geschlossen, keiner die Hände über dem Bauch gefaltet und keiner ein kreisrundes Loch in der Stirn.

Auf der Treppe wurde es wieder laut. Die Soldaten kamen anscheinend unverrichteterdinge herunter. Er hörte Stimmen ganz dicht neben der Tür, konnte aber nichts verstehen. Wieder Schritte – eine Tür wurde am Ende des Ganges aufgestoßen. Er schloß die Augen und wartete. Als die Tür zu seinem Zimmer aufging, blickte er in das verkniffene Gesicht eines deutschen Soldaten und dann in den Lauf einer Maschinenpistole, die genau auf seine Stirn gerichtet war.

Es war nach dem Mittagessen, als Oberleutnant Walter von seinem Vorgesetzten die Nachricht erhielt, er werde nach Beendigung des Gettoeinsatzes zu seiner alten Einheit nach Frankreich versetzt. Das brachte ihn in gute Laune, denn obwohl ihm die Zeit in Warschau nicht lang geworden war – an Beschäftigung war seit dem Judenaufstand wirklich kein Mangel –, hatte er sich hier nie richtig wohl fühlen können. Sein Gemütszustand war in der letzten Zeit recht bedenklich gewesen, und er redete sich oft ein, er sei überarbeitet. Aber er wußte selbst, daß dies nicht der eigentliche Grund seines seelischen Unwohlseins war, denn er war gerne Soldat, und harte Ein-

sätze hatte er nie gescheut. Das konnte es ja gar nicht sein. In dieser Beziehung war ihm Warschau noch lieber als Frankreich, wo es höchstens einige Auseinandersetzungen mit kleinen Widerstandsgruppen gab, und die erledigte meist der SD. Es war vielmehr der mangelhafte Kontakt zu seinen Kameraden, der ihn quälte. Die wenigen dienstfreien Abende seiner Warschauer Zeit hatten fast immer mit stupiden Saufereien geendet. Keine Diskussionen über Nietzsche, über Literatur oder entartete Kunst, wie sie ihm in Frankreich zur lieben Gewohnheit geworden waren. Nicht selten hatte er hier sogar Ekel und Abscheu vor seinen Kameraden empfunden, wenn er zum Beispiel beobachtete, wie sie sich auf dem Umschlagplatz benahmen. Überhaupt gehörten seine Erlebnisse auf dem Umschlagplatz zu dem Widerlichsten, was er hier gesehen hatte, und er versuchte auf jede Weise, sich von diesem Ort fernzuhalten. Irgendwie empfand er mit dem Haufen ausgehungelter, zerlumpter, gequälter Menschen Mitleid, was aber nicht heißen sollte, daß er an der These der Führung von der Endlösung der Judenfrage zweifelte; wenn er etwas kritisierte, dann waren es die Methoden, mit denen dieses Ziel erreicht werden sollte. Er glaubte auch nicht, daß es der germanischen Rasse würdig war, Taten von solcher Grausamkeit, wie sie hier geschahen, mit eigener Hand zu vollbringen – und sei es auch nur an rassisch minderwertigen Menschen. Vielleicht war es auch nur die Nähe zu den Dingen, die ihm zu schaffen machte; er war für diese Aufgabe jedenfalls nicht der richtige Mann. Und überhaupt wollte er jetzt nicht nachdenken darüber, mit seiner Rückversetzung hatte für ihn sowieso alles ein Ende.

Aus dem Zimmer über sich hörte er schon seit geraumer Zeit spitze, schrille Schreie, wie sie Frauen oder Kinder in höchster Not ausstoßen, und sie wurden noch übertönt durch das wütende, tierische Gebrüll eines Mannes. Dem Tonfall und der Lautstärke nach mußte es Unteroffizier Brunner sein, den er nicht leiden mochte, weil er wußte, daß dieser sich insgeheim über seine geistigen Ambitionen lustig machte.

War es nun die Freude über seine Versetzung, das gute Mittagessen oder seine Antipathie gegen diesen Brunner (zum Teufel, er wußte es selbst nicht!), was ihn veranlaßte, zu dem kleinen unscheinbaren Feldwebel, der da irgendwo im Zimmer irgendeine unnütze Arbeit verrichtete, zu sagen: „Sehen Sie nach, Schmidt, was da oben los ist, und fragen Sie, ob man nicht mal einen Tag mit dieser verdammten Prügelei aufhören könne. Man wird dabei ja wahnsinnig!“

Wie gesagt, er wußte selbst nicht, wie er sich so unbeherrscht hatte zeigen können; und als Feldwebel Schmidt zurückkam und ihm berichtete, man habe einen Jungen aufgegriffen, der offensichtlich jüdischer Kurier sei, und man versuche nun von ihm zu erfahren, wo sich noch Juden versteckt hielten, sagte Oberleutnant Walter: „Schmidt, Sie haben Begabung zum Zyni-

ker! Sie meinen wohl, mit dieser viehischen Prügelei könne man von einem Kind etwas erfahren? Sie haben eine Ahnung!“

Mit diesen Worten warf er sich seinen Rock über und rannte in das obere Stockwerk. Als er die Tür zu dem Zimmer, aus dem jetzt nur noch ein leises klagendes Gewimmer zu hören war, öffnete, sah er einen kleinen zerlumpten Jungen auf dem Fußboden liegen, der sich unter den Fußtritten des Unteroffiziers Brunner hin und her wand. Blutspuren, die durch das hereinfallende Sonnenlicht fast schwarz aussahen, waren über den ganzen Boden verteilt. In der Ecke des Zimmers stand mit dem Rücken zu Oberleutnant Walter ein zweiter Soldat. Er wusch sich an der Wasserleitung das Blut von den Händen. Dabei stieß er fortwährend durch die Zähne: „Dieses verdammte Judenschwein, so ein Rotzbengel, dieses Mistvieh ...“

„Meinen Sie, man hat mit solchen Verhörmethoden Erfolg? – Bei Kindern?“ sagte Walter mit kaum beherrschter Stimme zu dem bebrillten Unteroffizier Brunner. Und: „Wenn so ein Junge nach der ersten Backpfeife nicht den Mund aufmacht, dann können Sie ihm zehnmal den Arsch vollhauen, und Sie werden nichts, aber auch gar nichts erfahren!“

Dann, nach einer kurzen Pause: „Sagen Sie Feldwebel Schmidt, er soll den Jungen in mein Zimmer tragen und ihn, so gut es geht, wieder herrichten. Ich werde Ihnen zeigen, wie man mit Kindern umzugehen hat.“

Er blickte noch einmal auf den Boden, wo der Junge ganz ruhig von einer tiefen Ohnmacht umfangen lag, und wendete sich dann zur Tür.

David erwachte in einem Meer von rotem dickem Nebel. Tiefblaue kernige Punkte kreisten vor seinen Augen, vergrößerten sich ständig und wuchsen unheilvoll über ihn hinaus. Anfangs waren sie noch konturenscharf, aber allmählich mischten sie sich zu häßlichen lila Streifen, um dann in ein trauriges Grau überzugehen. Sein Gesicht und seine Schultern schmerzten unerträglich. Er öffnete die Augen und sah, daß er sich in einem fremden Raum mit kahlen, kalten Wänden befand. Er lag auf einer Holzbank, und vor ihm stand ein Schreibtisch, der mit Bergen von Akten bedeckt war. Er wollte seinen Kopf wenden, um auch den hinteren Teil des Raumes zu sehen, aber ihm wurde plötzlich übel, er schloß sofort die Augen und kämpfte gegen das würgende Gefühl in seinem Hals an.

Sie haben mich geschnappt, dachte er. Sie haben mich geschnappt, weil ich nichts riskiert habe. Aber ich durfte nichts riskieren, und es war nicht meine Schuld, daß Zygmunts Bunker gesprengt war.

Wieder überkam ihn das Würgen, diesmal mit verstärkter Heftigkeit, und er mußte lange die Luft anhalten, bis es vorüber ging. Er versuchte sich zu erinnern, wie er in dieses Zimmer gekommen war, und sehr schwer und nur schrittweise konnte er es sich vergegenwärtigen.



Als sie ihn entdeckt hatten, glaubte er, sie würden ihn auf der Stelle erschießen; aber sie hatten ihn nach Waffen durchsucht und dabei das dünne, engbeschriebene Papier gefunden, hatten sich bedeutungsvoll angesehen, und dann mußte er mit erhobenen Händen vor ihnen herlaufen, bis sie am Gefängnis waren, von wo man ihn mit einem Auto in die deutsche Kommandantur fuhr, die außerhalb des Gettos lag. Er nahm an, daß sie mit dem Brief nichts anfangen konnten, denn er war in Geheimschrift geschrieben und es war kaum glaubhaft, daß die Deutschen die Chiffre kannten, denn der Stab wechselte sie aus Sicherheitsgründen sehr oft. Also war es nicht von großer Bedeutung, daß er vergessen hatte, den Brief zu vernichten; der Organisation hatte er damit nicht geschadet, allenfalls sich selbst, denn nun wußten die Deutschen von seiner Mission als Kurier, und sie hatten ihn verhört, um herauszubekommen, wo sich die Freunde versteckt hielten – und das war schlimm genug.

Du hast dich gut gehalten, dachte er. Onkel Dolek braucht sich nicht zu schämen. Und ihm kamen die Bilder des Verhörs ins Gedächtnis: Zwei Deutsche standen um ihn herum, ein dritter sah aus dem Fenster. „Du verstehst mich doch?“ fragte der eine. Sein Gesicht war schwammig und aufgedunsen. Er roch nach Schnaps und seine Augen funkelten tückisch hinter einer Nickelbrille, die in ihrer Zierlichkeit so gar nicht in dieses grobe, ungeschlachte Gesicht passen wollte.

David nickte mit dem Kopf, und der Soldat begann ihn zu fragen, wo seine Freunde seien, und wie viele Orte er kenne, an denen sie sich aufhielten. Er solle sich klar darüber sein, daß man mit ihm machen könne, was man wolle, und es hätte gar keinen Zweck, etwas zu verschweigen, denn es würde sowieso nicht mehr lange dauern, bis man alle Juden gefangen hätte. Er könne sich jedoch retten, wenn er bereit sei, auszusagen, aber solle er sich weigern, so würde man schon andere Mittel haben, um ihn zum Sprechen zu bringen.

Der Deutsche sprach schnell, und David hatte nicht alles genau verstehen können, was er sagte, aber er war sich über die Bedeutung des Ganzen vollkommen im klaren. Der Deutsche schwieg einen Moment, offenbar um die Wirkung seiner Worte auf den Jungen abzuwarten. Dann sagte er: „Na?“

David senkte seinen Blick und dachte an Onkel Dolek: Man darf niemals anfangen zu sprechen, sonst spricht man weiter, und sie holen alles aus einem heraus, was sie wissen wollen. Und er hatte auch geschwiegen, als der Bebrillte zum zweitenmal „Na?!“ sagte, diesmal schärfer und drohender.

„Aus dem holst du nichts raus“, hatte spöttisch eine Stimme vom Fenster her gesagt.

David spürte, wie der Deutsche immer näher auf ihn zukam. Er fühlte

sich an den Haaren gepackt, sein Kopf wurde hochgerissen, und er sah in ein wütendes, haßerfülltes Gesicht.

„Na!?!“ hörte er die Stimme zum drittenmal, nun überschlug sie sich fast. David sah den Soldaten ganz fest an, und er zuckte nicht, als ihn der erste Schlag ins Gesicht traf. Seine Nase fing an zu bluten und ihm stiegen Tränen in die Augen. Der am Fenster erhob sich und sagte im Hinausgehen noch einmal: „Aus dem ist nichts rauszuholen, verlaßt euch drauf.“

Der Gedanke an das, was dann gefolgt war, ließ ihn erschauern, und er mußte sich plötzlich mit aller Gewalt zur Seite drehen. Das Gesicht zum Fußboden, übergab er sich laut hustend. Gleich darauf hörte er, wie jemand ins Zimmer trat. Ein deutscher Soldat, den er bis dahin noch nicht gesehen hatte, kam zu ihm herüber, stützte ihn und half ihm, sich aufzusetzen. Der Soldat schien besorgt um ihn zu sein, denn er fragte ihn, wie er sich fühle. Obgleich David sich noch sehr schwach fühlte, war ihm jetzt wohler zumute, und er nickte dem Soldaten zu. Der Soldat verließ das Zimmer, und ein Offizier kam herein. Er setzte sich David gegenüber und beobachtete ihn aufmerksam. Trotz seiner grauen Haare schien er noch nicht alt zu sein, und seine Person strahlte so viel Ruhe und Überlegenheit aus, daß David sich von Anfang an nicht vorstellen konnte, einen richtigen Deutschen vor sich zu haben. Das Gesicht war von der Frühjahrssonne leicht gebräunt, und winzige Fältchen um die Augen ließen die gehaßte Uniform unbedeutend werden. David dachte nach, wo er dieses Gesicht oder den Typ dieses Gesichtes schon einmal gesehen hatte. Der Kaufmannsladen seiner Heimatstadt tauchte vor ihm auf: Ein Bild an der Wand, ein Pappbild, auf dem ein Mann jedem Eintretenden eine buntbemalte Büchse entgegenstreckte; warmherzig und mild lächelte er auf die Käufer herunter und forderte zwingend Vertrauen im voraus. Wenn David einkaufen mußte, starrte er das Bild unentwegt und fasziniert an, und wenn er die Tür nach beendetem Einkauf schloß, galt sein letzter Blick wieder dem Bild an der Wand.

Der Offizier, der ihm gegenüber saß und dem Mann auf dem Pappbild unwahrscheinlich glich, sagte zu ihm: „Du fühlst dich sicher nicht wohl?“ Und ohne eine Antwort abzuwarten: „Es tut mir leid, daß man dich geschlagen hat, man soll Kinder nicht schlagen. Aber du darfst nicht denken, daß wir alle so sind. Ich habe auch zwei Kinder, zwei Jungen, einer ist so alt wie du. Und ich habe sie noch nie geschlagen.“

Vater hat mich öfter geschlagen, dachte David. Einmal, als ich das Geld für Zigaretten verloren hatte, einfach verloren, in die Hosentasche gesteckt und nicht mehr wiedergefunden.

Er hatte es sich damals selbst nicht erklären können, wie hätte er es dem Vater erklären sollen? Er hatte es zwar versucht, aber natürlich glaubte ihm der Vater nicht, und es setzte Schläge.

Aber Onkel Dolek hat mich nie geschlagen, und er würde es auch nie tun, dachte er und verscheuchte damit die unangenehme Erinnerung.

Der Offizier sagte noch einmal, als hätte er Davids Gedanken belauscht: „Nein, ich habe sie noch nie gehauen, und ich würde es auch nie tun, glaube ich.“

Draußen dämmerte es bereits, und der Offizier steckte sich eine Zigarette an; dann griff er in die Brusttasche, zog ein Bild hervor und reichte es David.

„Hier, das sind wir“, sagte er, „der Kleinere ist ein Fußballer, er spielt schon in der ersten Mannschaft.“

David sah auf dem Bild vier Gestalten, zwei große und zwei kleine. Obgleich er sie nicht genau erkennen konnte, glaubte er zu sehen, daß sie alle lächelten – lächelten wie der Mann auf dem Reklameschild, und der Kleinste hatte einen Ball unter dem Arm. Als er dem Offizier das Bild zurückgab, sah er ihm ins Gesicht, und für einen Augenblick sah es so aus, als wäre da Onkel Dolek. Er fuhr sich über die Augen und spürte, daß sein Gesicht vor Hitze glühte, und der Mann stand auf, schloß die Fenster, ließ die Verdunklung herunter und drückte auf den Knopf einer Lampe, die auf dem Schreibtisch stand und das Zimmer in warmes gelbes Licht hüllte. Vor Davids Augen verschwamm alles. Hitze und Kälteschauer jagten in seinem Körper einander, der Offizier wurde eine ins Riesenhafte wachsende Masse, und die Lampe verwandelte sich in eine unermeßlich große warme, gelbe Sonne. Er konnte nicht mehr verstehen, was der Deutsche zu ihm sagte, aber er versuchte, die Augen offenzuhalten und zuzuhören, und die Stimme, die fortwährend und sanft auf ihn einredete, war wie das stetige, beruhigende Summen eines Ventilators. Große Müdigkeit überkam ihn und mit ihr die Sehnsucht nach Ruhe und Sicherheit. Er stellte sich vor, er wohne mit seiner ganzen Familie in einem Haus, das ihnen ganz allein gehöre. Onkel Dolek sei da, Mutter, der Offizier, und er hätte ein Zimmer ganz für sich allein, mit vielen Büchern an den Wänden, aus denen man lernen könne, wie man Brücken baut, große Brücken und kleine Brücken, Brücken aus Holz und Brücken mit einem soliden Betonfundament.

Dieser Offizier könnte dein Vater sein, dachte er, und er wünschte sich für einen Moment, daß es so wäre. Du würdest wieder Brüder haben, könntest mit ihnen Ball spielen, Fußball, Handball oder sonst irgendwas. Hauptsache spielen. Auf grünen Wiesen, in breiten Straßen, mit hohen hellen Häusern, die Sonne steht hoch am Himmel ... es ist heiß, wir ziehen die Jacken aus, legen sie auf die Straße, fünf Schritt voneinander entfernt sind sie das Fußballtor ... Onkel Dolek kommt aus dem Hausflur und trägt eine deutsche Uniform. Er nimmt mich an die Hand, wir gehen die helle Straße immer weiter, und er sagt: Du bist doch ein vernünftiger Junge. Du

hast doch Vertrauen zu mir. Komm, sei brav, und sag mir, wo sie sind. Es ist schlecht, daß sie dich geschlagen haben, aber es sind nicht alle so, und du kannst doch nichts dafür. *Du bist doch ein vernünftiger Junge!*

Die Straße wird dunkel, die Häuser stürzen zusammen, einzelne brennen, schwarzer Qualm dringt aus den Fenstern und steigt zum Himmel empor. Eine Sirene beginnt mit ohrenbetäubendem Lärm zu heulen. Stimmen, überall Stimmen: „Alarm, Fliegeralarm, die Russen . . .“

Ich träume, dachte er, ich muß träumen! Und langsam verschwand alles, die brennenden Häuser, der Trümmerschutt, die dunkle Straße, und auch die helle kam nicht wieder, und die Sonne war nur noch eine Lampe, die auf einem Schreibtisch stand und warmes, gelbes Licht verbreitete. Aus Onkel Dolek wurde ein deutscher Offizier, der nervös und hastig an einer Zigarette sog. Nur das unerträgliche Heulen der Sirene war geblieben, und der Offizier sagte eindringlich zu David: „Du mußt mir glauben. Ich will nur dein Bestes. Ich kann dich beschützen, wenn du mir sagst, wo sich deine Leute versteckt halten.“

Die Sirene starb mit brüchigen tiefen Tönen, von Ferne hörte man die Detonation einer Bombe, und David lächelte mit dem Lächeln eines ungeheuerlich betrogenen Kindes, das eigentlich die Reife eines Erwachsenen besaß. Der vertrauensheischende, mild lächelnde Mann auf dem Pappbild im Kaufmannsladen seiner Heimatstadt hatte die Maske des Biedermannes fallenlassen. Sein Lächeln und seine Warmherzigkeit waren die eines Heuchlers und Betrügers. Keine Täuschung mehr, kein Onkel-Dolek-Gesicht, nur das nervöse Ziehen an der Zigarette, denn die Detonationen waren näher gekommen. David nahm all seine Kraft und all seinen Mut zusammen, stand auf und spuckte dem Offizier ins Gesicht. Ein Stoß vor die Brust warf ihn auf die Bank zurück; der Deutsche lief aus dem Zimmer.

David saß da und vermochte sich nicht zu bewegen. Er lauschte dem schwermütigen Brummen der Flugzeuge, die da irgendwo über der Stadt ihre tödliche Last abwarfen, und als sich die Tür öffnete und der nickelbebrillte Soldat langsam und grinsend auf ihn zukam, dachte er an die Freude und an den Jubel, mit dem Onkel Dolek und die Genossen den ersten sowjetischen Luftangriff begrüßt hatten, und das nahe Krachen der Bomben erschien ihm als das Fanal der Erlösung.

## ERSTE VERSUCHE

---

*Günter Kaebne*

### REKORD AN DER DRAHTSTRASSE

**I**ch arbeite auf der Drahtstraße, drüben im Walzwerk. Seit drei Jahren bin ich dort, und genauso lange schon arbeitet dort, an der Bundübergabe, Walter Muschak.

Die Arbeit an der Bundübergabe ist schwer. Pausenlos kommen hier, eng beieinander, die dicken glühenden Drahtbunde auf einem Plattenband angerutscht. Vor dem Ende des Plattenbandes werden sie dann durch einen Preßluftschieber auf einen Kipper gedrückt, der wie eine einklappende Hand die Bunde auf Haken wirft, die, an einer endlosen Kette hängend, dort vorbeigleiten. Das ist alles. Und doch steckt in dieser einfachen Arbeit, in der Überwachung des mechanisierten Vorganges, viel Schweiß und Mühe.

Mit Walter hatte ich es schwer. Ich wollte ihn für die Partei gewinnen. Er ist ein guter, zuverlässiger Arbeiter, ausdauernd und zäh und in seinem Innern längst mit uns verbunden. Die anderen Genossen unserer Parteigruppe sind damit einverstanden. „Gut“, sagten sie, „du hast unseren Auftrag. Sprich mit ihm und gewinne ihn für uns.“

Ich freue mich und denke, daß meine Freude und das Vertrauen, das ihm auch die anderen Genossen entgegenbringen, ein starkes Argument sind.

Als ich dann zu ihm ging, stand er gerade hinter dem Kipper und regelte mit einem eisernen Haken den Aufprall der Bunde. Das verlangt Geschicklichkeit und durch die Hitze an diesem Platz viel Ausdauer. Alle halbe Stunde lösen sich die drei Kollegen der Kipperbesatzung zu dieser Arbeit ab. Jetzt stand er hinter dem Kipper, und sein Gesicht war gezeichnet von der Hitze, vom Staub und Zunder der Schicht. Unter der kurzschirmigen Mütze leuchteten die Augäpfel im Schein der rotglühenden Bunde.

Ein richtiger Arbeiter, ein Held und bald auch ein Genosse! Solche Gedanken hatte ich, sah ihn beinahe verliebt an. Was er dachte, welche Gedanken ihn erfüllten, sollte ich jedoch bald merken. Als er kam, feuerte er seinen Haken in die Ecke und knurrte mich an:

„Verdammte Schinderei! Zeitalter der Atomenergie, und wir wühlen herum wie die ersten Menschen. Mistdreck!“

Na, ich war erschlagen. – Bevor ich jedoch ein Wort herausbringen konnte, stieß er mich beiseite, ergriff den Haken und sprang auf das Plattenband zu. Ein Bund hatte sich verklemmt, und die nachgeschobenen Bunde



drückten sich zu einem Haufen zusammen, der über beide Seiten des Plattenbandes quoll. Wie zwei Spitzentänzer sprangen Walter und Rolf, der zweite Kollege der Kipperbesatzung, zwischen den glühenden Bunden hin und her. Der Schweiß dampfte aus den Hosenbeinen, aber dann war es geschafft. Die Bunde waren teils abgezogen, teils neu eingeordnet, ohne daß das Walzen unterbrochen werden mußte. Das hätte Stillstand und Produktionsausfall bedeutet.

Mit steifen Beinen, um beim Gehen die nackte Haut vor der Berührung mit dem heißen, ausgekochten Stoff der Hosenbeine zu bewahren, stakte Walter heran.

Da stand ich nuh mit meiner Begeisterung, die ich auf ihn übertragen wollte, um ihn durch die Freude über die Anerkennung der anderen Genossen zu gewinnen. Und er stand mir gegenüber, flog am Körper vor Anstrengung und überstandener Hitze und schaffte sich schimpfend Luft:

„So, was ist das? Wie nennst du das, he? Arbeit, Heldenmut? Mist ist das! Eine ganz große Sauerei und nichts anderes. Wir fliegen zum Mond, wir konstruieren die tollsten Maschinen, und hier sind wir nicht in der Lage, vernünftige Arbeitsbedingungen zu schaffen. Oder? Mensch, hau bloß ab. Zerruppen könnt' ich alles!“ Es schäumte aus ihm heraus wie aus einem geöffneten Ventil. Seine Hände durchsuchten die Hosentasche. „Hast du 'ne Zigarette?“

Ich gab ihm die gewünschte Zigarette und auch Feuer. Wir rauchten, während er unablässig den Lauf der Bunde verfolgte, schon wieder einsatzbereit.

Zu Walters Ausbruch habe ich geschwiegen. Ich kenne diese jähen Entladungen. Was glaubt ihr wohl, wieviel Wille notwendig ist, um den Widerstand des Körpers zu überwinden, der sich gegen diese Hitze stemmt, die oft alles Maß überschreitet.

Ich habe begriffen, daß die Arbeit den Menschen formt, auch seine Ausdrucksweise, und so ein Walzwerk ist kein Kabinett, in dem man an Wörtchen herumfeilt und stilistisch ausgewogene Reden führt. So ein Walzwerk, das ist der Lärm dröhnender Kräne, das Summen und Pfeifen starker Motore und Getriebe, das ist das Knallen abplatzenden Zunders und das ist die Hitze von Tausenden Tonnen Stahl, der sich unter dem Druck der Walzen windet und rekt. Und die Menschen, die diesen Stahl beherrschen, ihm ihren Willen aufzwingen, die ihn durch die abschreckende Mauer der Hitze angehen, um in der kochenden Luft bis zum letzten möglichen Augenblick die notwendige Arbeit zu verrichten, haben ihre eigene Art.

Später, als die Wut abgeklungen war, habe ich mit ihm weitergesprochen. Er hat ja nicht unrecht! Und außerdem gehört er zu den Hitzköpfen, denen nichts schnell genug geht. Ein Kerl, der nichts als gegeben hinnimmt

und felsenfest überzeugt ist, daß alles verändert werden kann und muß, und zwar sofort.

Durch eine großartige Umstellung der Straße hatten wir den Ausstoß fast um das Doppelte erhöhen können, und das pro Schicht! Walter wußte, daß die damit verbundenen Änderungen noch nicht seinen Arbeitsplatz erreicht hatten und daß deshalb seine Arbeit besonders schwer war. Dazu kam, daß die nun unzulängliche Bundübergabe viel Schrott verursachte, und beides zusammen trieb ihn auf die „Barrikaden“. Er empfand die Unbeholfenheit der für die Umstellung verantwortlichen Leute wie ein junges Pferd die Kandare und schlug aus. Stets war er im Angriff, und auch mich überfiel er, böseartig loshackend mit allem, was ihm nicht paßte. Ich sagte zu ihm: „Menschenskind, Walter – verrenn dich doch nicht. Du hast recht, ich gebe es zu. Und trotzdem muß alles schön in der Reihe bleiben. Stell dir doch mal den Hexentanz vor, wenn wir alles zugleich machen wollten! Das ist doch gar nicht drin. Klar ist es schwer hier hinten, aber trotzdem: Eines nach dem anderen!“ Er nahm den Zigarettenstummel aus dem Mundwinkel und warf ihn zu Boden. Dann zog er mit den Fingern seiner rechten Hand an der weißblonden Augenbraue und blinzelte mich an.

„So, eins nach dem andern“, höhnte er. „Immer schön der Reihe nach. So wie in der Poliklinik: Der nächste, bitte! Einverstanden . . .!“

Er bückte sich, nahm den Haken hoch und drückte ihn mir in die Hand. „Bitte schön, bitte, der nächste.“ Und dann in kaum verhaltener Wut: „Nimm ihn und stell dich hin. Aber die ganze Runde! Und dann noch mal und noch mal, bis dir der Schweiß über die Arschbacken rinnt. Und dann kannst du den Haken weitergeben. Weitergeben an alle, die hier vorbeikommen, den Kopf schütteln und wieder verschwinden. Alle sollen mal ihren Hintern auskochen. Sollst mal sehen, wie schnell es dann geht. Glaubst du?“ Seine Rechte fuhr aus dem Hemdsärmel hoch in die Luft und beschrieb einen großen Bogen.

„Muß man erst solchen Wind machen? Muß man mit allem gleich zum Parteisekretär rennen? Ho, springen würdet ihr dann, überschlagen würdet ihr euch, wenn der erst seine Nase reinsteckt!“

Er nahm mir den Haken aus der Hand, klemmte ihn sich unter den Arm und suchte nun ungeschickt in seiner Hosentasche herum.

„Gib schon her, ich halte ihn so lange“, sagte ich.

Er sah mich verdutzt an, grinste und stellte den Haken an die Wand. Dann hatten seine Finger in der unergründlichen Tiefe der Tasche das Gesuchte gefunden. Ein Stück Papier kam zum Vorschein, aus dem beim Entfalten Tabakskrümel herausfielen.

Zwischen Fingerabdrücken vereinigten sich, unbeholfen und klobig, Bleistiftstriche zu einem geometrischen Labyrinth. Unter seinem erläuternden

Zeigefinger traten schließlich die Funktionen der Bundübergabe hervor – und seine Gedanken.

„Hier“, sagte er, „hier an dieser Stelle machen sich die Bunde fest. Siehst du, hier und hier. Jetzt habe ich gedacht, wenn man hier einen Abstreifer anbringen würde, so, so und so, dann würde eine Menge Schrott wegfallen, und wir hätten es leichter.“

Bei diesen Worten faltete er schon seinen Zettel zusammen, das Papier verschwand wieder in dem unergründlichen Hosenschacht. Na, was sagst du nun, blinzelten seine Augen, und sein Gesicht zerfältelte sich vor Selbstgefälligkeit, und der ganze Kerl war ein lebendiges Ausrufungszeichen zu der Tatsache, daß er ja auch nicht von vorgestern sei. Jetzt wurde ich aber – bei aller Freundschaft – sauer.

„Was soll ich denn sagen? Du fummelst mir mit deinem Stück Papier vor den Augen herum, und bevor ich überhaupt unterscheiden kann, ob es ein Kreuzworträtsel oder eine Geburtsurkunde ist, läßt du es wieder verschwinden. Gib schon her!“

„Warum“, maulte er und wußte doch genau, weshalb und wozu ich seinen Vorschlag haben wollte.

„Gib schon her“, wiederholte ich, „gib her! Ich komme sonst in Versuchung, dir den Haken über das Kreuz zu hauen, wenn ich nur daran denke, daß du mit dem Vorschlag in der Tasche am Kipper hin und her tanzt, Zeter und Mordio schreist und dabei schon weißt, wie es besser gehen kann. Gib schon her. Du . . .“

Nun kamen böse Tage für mich. Der Gedanke seines Vorschlages war gut und richtig. Aber er kam zu spät! Von der Instandhaltung hatten Kollegen das gleiche Problem aufgegriffen und waren von der anderen Seite her zum Ziel gelangt. Damit war sein Vorschlag überholt. Mit der Verwirklichung seines Vorschlages kam ich nicht mehr weiter. Daß er mit seiner Hosentaschenpolitik selbst daran Schuld hatte, machte mich besonders ärgerlich. Daß ich nun aber auch Übermittler des abschlägigen Bescheides sein mußte, paßte mir gar nicht ins Konzept.

Hundert zu eins wußte ich, daß er wieder seine Augenbraue strapazieren würde. Jeden Tag sah er mich erwartungsvoll an. Ich schwieg, vermied das verfängliche Thema und suchte nach einem Ausweg. Schon sah ich sein fragendes Gesicht voller höhnischer Fältchen. In diesen Tagen begann ich an ihm zu zweifeln, ihn in die Gruppe der unverbesserlichen Querulanten einzuordnen, die ohne Verständnis für die Schwierigkeiten in unserer Entwicklung stets querschießen.

Wie sehr ich mich getäuscht hatte, wie sehr diese Zweifel Folgen meiner eigenen Verbohrtheit, meiner Feigheit waren, offen mit ihm zu sprechen, sollte ich jedoch bald erfahren.

Am 23. Oktober hatten wir Spätschicht. Es war gegen Schichtende und die Schicht IV, unsere Ablösung, tanzte an. In ganz großer Besetzung. Da waren die Genossen der „Roten Brigade“, die ganze Abteilungsleitung und auch Schlosser aus anderen Schichten. Jedem von uns war es schlagartig klar, daß in dieser Nacht ein Ding gestartet werden sollte. Dann übernahmen die Kollegen die Straße, und wir gingen ab.

Am nächsten Tag – als wir kamen – war die bisherige Höchstleistung, der von uns geleistete Rekord, überboten. 214 Tonnen Draht hatten die Kollegen gewalzt! Das waren glatte 10 Tonnen über unserem Rekord. Die Kollegen, die wir ablösten, zeigten uns befriedigt das Ergebnis, das dick mit Kreide, sichtbar für uns bestimmt, an der Störungstafel prunkte: 214 Tonnen!

Ständig stand einer von ihnen an der Tafel, und immer, wenn ein Kollege unserer Brigade vorbeikam, klopfte der andere grinsend an die Tafel. „214 Tonnen!“ Man konnte seinem Gesicht buchstäblich ablesen: Na, was sagt ihr nun? Andere können ja schließlich auch noch walzen, nicht wahr?

So hatten wir, die anerkannten Rekordhalter, unsere Spritze weg.

„Kunststück, bei solcher Besetzung!“

„Mensch, die ganze Prominenz ...!“

„Zufall! Wenn die Karre läuft, dann läuft sie alleine ...!“

„Haut bloß ab! Nachmachen!“ Damit zerfetzten die Kollegen unsere Argumente. Sie hatten ja auch recht. Es war eine prima Leistung der Schicht IV! Der Schock, geschlagen zu sein, war uns mächtig in die Knochen gefahren. Der richtige Rippenstoß gegen unsere Selbstgefälligkeit!

Dann saßen wir oben und hielten die üblichen Kampfbesprechungen vor Schichtbeginn ab. Der Meister schätzte den Stand der Straße ein und sagte: „Es ist noch alles drin. Die Karre läuft wie geschmiert. Ich denke, wir reden ein Wörtchen mit! Also: Obacht geben!“

So beginnt unsere Schicht, und die Karre läuft tatsächlich!

Stab auf Stab fällt in die Haspel und wird zu dicken Bündeln gespult, die dicht aufeinandergerückt auf dem Plattenband anmarschiert kommen. Stunde um Stunde vergeht. Draußen beginnt es zu dunkeln. Die Nacht ist jäh in die Halle eingefallen und hat das dämmerige Grau von den verglasten Wänden gewischt. An der Hallendecke flammen die Tiefstrahler auf. In ihrem kalten, fallenden Licht verblaßt die glutrote Wärme, die der glühende Stahl auf dem Weg seiner Verformung an die Wände wirft. Die neunzehn Gerüste, deren Walzen die armdicken Stahlknüppel zu bleistiftstarkem Draht abwalzen, treten wieder in harten und klaren Umrissen aus ihren verschwommenen Schatten, in denen sie in diesen Minuten zwischen Tag und Nacht untergetaucht waren.

Nur das glühende Auge des Stoßofens, in den der Ausstoßer rasselnd hineintaucht, schreit unvermindert mit seiner von Hitze umflimmerten

Pupille durch die Halle. Wenn dieses Auge erlischt, wenn die mit Schamotte ausgemauerte Tür herunterfällt, um die Temperatur im Ofen zu halten, dann steht die Straße. Dann hat ein glühender Stab seinen Weg verfehlt und sich durch den Druck der nachschiebenden Walzen zwischen diesen und den Ausführungsarmaturen zu einem kuhfladengroßen Klumpen verschweißt. Oder etwas anderes ist schiefgegangen und die Straße steht. Kostbare Minuten vergehen. Minuten, die sich unaufhaltsam mehren und mit ihnen die Zahl der Knüppel, die man hätte verwalzen können.

Das darf nicht passieren. Heute schon gar nicht, wo es um den guten Ruf unserer Brigade geht. Zwei Stunden haben wir noch Zeit, und 170 Tonnen sind verwalzt. Noch 45 Tonnen, kaum zu glauben, wir haben sie und einen neuen Rekord!

In diesem Augenblick bricht der Tanz los. Eine wilde Begeisterung ergreift alle. Das wird eine Sache! Innerhalb von vierundzwanzig Stunden eine neue Straßenhöchstleistung! Ein neuer Rekord – unser Rekord.

In diesen letzten Stunden sind alle ganz bei der Sache. Keiner, den es nicht gepackt hat. In diesen Stunden gibt es keine Meinungsverschiedenheit, alles ist zurückgetreten. Eine herrliche Gemeinsamkeit erfüllt alle in diesem Kampf um die höchste Leistung, um die Ehre der Brigade!

An der Bundübergabe kocht die Luft, eine einzige flimmernde Wolke hochaufstiebenden Zunders, der beim Aufprall der Bunde auf die Haken abplatzt. Und Walter? Walter springt hin und her, reißt mit seinem Haken die Bunde auf dem Plattenband vorwärts, um ihren Abstand vor dem Kipper zu vergrößern, um jede Störung an der immer noch nicht geänderten Anlage zu vermeiden.

Der Schweiß läuft aus allen Poren. In den Gesichtern, von Hitze und Staub bemalt, hat er helle Furchen gezogen, die von Zeit zu Zeit durch den darüber fahrenden Hemdsärmel verwischt werden. Alle verfügbaren Walzer sind nach hinten gekommen, um uns zu helfen. An der Straße ist es fast leer. An der offenen Mittelstraße stehen zwei, die die glühenden Stäbe, die aus den Umführungen springen, sorgsam zu sauberen Schlingen übereinanderlegen, und an der Fertigstraße verfolgt ein Walzer die sausenden Stäbe, registriert jedes Geräusch der Getriebe und das harte Anbeißen der Stäbe, wenn deren Spitzen von den Walzen gepackt werden.

Irgendwie kommen die Zahlen der eingesetzten Knüppel vom Ofen zu uns nach hinten: 2000 ... 2050 ... 2070 ...

Da schreit die Sirene an der Straße nach dem Krän! Kurz darauf fallen nur noch vereinzelte Stäbe in die Haspeln. Was ist los? Die Walzer rennen nach vorn. An der Vorstraße hat sich zwischen zwei Gerüsten träge ein weißglühender Knüppel hochgewunden. Zwei Adern sind blockiert.

2075 ... 2080 ... verflucht langsam! Die Zeit rinnt unaufhörlich. Und zu



allen Überflus mit aus dem letzten Gerüst der Fernigstraße ein Stab aus den Fingern, springt hoch in die Halle und wirft sich eine glühende mehrmalige Schlange über die Hakenbahn. Die Haken sind leer und dunkel. Das sind lange Minuten, so kurz wie Terekschlaf!

„Was ist los?“ will Walter wissen.

„Seinung zwischen vier und fünf“, sagt ich. In diesem Augenblick dröhnt auch der Kran schon wieder heran. Die Walter kommen und die ersten Seile fallen wieder in die Haken.

„Diese Pfänder verdammten“, schreit Walter. „Beinahe hätten sie uns alles vermarktet, diese Brüder!“

Und dann zählen wir jeden Band, jeden Seil, und wir zählen: 2099 ... 2100 ... 2101 ... Da sehen wir am Seilboden Hitz und Mäusen in die Luft fliegen. Wir haben sie!

Die Anlösung, unsere bereits wieder geschlagenen, mit so kurzfristigen Reibschrauben, nehmen uns beinahe, als wären wir Halbiere, die Haken aus den Händen ...

211 Tonne! Junge, Junge, das ist eine Sache!

„Schlagschande“, sagt Walter zu mir und zuckt unvermeidlich an seiner Angewohnheit. „Wie sieht's aus? Spülen wir den Zunder weg?“ Eine Stunde später sitzen wir im Klubhaus. Das erste Bier hat nur geschmeckt, das zweite war angerunnen. Walter wischt sich mit dem Handrücken die Schaumreste vom Mund. Er glückt vor sich hin und schüttelt immer wieder, wie unglücklich, den Kopf. Sein Gesicht ist noch mehr zerföhrt als sonst und rot von der Stimmung und der heißen Dusch. In den Augenfalten sitzen feine Striche; eine letzte Spur Zunder.

„Die Geschirre, was? Das hätten sie nicht erwartet. Und die Walzwerk-leitung ... rufen wir alle Brigaden auf, diesem Beispiel zu folgen ...! Unglück! Überholz! Überholz in veränderung Stunden! Menschenkind!“

Wir haben an diesem Abend noch viel gesprochen. So angeschlossen war sein Herz, und ich würde: Du wirst mein Getöse, du bist es!

## KULTURREVOLUTION

Zum 140. Geburtstag von Friedrich Engels am 28. November

**M**arx und im besonderen Maße auch Friedrich Engels haben den Grundstein einer marxistisch-leninistischen Theorie der Kultur und der sozialistischen Kulturrevolution als unabdingbaren Bestandteil der sozialistischen Umwälzung gelegt. In ihren Schriften fassen sie die Kultur – ebenso wie die Ökonomie und die Politik – als einen der großen Bereiche des gesellschaftlichen Lebens der Menschen auf. Während die ökonomischen Verhältnisse der Menschen ihre gesellschaftlichen Beziehungen in der Sphäre der Produktion – dem materiellen Stoffwechselprozeß des Menschen mit der Natur – und des Austauschs der erzeugten Güter zum Inhalt haben; während die politischen Verhältnisse, in der Klassengesellschaft, die Zugehörigkeit der Menschen zu Klassen und ihre Stellung in und zu den Klassenkämpfen ihrer Zeit umschließen, umfaßt die Kultur eine andere spezifische Seite des gesellschaftlichen Lebens – wenngleich diese Seite wesentlich durch Ökonomie und Politik bedingt und mit ihnen untrennbar wechselseitig verbunden ist.

Die Kultur weist an Hand der Entwicklung der materiellen und geistigen Güter aus, wieweit die Menschen auf einer gegebenen Stufe der gesellschaftlichen Entwicklung durch ihre Arbeit „aus der Natur herausgewachsen“ sind, wieweit sie „sich vom Tier im engeren Sinne entfernen“ (Engels), wieweit sie sich durch ihre Arbeit eine historisch gewordene, „künstliche“, „zweite“ Natur geschaffen haben – eine „*vermenslichte* Natur“, wie Marx es nennt.

Engels hat diese bestimmte Rolle der Arbeit für alle Entwicklung der materiellen und geistigen Kultur der Menschheit umfassend nachgewiesen – vor allem in seiner hervorragenden Schrift „Anteil der Arbeit an der Menschwerdung des Affen“. Dabei weist Engels, insbesondere in Auseinandersetzung mit einer „naturalistischen“ anthropologischen Auffassung der Geschichte, darauf hin, daß nicht nur die ständige lebendige Arbeit, sondern gleicherweise die in der „Natur“ vergegenständlichte Arbeit zur Wachstumsbedingung der menschlichen – materiellen wie geistigen – Kultur wird. Engels machte sich über die Philosophen und Naturwissenschaftler lustig, die nur Natur einerseits, Denken andererseits kennen; „... gerade

die *Veränderung der Natur durch den Menschen*, nicht die Natur als solche allein, ist die wesentlichste und nächste Grundlage des menschlichen Denkens, und im Verhältnis, wie der Mensch die Natur verändern lernte, in dem Verhältnis wuchs seine Intelligenz.“ Der Mensch *schafft* neue Naturbedingungen: Engels zeigte, wie von der „Natur“ Deutschlands, seit der Zeit, als die Germanen einwanderten, „verdammt wenig“ übriggeblieben sei. Erdoberfläche, Klima, Vegetation, Fauna, die Menschen selbst haben sich durch menschliche Tätigkeit unendlich verändert, während die ohne menschliches Zutun vollzogenen Veränderungen in der Natur Deutschlands seit jener Zeit „unberechenbar klein“ seien.

Aber es ist nicht allein die Arbeit, nicht nur die Entwicklung der Produktivkräfte, die zum Hebel und wesentlichsten Ausdruck des Kulturfortschritts der Menschen wird. Nicht nur diese Seite der Naturbeherrschung bestimmt den Höhegrad der menschlichen Kultur. Engels schrieb: „Erst eine bewußte Organisation der gesellschaftlichen Produktion, in der planmäßig produziert und verteilt wird, kann den Menschen ebenso in gesellschaftlicher Beziehung aus dem Tierreich herausheben, wie dies die Produktion überhaupt für die Menschen in spezifischer Beziehung getan hat.“

Gerade in der Entdeckung des Charakters, der Einheit und des Zusammenhangs (wie der außerordentlich widerspruchsvollen historischen Entwicklung) dieser beiden bestimmenden Faktoren der Kulturentwicklung liegt das große revolutionierende Moment der sozialistischen Kulturtheorie, wie sie Marx und Engels in Grundzügen ausarbeiteten, gegenüber allen früheren Theorien über die kulturelle Entwicklung der Menschheit.

Die Kultur offenbart demnach – um wenigstens einen allgemein gehaltenen Aufriß ihres spezifischen Bereichs zu geben –, wieweit die Menschen im Prozeß ihrer materiellen und geistigen Produktion und ihres gesellschaftlichen Zusammenlebens wirklich *menschlich* geworden sind, das aber heißt eben zu wahrhaften Beherrschern der Natur und ihrer eigenen gesellschaftlichen Organisation. Im Entwicklungsstand der Kultur drückt sich aus, wieweit die Menschen ihre schöpferischen Fähigkeiten, körperliche wie geistige, herausgebildet und allseitig entfaltet haben. Das gilt subjektiv wie objektiv: subjektiv findet die menschliche Kultur ihren Ausdruck im „Kulturniveau“, soll heißen, den Fertigkeiten, Kenntnissen, Kräften, Fähigkeiten, Bedürfnissen, Genüssen usw. der Gesellschaftsmitglieder; sie zeigt sich in den auf einer gegebenen Stufe der gesellschaftlichen Entwicklung hervorgebrachten Normen des menschlichen Zusammenlebens, der Lebens- und Umgangsformen, Sitten, Gewohnheiten, Vorstellungen und Gedanken, in denen sich das Werden des Menschen „als eines *gesellschaftlichen*, d. h. menschlichen Menschen“ (Marx) ausdrückt; sie lebt in den Schätzen des menschlichen Geistes, der Wissenschaft, Literatur und Kunst.

Objektiv gesehen offenbart sich der Entwicklungsstand der menschlichen Kultur in den von der Gesellschaft geschaffenen materiellen Gütern, in deren Eigenart als objektive Manifestation der Entwicklungshöhe jener menschlichen Kräfte und Fähigkeiten, die den Menschen über die Natur erheben; in der gesamten Masse der Institutionen und Einrichtungen, die dazu dienen, die körperlichen und geistigen Kräfte des Menschen auszubilden, zu erhalten und zu entwickeln (Bildungs- und Gesundheitswesen, Sport usw.) oder die zur Regelung der Formen und Normen des gesellschaftlichen Zusammenlebens notwendig sind.

Es ist notwendig, noch einen Augenblick bei der dialektischen Wechselbeziehung zwischen der „Beherrschung der Natur“ einerseits und der „Herrschaft des Menschen über seine eigene gesellschaftliche Organisation“ andererseits zu verweilen. Beide Faktoren entwickeln sich in der Ausbeutergesellschaft in antagonistischem Gegensatz zueinander; und Friedrich Engels hat besonders deutlich herausgearbeitet, daß erst die sozialistische Gesellschaft eine harmonische Wechselbeziehung zwischen ihnen hervorzubringen vermag.

Ist nach Engels' Auffassung jeder Schritt der Menschen, der sie vom Tierreich entfernt und sondert, ein „Fortschritt der Kultur“, so kann doch erst in einem Gesellschaftszustand, worin es keine Klassengegensätze, keine Sorge um die individuellen Existenzmittel mehr gibt, von einer „Existenz in Harmonie mit den erkannten Naturgesetzen“ die Rede sein – und damit auch von wirklicher menschlicher Freiheit. Aber „jeder Fortschritt der Kultur war ein Schritt zur Freiheit“. (Engels.)

Diese Kulturauffassung Engels' ist von eminenter theoretischer und praktischer Bedeutung. Heute hat auch unter den Bedingungen der imperialistischen Herrschaft in einem Teil der Welt einerseits die Kenntnis und Beherrschung der Naturgesetze bis zur Freisetzung der Atomkraft, Anwendung der Automatisierung und der Kybernetik geführt, also einen außerordentlich hohen Grad erreicht. Andererseits aber ist in jenen Ländern, wo die Menschen noch nicht „Herren ihrer eigenen Vergesellschaftung“ sind, die absolute Mehrheit der Herrschaft einer hauchdünnen aggressiven imperialistischen Oberschicht ausgeliefert. Die Disharmonie zwischen den beiden Faktoren der kulturellen Entwicklung hat ihren grellsten antagonistischen Punkt erreicht. In elektronisch gesteuerten, raketengetragenen Kernwaffen hat die Beherrschung und Anwendung der Naturgesetze unter imperialistischen Bedingungen eine Gestalt angenommen, in der sie die menschliche Kultur und die menschliche Existenz überhaupt aufs Spiel setzt.

Dieser Tatbestand ist in der Gegenwart zu einem der springenden Punkte aller bürgerlichen Kulturphilosophie geworden. Dutzende von „Theorien“ mühen sich, diesen antagonistischen Widerspruch, der heute allein auf impe-

rialistischem Boden wächst, zur „ewigen“, unabänderlichen Erscheinung jedes weiteren Fortschrittes zu erklären. Die vom Menschen freigesetzten Naturkräfte, so heißt es in tausend Formulierungen, machten sich „selbständig“ und beherrschten nun ihrerseits schicksalhaft „die Menschheit“, unterjochten, bedrückten, verkrüppelten und bedrohten sie. Die Misere des Zauberberühmings wird zum weltgeschichtlichen Prinzip der Gegenwart erhoben.

Gerade diese Theorien, in welches Gewand sie sich im einzelnen auch immer werfen mögen, sind zu einem unmittelbaren Bestandteil der ideologischen Vorbereitung eines atomaren Krieges durch die Imperialisten geworden.

Besonders aus diesem Grunde sind die Kulturtheorien von Marx und Engels, die das „Geheimnis“ lüften, welches über den Beziehungen von Naturbeherrschung und gesellschaftlichem Zustand liegt, zu einer Waffe im Kampfe gegen die in Westdeutschland herrschende Politik der ideologischen Kriegsvorbereitung geworden.

Erst mit der Besitzergreifung an den Produktionsmitteln durch die Gesellschaft, die die Herrschaft des Produktes über den Produzenten beseitige, so schrieb Engels, scheide der Mensch, in gewissem Sinne, endgültig aus dem Tierreich aus. „Der Umkreis der die Menschen umgebenden Lebensbedingungen, der die Menschen bis jetzt beherrschte, tritt jetzt unter Herrschaft und Kontrolle der Menschen, *die nun zum ersten Male bewußte, wirkliche Herren der Natur, weil und indem sie Herren ihrer eigenen Vergesellschaftung werden.*“

Von dieser Seite wird ein weiteres Mal bestätigt, welche Bedeutung es für die Lösung des Grundwiderspruchs in Deutschland hat, besonders angesichts der Atomwaffenpolitik der herrschenden Kreise in den Westzonen, daß in der Deutschen Demokratischen Republik eine Arbeiter-und-Bauern-Macht existiert, daß das sozialistische Lager existiert, in dem besonders die Sowjetunion immer wieder aufs neue durch wissenschaftlich-kulturelle Großtaten beweist, daß hier die Menschen zum ersten Male bewußte, wirkliche Herren der Natur, weil und indem sie Herren ihrer eigenen Vergesellschaftung geworden sind.

Der gegenwärtige Grundwiderspruch in Deutschland wird auch von der Frage durchdrungen, welche kulturellen Perspektiven der Imperialismus einerseits und die Friedenskräfte des Sozialismus andererseits den Menschen zu bieten vermögen.

Der Widerspruch zwischen dem hohen Entwicklungsgrad der Naturbeherrschung einerseits und der Tatsache andererseits, daß die Produzenten durch ihr eigenes Produkt beherrscht werden, vertieft die Krise der spätbürgerlichen Kultur ins Ungemessene. Selbst die Prognosen der eifrigsten Gesundbeter der imperialistischen Ordnung, der rechtssozialdemokratischen



Führer, sind außerordentlich trübe geworden. Also sprach Carlo Schmid: „... die neue Zeit wird den Menschen zum Roboter degradieren, wird ihn einer erbarmungslosen Gewaltherrschaft der Technokraten unterwerfen, der letzte Rest menschlicher Freiheit wird der Perfektion der Technik geopfert werden ... (Es) herrscht eine allgemeine Weltangst vor angesichts all dessen, was uns die Technik noch bescheren mag. Der Zivilisationspessimismus, die *eigentliche* Krankheit unserer Zeit, rührt nicht nur von der Angst vor der Wasserstoffbombe her ... Die Menschen fürchten, daß die neuen Maschinen sie nicht befreien, sondern noch mehr zu Sklaven und schließlich selber noch zu Maschinen machen werden ... Sie fürchten, daß sie zu Höhlenmenschen eines Zeitalters der Atomkraft und der Automatisierung werden könnten. Sie fürchten, daß ihre schöpferischen Kräfte bis auf wenige mathematische und technische Fähigkeiten einiger weniger Elitemenschen absterben könnten.“

Diese und Dutzende andere Zukunftsprognosen der imperialistischen Kulturentwicklung zu deuten heißt, wie in Heines „Wintermärchen“, den Deckel auf dem Nachtstuhl der Göttin Hammonia zu lüften:

*Entsetzlich waren die Düfte, o Gott!  
Die sich nachher erbuben;  
Es war, als fegte man den Mist  
Aus sechsunddreißig Gruben.*

Der Mensch der sozialistischen Gesellschaft sieht sich einer vollständig anderen kulturellen Perspektive gegenüber. Die Probleme, mit denen die Ideologen und Schildträger des Imperialismus nicht zurande kommen können, existieren in seiner gesellschaftlichen Wirklichkeit nicht. Für ihn bedeuten die wachsende Technisierung und Automatisierung des Produktionsprozesses in Stadt und Land nicht den „Verlust seiner selbst“, sondern Garantie des weiteren sozialen und kulturellen Fortschritts, der weiteren freien Entfaltung seiner Persönlichkeit und eines im wahrsten Sinne des Wortes kulturvollen Lebens.

Friedrich Engels zeigte in vielen seiner Schriften immer wieder, wie der kulturelle Bau der sozialistischen und kommunistischen Gesellschaft gesetzmäßig aus deren ökonomischen und politischen Lebensgrundlagen hervorst. Schon Jahrzehnte vor der sozialistischen Umwälzung hat er, der Kenntnis der Entwicklungsgesetze der menschlichen Gesellschaft folgend, in allen wesentlichen Grundzügen ein *Bild des kulturellen Antlitzes der sozialistischen Gesellschaft* gezeichnet – ein Bild, das heute auch in der DDR zum Leben erwacht. Die kulturelle Entwicklung in unserer Arbeiter-und-Bauern-Macht bestätigt praktisch die wissenschaftlichen Voraussagen der Klassiker des Marxismus-Leninismus, wie umgekehrt diese wissenschaftlichen

Voraussetzungen die Grundlage bieten, um die große kulturelle Umwälzung in der Gegenwart unter Führung der Partei bewußt ihren historischen Zielen entgegenzulenken.

Schon in der „Deutschen Ideologie“ wiesen Marx und Engels darauf hin, daß die sozialistische Revolution nicht allein die „gesellschaftliche Gliederung“ und die Produktionsverhältnisse grundlegend verändert, sondern daß sie „universellen Charakter“ besitzt und eine riesenhafte kulturelle Umwälzung in ihrem Schoße trägt. Historisch völlig neue Gesetzmäßigkeiten bestimmen den real-humanistischen Charakter und den Entwicklungsgang der sozialistischen Kultur.

Der sozialistische Umwälzungsprozeß beendet den Zustand, der das gesamte gesellschaftliche Leben aller vorherigen Gesellschaftsformen bestimmte, daß nämlich die Menschen in dieser oder jener Gestalt ursprünglich von Naturmächten und bald auch von gesellschaftlichen Mächten beherrscht wurden, Mächten, die den Menschen ebenso fremd und ebenso unerklärlich gegenüberstanden, sie mit derselben scheinbaren Naturnotwendigkeit beherrschten, wie anfangs die Naturmächte selbst. In der bürgerlichen Gesellschaft erreicht diese Unterwerfung der Menschen unter „fremde“ Mächte ihren Gipfelpunkt – die Menschen werden von den von ihnen selbst geschaffenen ökonomischen Verhältnissen wie von einer fremden Macht beherrscht, von den von ihnen selbst erzeugten, aber ihnen „als übergewaltige fremde Macht gegenüberstehenden Produktionsmitteln“ geknechtet. Die Klassiker haben schon frühzeitig darauf hingewiesen, daß mit der zunehmenden kapitalistischen „Verwertung der Sachenwelt“ eine zunehmende „Entwertung der Menschenwelt“ sich vollzieht, die verheerende kulturelle Folgen zeitigt. Das Produkt der Arbeit beherrscht seinen Produzenten: Je mehr der Arbeiter schafft, um so mächtiger wird die fremde, gegenständliche Welt, die er sich gegenüberstellt, „um so ärmer wird er selbst, seine innere Welt“, um so weniger gehört ihm zu eigen. Es ist ebenso wie in der Religion: Je mehr der Mensch in Gott setzt, je weniger behält er in sich selbst. (Engels.) Nächste Folge dieses Zustands ist, daß die Arbeit, d. h. die eigentlich menschliche Tätigkeit nicht mehr Befriedigung eines menschlichen Bedürfnisses ist und sein kann, sondern nur noch Mittel, um Bedürfnisse außer ihr zu befriedigen. Ergebnis ist, daß der Mensch im Mechanismus der kapitalistischen Produktion sich nur mehr in seinen – isoliert genommen – tierischen Funktionen, Essen, Trinken, Zeugen, vielleicht noch Wohnung und Schmuck usw. als wirklich menschlich fühlt, in seiner spezifisch menschlichen Funktion aber nur mehr als Tier. (Siehe den Klagesang Carlo Schmidts, der von den Ursachen dieses Zustandes weder weiß noch wissen will.) Es kommt zu einer allgemeinen Verkehrung und Vertauschung: „Das Tierische wird das Menschliche und das Menschliche das Tierische.“ Die heutige spätbürger-

liche Dekadenzkultur bestätigt ungewollt diese Wirkung der kapitalistischen Produktionsweise in fast jedem ihrer Zeugnisse. Weiter: Aus diesen Widersprüchen der kapitalistischen Produktionsweise geht hervor, daß ein tiefer antagonistischer Widerspruch zwischen Gesellschaft und Individuum klappt. Die Gesellschaft ist nicht Heimstätte und Gemeinschaft, in der sich das Individuum harmonisch zu entfalten vermag, sondern sie wird zu „einem ihm fremden Wesen, zum Mittel seiner individuellen Existenz“. Daraus folgt der Kampf ums Einzeldasein, das Lebensideal der bürgerlichen Gesellschaft. Aber ein solcher Zustand ist im tiefsten Sinne kulturwidrig, er ist, wie Engels sagt, der Normalzustand des Tierreichs.

Auf der Grundlage ihrer politischen und sozial-ökonomischen Veränderungen beendet die sozialistische Gesellschaftsordnung die ganze Würdelosigkeit dieser Verhältnisse. Engels wies im „Anti-Dühring“ energisch darauf hin, daß es keinesfalls genügt, die *Erkenntnis* dieser Zusammenhänge zu haben:

„Die bloße Erkenntnis ... genügt nicht, um gesellschaftliche Mächte der Herrschaft der Gesellschaft zu unterwerfen. Dazu gehört vor allem eine gesellschaftliche Tat.“ Diese revolutionäre gesellschaftliche Tat auf politischem und ökonomischem Gebiet ist die Lebensgrundlage der neuen Kultur der sozialistischen Gesellschaft. Sie erst ermöglicht, daß die Produzenten ihr Produkt beherrschen und nicht umgekehrt, daß sie die Produktion und gesellschaftliche Organisation bewußt und planmäßig lenken und daß all die menschlichen Kräfte und Fähigkeiten, die in den Produkten ihrer eigenen gesellschaftlichen Arbeit vergegenständlicht sind, zu ihren eigenen, ihnen ökonomisch und geistig zugehörenden Fähigkeiten und Kräften werden. Mit dieser revolutionären Tat erst zerreißt die Nabelschnur, die das Menschliche bisher noch ans Tierische band. Jetzt erst wird jene Harmonie zwischen Gesellschaft und Individuum möglich, die alle Kräfte der Gesellschaft auch zu den eigenen Kräften des Individuums zum Nutzen der ganzen Gesellschaft macht.

Mit dem Verschwinden der letzten fremden, übergewaltigen knechtenden Macht und der Zerstörung der sie verklärenden ideologischen Hülle wurden endlich alle Kräfte der Gesellschaft als Kräfte der „gesellschaftlichen, das heißt menschlichen Menschen“ offen freigelegt. Es entfalten sich endlich gesellschaftliche Beziehungen, in denen das Goethe-Wort seine volle und wirkliche Bestätigung findet: „Wir wissen von keiner Welt, als in bezug auf den Menschen; wir wollen keine Kunst, als die ein Abdruck dieses Bezuges ist.“

Das Räderwerk der kapitalistischen Produktionsweise hat diesen „menschlichen Bezug“ der Welt zerstört und vernichtet; der reale Humanismus der sozialistischen Gesellschaft stellt ihn endgültig und unverlierbar her und

gründet auf ihm eine neue Periode der Kultur, ein neues Zeitalter der Schönheit. Es schlägt die Stunde, in der sich der Traum Johannes R. Bechers erfüllt:

*Es hat der Mensch sich sein Reich,  
Das Reich des Menschen errichtet.*

Engels sagte klar voraus, daß sich mit dem Siege des Sozialismus völlig neue Triebkräfte und Bewegungsgesetze der kulturellen Entwicklung Bahn brechen werden. Die *schöpferische Kraft der Arbeiterklasse und der Volksmassen wird zum hauptsächlichsten Motor allen kulturellen Fortschritts*.

Engels wies eingehend nach, daß infolge der stürmischen Entwicklung der Industrie die Produktivität der Arbeit einen solchen Höhegrad erreicht hat, daß zum ersten Male, seit Menschen existieren, bei verständiger Verteilung der Arbeit unter alle, genug für die reichliche Konsumtion aller Gesellschaftsmitglieder und für einen ausgiebigen Reservefonds hervorgebracht werden kann. Damit sind jedoch keinesfalls allein bessere soziale Bedingungen für die Werktätigen erreicht. Sozialistische Produktionsverhältnisse vorausgesetzt, ist nun erstmals die Möglichkeit gegeben, „auch jedem einzelnen hinreichend Muße zu lassen, damit dasjenige, was aus der geschichtlich überkommenen Bildung – Wissenschaft, Kunst, Umgangsformen usw. – wirklich wert ist, erhalten zu werden, nicht nur erhalten, sondern aus einem Monopol der herrschenden Klasse in ein Gemeingut der ganzen Gesellschaft verwandelt und weiter fortgebildet werde“.

In der Deutschen Demokratischen Republik ist gerade in der gegenwärtigen Etappe der kulturellen Revolution der Prozeß im Gange, von dem Engels hier vorausschauend spricht. Besonders nach dem V. Parteitag der SED haben die Werktätigen, voran die Arbeiterklasse, begonnen, „die Höhen der Kultur zu erstürmen“, sich die geschichtlich überkommene Bildung anzueignen und sie weiter fortzubilden. Es ist hier nicht der Ort, die Vielfalt der Formen und Wege auch nur aufzuzählen, auf denen wir in Stadt und Land zur „gebildeten Nation“ vorwärtsschreiten. Die kulturelle Grundaufgabe des Siebenjahrplans, die Genosse Ulbricht in seiner Rede zur Begründung des Siebenjahrplans stellte, zielt gerade darauf ab, die von Engels genannte Möglichkeit zur Wirklichkeit werden zu lassen. Engels' Bemerkungen helfen uns, die außerordentliche geschichtliche Bedeutung zu verstehen, die gerade die gegenwärtige Etappe der sozialistischen kulturellen Umwälzung besitzt. War doch immer, schrieb Engels, der letzte Grund, womit die Ausbeuterklassen die Klassenunterschiede verteidigten, daß es eine Klasse geben müsse, die sich nicht mit der Produktion ihres täglichen Lebensunterhaltes abplagt, damit sie Zeit behalte, die geistigen Geschäfte der Gesellschaft zu besorgen. Es müsse, neben der ausschließlich der Arbeit frönenden

großen Mehrheit eine Klasse geben, die von direkt-produktiver Arbeit befreit ist und die gemeinsamen Angelegenheiten der Gesellschaft besorgt: Arbeitsleitung, Staatsgeschäfte, Justiz, Wissenschaft, Künste usw. Dieses Gerede hatte einmal seine geschichtliche Berechtigung. Eine solche „Arbeits-  
teilung“ zwischen den Klassen war historisch notwendig; sie gründete sich auf die Unzulänglichkeit der Produktion. Durch die volle Entfaltung der modernen Produktionskräfte wird ihr der Boden entzogen; die privatkapitalistische Aneignung der Produktionsmittel und Produkte, die politische Herrschaft der Bourgeoisie, das Bildungsmonopol und die geistige Leitung der Gesellschaft durch eine besondere Klasse sind nicht nur überflüssig, sondern auch ökonomisch, politisch und intellektuell ein Hindernis der Entwicklung geworden. „Das Bestehen einer herrschenden Klasse wird täglich mehr ein Hindernis für die Entwicklung ... der Wissenschaft, der Kunst und namentlich der gebildeten Umgangsformen. Größere Knoten als unsere modernen Bourgeois hat es nie gegeben.“

Engels konnte den Beweis für die Richtigkeit seiner Thesen gewissermaßen nur negativ führen. Heute führen wir ihn in der Deutschen Demokratischen Republik positiv, indem die Arbeiterklasse und das ganze werktätige Volk sich ein weitaus höheres Kulturniveau zu eigen machen, als es die herrschende Klasse in Westdeutschland besitzt. Mit dieser Tat beweist die Arbeiterklasse *praktisch* und endgültig ihre turmhohe geschichtliche Überlegenheit auf allen Gebieten und trägt auch damit entscheidend zur weiteren Veränderung des Kräfteverhältnisses in Deutschland zugunsten der Kräfte des Friedens bei; ganz abgesehen davon, daß sie auch das letzte „Argument“ der kriegerrischen Imperialisten von ihrer Mission der „Verteidigung der (abendländischen) Kultur“ durch die Praxis ihres sozialistischen kulturellen Lebens bis auf den Grund zerstört.

Marx und Engels wiesen nach, daß die Aufhebung des Gegensatzes und der Trennung zwischen körperlicher und geistiger Arbeit einer der grundlegenden Prozesse ist, die sich mit dem sozialistischen Aufbau zu entwickeln beginnen und in der kommunistischen Gesellschaft ihre Vollendung finden. Die ungeheure kulturelle Bedeutung dieses Vorgangs liegt auf der Hand.

Der Gegensatz zwischen körperlicher und geistiger Arbeit ist Produkt der Arbeitsteilung in der klassengespaltenen Gesellschaft. Er erreicht im modernen Kapitalismus seinen Höhepunkt. In der großen Industrie wird die Wissenschaft als selbständige Produktionspotenz von der Arbeit getrennt und in den Dienst des Kapitals gepreßt; die geistigen Potenzen des materiellen Produktionsprozesses, die ihren Maßstab auf der einen Seite erweitern wie sie auf vielen Seiten verschwinden, konzentrieren sich den Arbeitern gegenüber im Kapital; sie stehen ihnen als fremdes Eigentum und sie beherrschende Macht gegenüber.



Dieses Gesetz der Arbeitsteilung wirkt in der Sphäre der Produktion wie – zum Beispiel – auch auf dem Gebiete der Kunst. Auch hier werden erst unter bürgerlichen Verhältnissen die Trennung und der Gegensatz auf die Spitze getrieben; es kommt zu einer „exklusiven Konzentration des künstlerischen Talents im einzelnen und seiner damit zusammenhängenden Zerstörung in den großen Massen“. Ursprünglich, als die geringe Produktivkraft der Arbeit noch nicht die Aussonderung einer bestimmten Klasse erlaubte, die die geistige Arbeit der Gesellschaft besorgte, war die Kunstfähigkeit und Kunstfertigkeit, wie sie sich seit der Menschwerdung herausgebildet, Allgemeingut. Von Stufe zu Stufe verkrüppelte mit der weiteren Entwicklung der Klassengesellschaft und der gesellschaftlichen Arbeitsteilung in der Masse der arbeitenden Klassen diese Fähigkeit, bzw. wurde aus ihrem materiellen Lebensprozeß verdrängt und höchstens zu einer Angelegenheit der „Freizeit“. Hatte der Zunftmeister, der mittelalterliche Handwerker, noch ein – wie Marx es nennt – halbkünstlerisches Verhältnis zu seiner Arbeit, konnte er sich noch bis zu einem gewissen Kunstsinn in seiner Produktion steigern, so schloß der Manufakturbetrieb ein solches Verhältnis und einen solchen Sinn aus. War die Dorfgemeinde und das Dorf freier, ja selbst leib-eigener Bauern ein Hort, in dem die bäuerliche Folklore (Volks poesie, Lied, Gesang, Kunsthandwerk usw.) blühte, so verdorrt die bäuerliche Folklore in dem Maße, wie sich der Kapitalismus auf dem Dorfe ausbreitet und sich das gesamte bäuerliche Leben unterwirft. Und wo die Arbeiterklasse unter kapitalistischen Bedingungen ihre eigene Kultur entwickelt, kann sie es nicht in ihrer Stellung als Lohnarbeiter im kapitalistischen Betrieb, sondern nur *gegen* diese Stellung. Alle wechselseitige Durchdringung des sozusagen „professionellen“ Kunstschaffens mit den schöpferischen Kunstleistungen der Volksmassen wird immer geringer; in zunehmendem Maße grenzt die bürgerliche Gesellschaft die Leistungen der „Dilettanten“, wie sie verächtlich genannt werden, von den Leistungen der „eigentlichen“, „wahren“ Kunst ab. Trennung und Gegensatz werden auch auf diesem Gebiete perfekt. Die imperialistische Gesellschaft und der „moderne“ kapitalistische Kulturbetrieb schließen die werktätigen Massen fortschreitend von aller wie immer gearteten „produktiven“ Teilnahme am „Kunstleben“ aus – ein graues „Konsumenten“-Heer ist das Ziel und die eingestandene Folge dieses kapitalistischen „Kunstbetriebes“. Er hat nicht nur als Mittel zur ideologischen Beeinflussung besagter „Konsumenten“, sondern auch als Instrument, um alle schöpferische Fähigkeit zu ersticken und zu unterdrücken, eine reaktionäre, volksfeindliche Aufgabe zu erfüllen.

Erst die sozialistische Umwälzung auf dem Gebiete der Kultur und Ideologie im Gefolge der politischen und sozial-ökonomischen Revolution bringt hier eine radikale Wendung. Oft existieren Vorstellungen, als sei

es Sache irgendeiner unendlich fernen kommunistischen Zukunft, den Gegensatz und die Trennung zwischen körperlicher und geistiger Arbeit aufzuheben. Indessen gedeihen die Keime, die dieser Aufhebung entgegenwachsen, bereits kräftig in der Gegenwart. Die Tatsache, daß die Klasse, die solche geistigen Geschäfte der Gesellschaft wie Staatslenkung, Wirtschaftsleitung, Jurisprudenz verrichtet, keine der Arbeiterkasse feindliche Macht ist, sondern – im Gegenteil – sie selbst ja Staat und Wirtschaft leitet; die Tatsache ferner, daß die Intelligenz im Arbeiter-und-Bauern-Staat eine mit Arbeitern und Bauern befreundete Schicht ist, deren Angehörige sich immer mehr aus Arbeitern und Bauern rekrutieren; diese Tatsachen besagen, daß der feindliche Gegensatz zwischen körperlicher und geistiger Arbeit in unserer Gesellschaft überwunden ist. Auf einem der wichtigsten Gebiete des gesellschaftlichen Lebens und der Kultur, auf dem Gebiete der Jugenderziehung, ist mit der Einführung der polytechnischen Oberschule für alle Kinder ein höchst revolutionärer Schritt getan: Wo unter den Bedingungen des Bildungsmonopols nur ein Bruchteil der Kinder auf die geistige, die absolute Mehrheit in Volks- und Berufsschule aber nur auf die körperliche Arbeit vorbereitet wurde, in der Ausbildung der Kinder, ist heute bereits die Trennung zwischen körperlicher und geistiger Arbeit aufgehoben. Es wird bereits verwirklicht, was Engels in den „Grundsätzen des Kommunismus“ schrieb: Die Erziehung der jungen Leute werde ihnen den einseitigen Charakter nehmen, den jetzt die Teilung der Arbeit jedem einzelnen aufdrückt.

Im Produktionsprozeß selbst, wie auch durch die massenhafte Teilnahme von Werktätigen, die in der materiellen Produktion tätig sind, an der Leitung von Staat und Wirtschaft, reifen Tendenzen heran, die der Überwindung der bisherigen Trennung von körperlicher und geistiger Arbeit entgegendrängen. Darüber soll hier im einzelnen nicht gesprochen werden.

Wie steht es auf dem Gebiet des künstlerischen Schaffens? Selbstverständlich wirken die Folgen der – wie wir sahen – auch auf diesem Gebiete vom Kapitalismus und Imperialismus auf die Spitze getriebenen Arbeitsteilung noch lange nach. Noch ist es Blick in die Zukunft, was Marx und Engels in der „Deutschen Ideologie“ schrieben: „Bei einer kommunistischen Organisation der Gesellschaft fällt jedenfalls fort die Subsumtion des Künstlers unter die lokale und nationale Borniertheit, die rein aus der Teilung der Arbeit hervorgeht, und die Subsumtion des Individuums unter diese bestimmte Kunst, so daß es ausschließlich Maler, Bildhauer usw. ist und schon der Name die Borniertheit seiner geschäftlichen Entwicklung und seiner Abhängigkeit von der Teilung der Arbeit hinlänglich ausdrückt. In einer kommunistischen Gesellschaft gibt es keine Maler, sondern höchstens Menschen, die unter anderem auch malen.“

Doch der Prozeß, der mit der sozialistischen und kommunistischen Kulturentwicklung ganz gesetzmäßig zu solchen Zielen führt, hat in der Deutschen Demokratischen Republik heute schon begonnen, ja er hat seit der Bitterfelder Konferenz bereits einen gewissen Massenumfang angenommen.

Der große historische Standort der sogenannten „Bitterfelder Bewegung“ ist letzten Endes nur im Lichte dieser Auffassungen der Klassiker des Marxismus-Leninismus über das kulturelle Antlitz der sozialistischen Gesellschaft zu verstehen.

Die Bewegung schreibender Arbeiter, die systematische Entwicklung und Förderung junger Talente auf allen möglichen Gebieten der Kunst, der Aufschwung des bildnerischen Volksschaffens, die Arbeiter-und-Bauern-Theater, die hohe Kunst vieler Chor-, Tanz- und Ballettensembles, die Volkskunstschulen und Kulturuniversitäten, die Kulturabteilungen der Betriebs- und Dorfakademien – das alles, so sehr es auch vielerorts noch in Anfängen und Kinderschuhen stecken mag, hat dazu geführt, daß es heute bereits viele Werktätige gibt, die „unter anderem auch“ Kunst produzieren. Es bedarf keiner großen Phantasie, um vorauszusagen, daß es in wenigen Jahrzehnten bereits Tausende und Zehntausende von Werktätigen sein werden, die auf dem von ihnen gewählten künstlerischen Gebiete nicht in herkömmlicher Manier irgendwie dilettieren werden, sondern auch auf diesem Gebiete als Schauspieler, Sänger, Maler, Artisten usw. voll ausgebildet sein werden, ohne ihren „eigentlichen Beruf“ als Arbeiter, Konstrukteure, Agronomen usw. aufzugeben. Die Entwicklungslinie dorthin deutet sich an, nicht zuletzt dadurch, daß Künstler „von Profession“ einen – wenn man so will – zweiten Beruf als Pädagogen und Lehrer solcher Talente ausüben. Mit all dem bricht eine völlig neue „Kunstperiode“ an. Die freie Entfaltung des künstlerischen Talents, das von der Menschwerdung bis zur Klassenspaltung sich als ein allgemeines menschliches Vermögen herausbildete, wird im Zuge der schon eingeleiteten Entwicklung auf unendlich höherer Stufe wieder zu einem allgemeinen menschlichen Vermögen werden. Sicherlich werden die Neigungen individuell verschieden, die Talente unterschiedlich stark sein – aber ein kulturell und künstlerisch völlig unerschöpflicher Mensch ist ein pathologischer Ausnahmefall.

## GESCHICHTLICHE PERSÖNLICHKEITEN ALS BÜHNENFIGUREN

Paul Herbert Freyers Marx-Drama

**I**n der Vorbemerkung zu Paul Herbert Freyers Schauspiel „Karl Marx“ (NDL Heft 6/1960) fordert die Redaktion zur Diskussion auf. Ich möchte einige kompositorische Besonderheiten von Dramen dieser Art untersuchen.

Freyers Drama umfaßt einen Zeitraum von zweiundzwanzig Jahren (1842 bis 1864) in zwölf Szenen, die in Berlin, Paris, Brüssel, Köln und London spielen. Neben Marx, der in jeder zweiten Szene, insgesamt also in sechs Bildern im Mittelpunkt steht, treten zahlreiche Personen aus den verschiedensten Bereichen auf: Marx' Frau und Kinder, Engels, Lenchen Demuth; preußische, französische und belgische Beamte; der preußische König; Weerth, Freiligrath und Wilhelm Wolff; Ruge; deutsche und französische Arbeiter.

Schon dieser Blick auf die äußere Form zeigt, daß Freyer seinen Rahmen sehr weit spannt. Der Weite der zeitlichen, räumlichen und personellen Abmessungen entspricht inhaltlich die große Zahl von Problemen und Konflikten. Sowohl das „Privatleben“ als auch die theoretische Arbeit und der praktisch-politische Kampf von Marx werden behandelt. Dabei gelingt es Freyer in einigen Bildern, vor allem in den Szenen zwischen Marx und seiner Frau sowie zwischen Marx und Engels, die Verbundenheit des Persönlichen mit dem Gesellschaftlichen im Leben von Karl Marx zu zeigen. Doch das ist offenbar nicht das einzige Anliegen des Autors, denn außerdem zeigt er: Die Maßnahmen der internationalen Reaktion, um Marx möglichst jedes öffentliche Wirken zu verschließen; Marx' Verbundenheit mit einfachen Arbeitern (Railli); seine Arbeit gemeinsam mit Engels am kommunistischen Manifest; die Wirkung des Manifests auf deutsche Arbeiter während und nach der Revolution von 1848; die Konflikte, in welche die Mitarbeiter der Neuen Rheinischen Zeitung durch die Niederlage von 1849 gestürzt werden; die Gründung der I. Internationale.

Wir haben also einen Versuch vor uns, die unterschiedlichsten Probleme aus verschiedenen Etappen des Lebens von Marx sowie Probleme der internationalen Arbeiterbewegung in *einem* Schauspiel zu erfassen und dramatisch zu gestalten. Alle diese Szenen werden nur durch die Gestalt von

Karl Marx zusammengehalten, die als einzige durch das ganze Stück geht, während die weitaus meisten anderen in höchstens zwei Szenen auftauchen. Eine durchgehende dramatische Handlung fehlt, ebenso fehlt ein einheitlicher Grundkonflikt, aus dem alle anderen Konflikte erwachsen könnten. Das führt zu einem wesentlichen Mangel des Schauspiels: ungenügende Konzentration und Geschlossenheit.

Daß der Autor keine Fabel als tragendes Gerüst gewählt hat, liegt wohl in seiner Grundkonzeption begründet: Es ist undenkbar, einen konkreten Konflikt für Karl Marx zu finden, der den Zeitraum von 1842 bis 1864 umfaßt; denn selbstverständlich müßte es bei dem richtigen Bestreben Freyers, die Einheit von Persönlichem und Politischem bei Marx zu zeigen, ein mit der internationalen Arbeiterbewegung verbundener Konflikt sein. Das aber ist nicht möglich, weil die Widersprüche in der Entwicklung des Proletariats und in seinem Kampf, die allein die Basis für einen solchen Konflikt bieten konnten, in den einzelnen Etappen dieses beträchtlichen Zeitraumes von sehr unterschiedlicher Natur waren (weshalb ja gerade so viele verschiedenartige Probleme bei Freyer auftauchen).

So gelangen wir also zwangsläufig zu der Frage, ob nicht ein enger begrenzter Zeitraum mit einem die Arbeiterbewegung und damit das Leben von Marx wesentlich bestimmenden Widerspruch als Grundlage für einen Hauptkonflikt dramaturgisch ergiebiger gewesen wäre. Ein Vergleich des Freyerschen Werkes mit Pogodins Lenin-Drama „Das Glockenspiel des Kreml“ soll diesen Gedanken erläutern (natürlich gilt dabei Pogodins Drama nicht als absoluter Maßstab, es soll nur zur Verdeutlichung der Probleme dienen, die bei der Gestaltung historischer Persönlichkeiten im Drama auftreten).

Auch in Pogodins Schauspiel finden wir zahlreiche Personen und Episoden. Wir erleben Lenin im Kreise von Kindern und Bauern; wir sehen ihn mit seinen engsten Mitarbeitern, mit Soldaten seiner Begleitung; er trifft mit dem Ingenieur Sabelin zusammen und mit einem alten Uhrmacher, mit Straßenbahnarbeitern und mit einer Bettlerin – also eine ähnlich episodenhafte Bauform wie bei Freyer. Eine Ähnlichkeit liegt auch darin, daß beide Dramen mit einem großen historischen Ereignis abschließen: der Gründung der I. Internationale bei Freyer, der Verkündung des Elektrifizierungsplanes für die Sowjetunion durch Lenin bei dem sowjetischen Dramatiker. Die äußeren Ähnlichkeiten gehen sogar noch weiter: Pogodin schließt mit einer Rede Lenins; unmittelbar voran geht der Bericht des Ingenieurs Sabelin, aus dem dessen Entwicklung vom resignierten, Streichhölzer verkaufenden Nichtstuer zum aktiven Mitarbeiter am Aufbau der jungen Sowjetmacht abschließend deutlich wird. Ganz zuletzt hört man das erste Läuten des Kreml-Glockenspiels nach der Revolution. Auch bei Freyer steht am Schluß



eine Ansprache von Marx. Vorher erfahren wir von dem französischen Arbeiter Railli, der den Text der Internationale überbringt, daß er inzwischen ein bewährter Funktionär der Arbeiterbewegung geworden ist; die „Lektion“, die Marx ihm vor vielen Jahren in Paris gehalten hat, ist also für ihn richtungweisend geworden. Auch hier wird der Endpunkt einer Entwicklung (innerhalb des Dramas) abgeschlossen. Das Drama klingt aus mit dem Verlesen der Internationale durch Railli.

Aber diese Parallelen sind nur äußerlich. Genauere Untersuchung der beiden Schlußszenen und ihrer handlungsmäßigen Voraussetzung zeigt den wesentlichen Unterschied in der Bauweise beider Dramen.

Bei Pogodin spielt die ganze Handlung in wenigen Wochen des Winters und des Frühlingsanfangs 1920; zum größten Teil in Moskau, nur zwei Szenen des ersten Akts in der Nähe Moskaus im Wald und in einem Bauernhaus. Damit hat Pogodin viel mehr gewonnen als etwa nur eine den klassischen Regeln des Dramas nahekommende Einheit des Ortes und der Zeit: Er hat sich die Voraussetzungen für die Einheit und Geschlossenheit seiner dramatischen Handlung geschaffen. Denn dadurch spielt das Stück innerhalb einer bestimmten Periode in der Entwicklung der sozialistischen Revolution: Die Interventen sind im wesentlichen geschlagen; das Ende des Bürgerkriegs ist nicht mehr weit; die Partei bereitet den IX. Parteitag vor (29. März bis 5. April 1920), auf dem die nächsten Aufgaben des wirtschaftlichen Aufbaus als eine der Hauptfragen zur Debatte stehen. Die Resolution des Parteitages hob damals hervor, daß die wichtigste Voraussetzung für den Wiederaufbau der Wirtschaft des Landes die kontinuierliche Durchführung des einheitlichen Wirtschaftsplanes sei, der sich auf die Elektrifizierung des Landes gründe. Dieses entscheidende Problem der Elektrifizierung, das damit auch die entscheidende Frage im politischen Wirken Lenins zu dieser Zeit war, macht Pogodin zum Zentrum seines Werkes. Um dieses Zentrum baut er Gestalten und Konflikte. Um dieses eine historische Problem kreisen alle Episoden.

So wird Pogodins Drama nicht allein durch die Gestalt Lenins zusammengehalten, sondern durch eine zentrale Idee, durch die Arbeit Lenins an der Lösung einer bestimmten historischen Aufgabe. Selbst scheinbare Nebensächlichkeiten, wie Sabelins Handel mit Streichhölzern in der Eingangsszene, zielen auf diese zentrale Idee, weist doch die Tatsache, daß Streichhölzer schwarz gehandelt werden, indirekt auf die Notwendigkeit der Elektrifizierung hin. Auch das nächtliche Gespräch Lenins mit der Bettlerin mündet ein in Gedanken an die Elektrifizierung. An diesem Problem ist die Wandlung des Ingenieurs Sabelin von einem Menschen, der in den Revolutionswirren alle Hoffnung auf ein sinnvolles Leben verloren hat, zum aktiven Mitarbeiter Lenins gestaltet. Das entscheidende Moment ist dabei das direkte

Einwirken Lenins. Dessen kühner Plan läßt Sabelin die große Persönlichkeit Lenins und in ihr die Bedeutung der bolschewistischen Partei für die Zukunft Rußlands erkennen. Dem Zuschauer also wird Lenin als Führer der Partei und des Sowjetvolkes an dem besonderen, eindringlich gestalteten Konflikt eines Menschen vor Augen geführt. Das zentrale Thema des Dramas, die Elektrifizierung, tritt damit nicht abstrakt als technisches Problem auf, sondern es wird „vermenschlicht“. Denn in dem persönlichen Problem Sabelins ist die gesellschaftlich-ideologische Kernfrage enthalten, vor der die Partei in jener Periode stand: Es mußte gelingen, in den Volksmassen den Willen zum Wiederaufbau unter den schwersten Bedingungen zu wecken. Das Beispiel Lenin-Sabelin zeigt, daß und wie dies gelang.

In dieser Verknüpfung der Persönlichkeit Lenins und einer seiner gewaltigen Ideen aus einer bestimmten Periode mit den Konflikten und der Entwicklung eines Menschen liegt der eigentliche dramaturgische Wert der Pogodinschen Konzeption. Dadurch erst wird die Persönlichkeit Lenins in ihrer ganzen Bedeutung „freigesetzt“. Hier zeigt sich, um ein Wort Lenins abzuwandeln, daß bei der Gestaltung historischer Persönlichkeiten „weniger“ meist gleichbedeutend ist mit „besser“.

In der Grundkonzeption Pogodins fügt sich dann auch die mehrere Szenen umfassende Episode der Reparatur des Glockenspiels organisch ein: Die Reparatur wird zum Symbol für den Beginn des sozialistischen Aufbaus in der Sowjetunion. So werden in der Schlußszene Sabelins Bekenntnis, Lenins Rede über die Elektrifizierung und das erste Erklingen des Glockenspiels zu einer Einheit, weil alle drei Elemente dieser Szene aus der dramatischen Handlung herauswachsen.

Unser Vergleich hat, denke ich, indirekt den Hauptmangel der Schlußszene von Freyers Stück und damit die wesentliche Ursache für die kompositorischen Mängel des gesamten Werkes herausgearbeitet: Wir haben die Entwicklung Raillis (der bei Freyer dem Podoginschen Sabelin entspricht) nicht verfolgen können, die wesentlichste Wirkung der Persönlichkeit und der Ideen von Marx, nämlich die Entwicklung von Menschen zu klassenbewußten Kämpfern für das Proletariat, ist nicht augenfällig geworden. Aus diesem Grunde kann uns weder die (nur mitgeteilte) Entwicklung Raillis noch die Gründung der I. Internationale noch die Schlußrezitation der Internationale tief ergreifen. Keiner dieser drei Bestandteile der Schlußszene ist aus dem Drama herausgewachsen. Und so wird uns die Größe von Marx nicht zum eindringlichen Erlebnis. Marx wird gleichsam auf Bildertafeln an uns vorbeigeführt, auf Tafeln, die manche gelungene Einzelzüge aufweisen, die aber insgesamt kein geschlossenes Bild von der Persönlichkeit Marx' und von seiner historischen Rolle vermitteln.

Ich fasse die Ergebnisse dieser Überlegungen zusammen:

1. Bei der Gestaltung historischer Persönlichkeiten im Drama genügen diese Persönlichkeiten selbst nicht als kompositionelles Mittel, um die künstlerische Einheit des Dramas zu erreichen.

2. Eine Fabel ist notwendig. Nur durch sie kann man eine Episodenhandlung (die auf Grund der Besonderheiten des Wirkens historischer Persönlichkeiten für ein solches Drama oft geeignet erscheint) Einheitlichkeit erhalten.

3. Der Fabel sollte ein wesentliches Problem aus dem Leben dieser Persönlichkeit, das zugleich ein Problem ihrer historischen Wirksamkeit ist, zugrunde liegen. Die dramatische Handlung sollte die Einheit von persönlicher und gesellschaftlicher Problematik zum Ausdruck bringen. Deren Trennung müßte zu einer Einengung der Rolle oder aber zu einem Verwischen der individuellen Besonderheit der historischen Persönlichkeit führen.

4. Das historische Wirken und die daraus sich ergebenden Konflikte der historischen Persönlichkeit sollten so mit den Konflikten anderer Personen verbunden werden, daß ihre Einheit und Wechselwirkung die Eigenart, Größe und historische Bedeutung dieser Persönlichkeit zum Ausdruck bringen. Hierbei ist der dialektische Widerspruch zu beachten, daß die anderen Personen nur dann ihre Funktion erfüllen können, die Größe der historischen Persönlichkeit zu offenbaren, wenn sie ihre eigenen Konflikte durchleben und nicht etwa neben der historischen Persönlichkeit ein Schatten-dasein führen.

Erhard Mehnert

## Keine Literatur für Snobs

„*Rotes Metall, Deutsche sozialistische Dichtung 1917-1933*“  
Aufbau-Verlag, Berlin 1960

Die „Ballade vom roten Metall“, die der Anthologie den Titel gegeben hat, schrieb Johannes R. Becher in einer Zeit angestrengter Vorbereitung auf den historischen 2. Weltkongreß der revolutionären Schriftsteller in Charkow. Sie erschien am 14. Oktober 1930 im Zentralorgan der KPD aus Anlaß des Berliner Metallarbeiterstreiks. In der zweiten Oktoberhälfte des gleichen Jahres befaßte sich, wie aus den Ankündigungen wiederum der „Roten Fahne“ hervorgeht, der „Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller Deutschlands“ in drei Veranstaltungen mit diesem Ereignis. Auf einer Solidaritätskundgebung trug Becher sein Gedicht vor. Eine Mitgliederversammlung des Bundes befaßte sich mit zwei Tagesordnungspunkten: dem genannten Kongreß und dem Metallarbeiterstreik.

Die selbstverständliche Zusammengehörigkeit von Literatur und politischem Tageskampf, von Schriftsteller und Revolutionär ist wesentliches Charakteristikum dieser Dichtung. Sie ist geboren in den Klassenschlachten und dem Befreiungskampf der Arbeiterklasse gewidmet, gerichtet gegen die bestehende Gesellschaftsordnung unter ständiger Bedrohung von Autor und Werk durch Klassenjustiz und Zensur. Ihr Wachstum ist untrennbar verknüpft mit der Entwicklung der Kommunistischen Partei Deutschlands zu einer marxistisch-leninistischen Massenpartei und der Existenz der sozialistischen Sowjetunion.

Nicht nur, daß in den Arbeiterkorrespondenzkreisen, in den Redaktionen der kommunistischen Presse, in den Ortsgruppen und Arbeitsgemeinschaften des

„Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller“ immer neue Kader aus der Arbeiterklasse herangebildet wurden, auch seine Anziehungskraft auf die bürgerlichen Schriftsteller wuchs in raschem Tempo. Auf der Bitterfelder Konferenz zog Alfred Kurella das Resümee dieser Entwicklung: „Es gibt kaum ein Land der Erde, wo im Stadium des Kampfes um die Macht einerseits eine so große Anzahl von Künstlern bürgerlicher Herkunft für die Sache der sozialistischen Revolution gewonnen wurde und wo andererseits schon in diesem Stadium aus den Reihen der Klasse selbst Künstler auftraten, denen es vergönnt war, auf diese Weise ein ganz neues Element in die Weltkunst einzuführen.“

Es ist nötig, diesen Sachverhalt zu kennen, wenn man der Bedeutung eines Bandes gerecht werden will, der uns nach nahezu dreißig Jahren einen ersten statlichen Querschnitt durch die lyrischen Leistungen dieser für die sozialistische Nationalkultur so wichtigen Aufbruchszeit sehen läßt.

Sinnfälliger als mit Johannes R. Bechers „Gruß des deutschen Dichters an die Russische Föderative Sowjet-Republik“ von 1917, der am Anfang der Auswahl steht, kann der Ausgangspunkt dieser Bewegung wohl kaum bezeichnet werden. Mögen die unmittelbaren literarischen Reaktionen deutscher Schriftsteller auf die Sozialistische Oktoberrevolution auch nicht sehr zahlreich und unterschiedlich in ihrer Haltung sein, mit dieser historischen Wende wird man den Beginn der neuen Literatur ansetzen müssen.

Den gewaltsamen Einschnitt 1933 mag

dagegen ein Beispiel charakterisieren, an dem vier in der Anthologie vertretene Autoren beteiligt sind. Denn so wahr es ist, daß uns die Zeit von 1933 bis 1945 bedeutsame Werke gebracht hat, so wahr ist auch, daß der Strom im faschistischen Deutschland selbst versiegen mußte, daß der Weg vom lesenden zum schreibenden Arbeiter verbaut war, daß die Entwicklung vieler, die im Begriff waren, bekannte Schriftsteller zu werden, jäh unterbrochen, ja in nicht wenigen Fällen abgebrochen wurde.

Als die Hitlerdiktatur einige blutige Wochen alt war, bekam der seit langer Zeit arbeitslose Metallarbeiter und begabte junge Lyriker Wilhelm Tkaczyk, der heute in Berlin lebt, einen Brief aus Moskau des Inhalts, daß ihm das Honorar für seinen Gedichtband „Fabriken und Gruben“ zur Verfügung stehe. Im Februarheft 1933 der in Charkow erscheinenden deutschsprachigen Zeitschrift „Sturmschritt“ wurde der Band rezensiert. Hinter dem Rezensenten W. Helmut verbirgt sich, das kann mit einiger Sicherheit gesagt werden, der Textdichter und Komponist der Dresdner Agitprop-Gruppe „Linkskurve“, Autor vieler vorwiegend satirischer Gedichte und Erzählungen, Helmut Weiß, der zu dieser Zeit noch in Deutschland lebte und erst später in die Sowjetunion emigrierte, wo er heute noch als Chordirigent und Komponist tätig ist. Es war nicht sein erster Beitrag für die Zeitschrift, aber dieser eine, noch in der Weimarer Republik geschrieben, mußte unter Pseudonym veröffentlicht werden, weil Deutschland inzwischen von den Faschisten geknebelt worden war.

Der mit vielen Briefen belegbare Umstand, daß spätestens im Frühjahr 1932 auch Manuskripte für Bände lyrischer Arbeiten von Emil Ginkel und Hanns Vogts für eine geplante Reihe vorlagen, zeigt, daß die Sammlung des in einigen Fällen beträchtlichen Werks noch wenig bekannter Mitglieder des „Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller“ im Gange war. Weil aber die Kapazität der

kommunistischen oder der KPD nahestehenden Verlage nicht ausreichte, die sozialdemokratischen oder bürgerlichen Verlage aber, die hin und wieder wohl ein Gedicht proletarischer Autoren in Zeitschriften und Anthologien aufnehmen, Sammelbände von Schriftstellern mit eindeutig sozialistischem Standpunkt grundsätzlich nicht herausgaben, half, wie in vielen anderen Fällen, das sowjetische Verlagswesen. 1933 war für die in Deutschland Verbliebenen auch das nicht mehr möglich. Die schon druckfertigen Bände müssen als verloren gelten. Eine Anthologie wie die vorliegende zusammenzustellen ist daher eine mühselige Arbeit; die Mehrzahl der Gedichte mußte aus Zeitungen und Zeitschriften zutage gefördert werden.

Die rund 250 Beiträge von 51 Autoren (neun davon sind anonym erschienen) sind konsequent chronologisch, dem Entstehungsjahr nach, angeordnet. Man hat also auch noch eine Auswahl der in einem bestimmten Jahr entstandenen Arbeiten und erhält so einen Eindruck vom Anwachsen der proletarisch-revolutionären Literaturbewegung, beginnend mit dem Ausgang des ersten Weltkriegs, mit der Sozialistischen Oktoberrevolution und der deutschen Novemberrevolution, über revolutionäre Nachkriegskrise, relative Stabilisierung des Kapitalismus bis zur Weltwirtschaftskrise. Mit einer Ausnahme entspricht die Einteilung der Anthologie in vier Abschnitte dieser historischen Periodisierung.

Der zweite Abschnitt umfaßt die Jahre von 1919 bis 1924 und nimmt so die Gedichte zu Lenins Tod noch mit auf. Diese Einteilung ist offenbar in der bemerkenswerten Absicht vorgenommen worden, den erwähnten engen Zusammenhang zwischen dem nun einsetzenden Aufschwung der proletarisch-revolutionären Literatur und der neuen höheren Stufe der Parteilarbeit unter dem von Thälmann geführten ZK im Jahre 1925 kenntlich zu machen.

Natürlich könnte man sich die Beiträge auch unter den Namen der Verfasser zu-



sammengefaßt vorstellen. Der Leser würde dann leichter einen Eindruck von dem eigenen Ton einzelner Autoren gewinnen. Aber es muß zugestanden werden, daß einmal der entscheidende Wesenszug dieser Dichtung die gewählte Anordnung nahelegt, weil sie die natürliche Chronologie der behandelten Themen wiedergibt, daß zum anderen eine solche Auswahl ohnehin nicht die Lücke schließen kann, die durch das Fehlen kleinerer, auf die Beiträge einzelner oder weniger Schriftsteller beschränkter Sammelbände besteht. Indessen macht gerade die vorliegende Anthologie auf diese Lücke nachdrücklich aufmerksam. (Der schon erwähnte Helmut Weiß, auch Paul Körner-Schrader beispielsweise wären da zu nennen.) Wie anders als mit Kenntnis des ganzen Werks kann beurteilt werden, ob wirklich die charakteristischsten Beiträge eines Schriftstellers ausgewählt wurden? Aber wer hat diese Kenntnis?

Freilich, würde man so fragen, wäre gar keine Blütenlese möglich, bevor nicht die gesamte Ernte eingebracht ist. Denn das muß gesagt werden: So sicher wir sein können, daß von all den uns gut bekannten Autoren wie Johannes R. Becher, Erich Weinert (sie sind beide mit je rund fünfzig Beiträgen vertreten), Louis Fünberg, F. C. Weiskopf, Friedrich Wolf, Bertolt Brecht, Max Zimmering, Hans Lorbeer, Kurt Huhn eine Vielzahl von Beiträgen das frühe Schaffen glücklich belegen, so schwierig ist es im Moment noch, Dichtern wie Helmut Weiß, Hanns Vogts, Wilhelm Tkaczyk, Kasimir Sublimier, Karl Schnog mit ein oder zwei Gedichten gerecht zu werden. Denn manche Zeitung oder Zeitschrift, die vom Herausgeber allein unmöglich auch noch zu bewältigen war (wie etwa die „Arbeiterstimme“ Dresden und „Der Arbeiter-sender“), birgt eine Fülle von Beiträgen der schon genannten, aber auch anderer Autoren (gar nicht zu reden von ausgezeichneten anonymen Gedichten, die zusammengekommen sicher einen Band allein bestreiten könnten). — Der Leser

wird dankbar sein, die ihm als Romanschriftsteller vertrauten Hans Marchwiza, Ludwig Renn, Karl Grünberg, Berta Lask als Verfasser von Gedichten kennenzulernen. Aber auch der mit „Barrikaden am Wedding“ inzwischen wieder vorgestellte Klaus Neukrantz hat Gedichte geschrieben. Es ist gut, daß Rudolf Leonhard, Kurt Tucholsky und Erich Mühsam in dem Band vertreten sind, weil sie sich bei allen Vorbehalten in vielen literarischen Arbeiten mutig zur Sache der Arbeiterklasse bekannt haben. Wir begegnen einer großen Zahl vergessen gewesener Namen: Max Jensen, Walter Hoffmann, Helmut Redlow (dessen Beitrag nicht glücklich ausgewählt ist), Margarete Szepansky und andere. Aber genügt ein Beitrag für Oskar Kanehl? Und was ist mit Kurt Kläber, mit Ernst Toller?

Das sind keine rhetorischen Fragen. Ohne Zweifel hat sie sich der Herausgeber selbst vorgelegt. Sie sind, darum nicht an ihn allein gerichtet. Ich meine, sie bedürfen noch der Klärung in gemeinsamer Beratung, an der sich so weit wie möglich die Autoren selbst, die Wissenschaftler und Leser beteiligen sollten. Viele Beiträge sind wirkliche Entdeckungen (nur fünfzig etwa decken sich mit denen in dem beim Reclam-Verlag von Edith Zenker herausgegebenen Band „Wir sind die Rote Garde“ (siehe NDL Heft 2/1960).

Die im Anhang untergebrachten Biographien der Autoren sind bei all ihrer größtenteils durch den Charakter des Bandes bedingten Knappheit eine gute Ergänzung. Am Rande sei vermerkt, daß im Unterschied zu den anderen bei Karl Grünberg der Eintritt in die KPD, bei Paul Körner-Schrader die Mitgliedschaft im „Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller“ ausgelassen wurde. Über Wilhelm Tkaczyk hätte sich bei rechtzeitiger Verständigung mit dem Autor gewiß etwas mehr sagen lassen. Von Helmut Weiß, dessen Verbleib dem Herausgeber nicht bekannt war, ist schon die Rede gewesen. Dyn Amit ist, das kann nach einem Brief von ihm, der im Mos-

kauer Gorki-Institut für Weltliteratur vorliegt, mit Sicherheit gesagt werden, das Pseudonym des Hamburgers Ernst Schulz. Kasimir Sublimier ist wahrscheinlich P. E. Muschalla. Auch in diesen Fragen wird mancher Leser helfen können.

Die Anmerkungen, die über die geschichtlichen Ereignisse, denen bestimmte Gedichte gewidmet sind, aber auch über vom Herausgeber veränderte Titel, verschiedene Fassungen von Gedichten usw. informieren, ermöglichen in vielen Fällen ein besseres Verständnis. Freilich wird der Hinweis, daß ein Gedicht, wie zum Beispiel Karl Schnogs „Hunde-Sanatorium“, zu einem Bild geschrieben wurde, dem Leser wenig nützen. (Diese Beiträge sollten besser in einem Band, ähnlich dem „Rote Signale“ von 1931, herausgegeben werden.)

In der Anmerkung zu „Unsere Musik“, in der Bechers Auffassung vom klassischen Musik- und Literaturerbe kurz erläutert wird, hätten sich leicht einige Sätze darüber anschließen lassen, wie es sich damit bei unseren Autoren in dieser Zeit allgemein verhielt, denn das ist ein Problem, an das wir heute, von der Position der eroberten Macht aus, unter anderen Voraussetzungen herangehen können.

Die Notiz zu Günter Dallmanns „Armut ist ein großer Glanz von innen“ erklärt wohl die Rilke-Reminiszenz, nicht

aber die Anspielung auf Karl Brögers Gedicht „Bekenntnis“ mit den Zeilen:

*Herrlich zeigte es aber deine größte  
Gefahr,  
daß dein ärmster Sohn auch dein  
getreuester war.  
Denk es, o Deutschland.*

Womit sich der sozialdemokratische „Arbeiterdichter“ seiner und seiner Klassenbrüder Opferbereitschaft für das imperialistische Deutschland im ersten Weltkrieg rühmt. Es ist wichtig, auf solche symptomatischen Erscheinungen in den Anmerkungen hinzuweisen, solange es geboten erscheint, sich im Vorwort auf eine sehr knappe Darlegung der Entwicklung und Problematik dieser Literatur zu beschränken.

Schließlich noch ein Vorschlag: in der nächsten Auflage sollte ein Autorenverzeichnis angefügt werden. Zwar findet man in dem gründlichen Abschnitt „Bibliographische Daten“ alle in die Anthologie aufgenommenen Gedichte eines Autors, doch ohne Angabe der Seiten, auf denen sie in dem Band zu finden sind. Gerade das aber würde dem Leser ermöglichen, den gewonnenen Gesamtüberblick über die Entwicklung der deutschen proletarisch-revolutionären Lyrik durch einen Vergleich individueller Entwicklungen zu ergänzen.

*Hans Kaufmann*

## Zeugnisse eines Dichterlebens

*Louis FURNBERG: „Das Jahr des vierblättrigen Klee“*

*Dietz Verlag, Berlin 1959*

Mit Recht weist Kuba im Nachwort zum „Jahr des vierblättrigen Klee“ auf den autobiographischen Charakter dieses nachgelassenen Buches von Louis FURNBERG hin. „Skizzen, Impressionen, Etüden“ nennt der Autor im Untertitel die Stücke, aus denen sich der Band zusammensetzt.

Einige Beiträge werden als „Tagebuchblatt“, andere als „Epistel“, „Erinnerung“ und dergleichen bezeichnet; das heißt, dem Umfang nach meist kleine, auf den jeweiligen Anlaß bezogene und ganz persönlich gehaltene Prosaschriften, versetzt mit einigen Gedichten, bilden die Mosaiksteine

dieser Selbstdarstellung. Wir lernen eine Reihe von Eindrücken und Episoden aus dem Leben des Dichters kennen: Sie reichen von der Jugend und der Vorkriegszeit in der Tschechoslowakei über die Emigration, die ersten Nachkriegserlebnisse in Deutschland und die Tätigkeit des Diplomaten und Kulturfunktionärs bis hin zu der schweren Krankheit, die auf den zu frühen Tod hindeutet.

Aber nicht darin besteht der Sinn des Buches. Vielmehr bilden die vom Dichter meist nur angedeuteten Lebensstationen lediglich die Gelegenheiten, um entweder dabei gemachte gesellschaftlich typische Beobachtungen festzuhalten oder um eigene Gedanken, Wünsche oder Träume daran anzuknüpfen. So wird etwa in der Skizze „Zonengrenze“ von der Reise nach Westdeutschland nur soviel geschildert, als nötig ist, um der Momentaufnahme einen Rahmen zu geben, die das liebliche Bild eines Chauffeurs zeigt, der seiner Herrin im Regen den Schirm hält und dabei, gekrümmt trabend, selbst ein nasses Hinterteil bekommt. Oder: Fűrberg erwähnt in dem „Promemoria“ überschriebenen Stück seine diplomatische Tätigkeit nur, weil in ihr der Knabenwunsch, mit berühmten Persönlichkeiten in Beziehung zu stehen, sich auf wunderliche Weise erfüllte: Die Majerova braucht eine Brille... Bisweilen dient die Beschreibung von Ort und Zeit dem Dichter nur dazu, sich einzustimmen für einen inneren Monolog, etwa wenn das „Seelchen“ mit dem „Gewissen“ über die Berechtigung der Idylle in unserer Zeit disputiert.

Wir haben durch dieses Buch Gelegenheit, interessante Einblicke in die Werkstatt des Dichters Fűrberg zu tun. Er spricht verschiedentlich über seine Schaffensprobleme. Das Thema, das im Disput zwischen „Gewissen“ und „Seelchen“ angesprochen war, kehrt mehrfach wieder, zum Beispiel in einer „Fucik-Erinnerung“, in der Fűrberg berichtet, wie Fucik eine Entschuldigung des Lyrikers dafür, daß er „persönliche, intime“ Gedichte statt politischer vortragen wolle, schroff zurück-

weist: „Wenn du einen Unterschied machst zwischen den politischen und den privaten, glaub ich dir beide nicht.“ Gewiß hat Fucik recht, und dennoch ist das Problem für den politisch verantwortungsbewußten Poeten unabweisbar. Wir wissen, daß auch bei Becher, Brecht und anderen wiederholt die bange Frage auftaucht, ob angesichts der großen Klassenschlachten, der Entscheidungen über Tod und Leben der Menschheit, das Besingen der Wälder und der Geliebten überhaupt berechtigt ist. Natürlich bejaht Fűrberg diese Frage, aber erst nach gründlicher Prüfung, und das ist gut, denn es kommt dem Naturgedicht wie dem politischen Gedicht zugute. Verwandt mit diesen Erwägungen ist Fűrbergs Unterscheidung von schöpferischer, der Konzentration gesellschaftlicher Erfahrungen dienender und steriler, weltflüchtiger Einsamkeit, verwandt damit ist auch das hintergründig-ironische und dennoch ganz ernst zu nehmende Bekenntnis zu seiner Stellung als „dichtender Beamter“. Es ist der ganze Fűrberg, der sich da aus innerer Überzeugung als Staatsfunktionär in die sozialistische Ordnung einfügt und verantwortungsbewußt, ja bis zur Selbstverleugnung im Büro „Dienst macht“ – und dabei das heimliche Gefühl einer Unangemessenheit nicht los wird, weil sich in seinem Kopf der Gedanke allzu gern zu Rhythmus und Reim formt.

Noch in anderer Hinsicht lehrt uns die Sammlung kleiner Prosastücke etwas über den Lyriker Fűrberg. Ein eigenartiger Reiz des Buches besteht in seiner Intimität. Es ist durchgehend im Kammerton gehalten, der Dichter deklamiert fast nie, sondern spricht sich verhalten, gleichsam im kleinen Kreis guter Freunde aus. Und aus der intimen Mitteilung, aus dem autobiographischen Fragment, wächst das Gedicht heraus. Es ist mehr als eine bloße nachträgliche Zusammenstellung von Prosaskizzen und Gedichten nach thematischen Gesichtspunkten, wenn in mehreren Fällen bestimmte Gedanken, Stimmungen und Natureindrücke einmal in Prosa und

gleich darauf im Gedicht erscheinen. Eine alltägliche Situation, sagen wir ein „Herbstnachmittag im Büro“, wird im Nachdenken und Aufzeichnen in eine große, bedeutende Beziehung gesetzt, etwa zur Gesamtheit des eigenen Lebens oder zur schöpferischen Arbeit anderer Menschen. Auf diese Weise wird ihre „Poesie“ aufgedeckt. Indem sie ins Gedicht hinüberwandern, streifen die Gedanken, Eindrücke und Stimmungen den Charakter der bloß persönlichen Reminiszenz ab und werden öffentlich. Der Kreis der Angesprochenen erweitert sich, aber unmerklich, so daß die Arbeiterklasse, das Volk, die Menschheit immer noch als Freundeskreis angesprochen werden, wodurch auch das zur Veröffentlichung bestimmte, auch das politische Gedicht den Charakter einer persönlichen Mitteilung und einen Hauch von Intimität noch an sich trägt.

Bei alledem ist sozialistische Parteilichkeit die so selbstverständliche Haltung des Dichters, daß sie zwar nicht mit Namen genannt wird, um so mehr aber jede Reflexion bestimmt und jede Darstellung einer Begebenheit oder Situation durchtränkt. Kuba hat treffend auf das unterschiedliche, dem jeweiligen Gegenstand angemessene Pathos der Bejahung oder Verneinung hingewiesen. Von volkserzieherischer Verantwortung getragen ist jede Zeile, sei sie über „Wirtschaftswundererscheinungen“, Musik oder antifaschistischen Widerstandskampf geschrieben, und man begrüßt es, wenn ein Mann wie Fürnberg, dessen Stärke und Sehnsucht die Bejahung des Guten, des Sozialismus ist, dann auch einmal deutlich auf Mängel in den eigenen Reihen hindeutet, auch wenn dabei etwas Putz von den Wänden der Wartburg absplittert („Eisenach. November 1950“). Es ist ergreifend zu lesen, wie dem erzmusikalischen Dichter Fürnberg selbst die Orgel- und Chormusik des großen Sebastian Bach ungenießbar wird,

wenn sie sich als Mode darbietet wie Nylonstrümpfe oder – schlimmer – wenn ihre Klänge den Gedanken an die gerade erst vergangenen Grauen und Verbrechen des Faschismus übertönen sollen. Erst die Aussicht auf eine richtige Ordnung der realen menschlichen Beziehungen läßt ihm die Musik wieder zum Genuß werden („Kleines Leipziger Tagebuch nur für mich“).

Kuba formuliert an einer Stelle unglücklich, wenn er sagt, Fürnberg habe die literarischen Snobs („Apropos Marcel Proust“) in gleicher Weise behandelt wie den stumpfsinnigen „Genossen Soundso“, nämlich mit „ätzender Ironie“. Zum Glück ist das nicht so. „Ätzende Ironie“ ist überhaupt keine sehr treffende Bezeichnung für Fürnbergs kritischen Stil. Die ästhetisierenden Schwätzer schildert er vom Standpunkt einer souveränen Überlegenheit, die seiner Satire einen heiteren, beinahe gemütlichen Charakter verleiht. Von der bürokratischen Seelenlosigkeit des „Genossen“ aber ist er tief verletzt – und er hat dagegen eigentlich keine literarische Waffe. Er kann sich nicht mit einer überlegenen Glosse darüber hinweghelfen, weil ihm – so glaube ich – im tiefsten Innern ein schlechter Mensch in unseren Reihen etwas Unvorstellbares war. Paradoxerweise zeigt gerade die Tatsache, daß sich Fürnberg über einen verhältnismäßig geringfügigen, wahrhaft alltäglichen Umstand – eine aus Schluderei verpaßte Verabredung – so ausführlich entrüstet, wie tief, wie prinzipiell seine Kritik gemeint ist. Ich meine also, daß gerade die durchaus unterschiedliche Haltung zu beiden Vorfällen die richtige Parteilichkeit des Dichters offenbart.

Das Jahr des vierblättrigen Klee – das muß ein gutes, glückliches Jahr sein. Von vielen solcher Glücksjahre für die Menschheit träumte Fürnberg. Wenn wir sie erleben, empfinden wir sie tiefer und reiner durch sein Werk.

## Aufforderung zur Tat

Heinrich Böll: „Billard um halb Zehn“, Verlag Kiepenbeuer & Witsch  
Köln und Berlin 1959

Die gesellschaftliche Entwicklung in der Bundesrepublik als restaurative, geschichtlich regressive Bewegung bietet einerseits einen sehr ungünstigen Boden für das Gedeihen einer Literatur von nationaler Bedeutung, auf der anderen Seite ist in dem Maße, in dem diese Entwicklung bedrohlicher wird, erneut eine kritisch-realistische Kunst auf den Plan gerufen worden, die sich gegenüber den herrschenden Dekadenzströmungen behauptet und sogar gefestigt hat. Das Schaffen des Erzählers, Satirikers und Romanciers Heinrich Böll ist in vieler Hinsicht charakteristisch für die Kräftigung der kritisch-realistischen Kunst in den letzten drei Jahren; Böll hat sich durch seinen jüngsten Roman „Billard um halb Zehn“ wiederum als ihre vielleicht wichtigste Potenz bewiesen. Dieses Buch ist ein Höhepunkt im bisherigen Schaffen des Autors und in der humanistischen westdeutschen Nachkriegsliteratur überhaupt.

Der teilweise und relative Aufschwung des kritischen Realismus äußert sich ideologisch in einer bemerkenswerten Politisierung der dichterischen Urteile über die gesellschaftliche Realität der Bundesrepublik; er äußert sich bei Böll künstlerisch in einer ebenso bezeichnenden Stärkung der aggressiv satirischen Formen wie auch in einer Vertiefung insbesondere der Romanform. Das zeigt sich zunächst in der Überwindung des erzählerisch-vereinzelten Grundelements, in dem seine ersten Romane („Wo warst du Adam?“, „Und sagte kein einziges Wort“) vorwiegend wurzelten. Die künstlerische Auseinandersetzung mit der westdeutschen Refaschisierung in ihrem sozialen und geschichtlichen Zusammenhang um die Mitte der fünfziger Jahre führte bereits in „Haus ohne Hüter“ zu einem Gewinn an epischer

Fülle, an ästhetisch erfaßter gesellschaftlicher Breite, wobei hier, wie auch in „Billard um halb Zehn“, der erzählerisch-novellistische Ansatzpunkt gewahrt bleibt. In beiden Romanen zielt eine novellenähnliche Begebenheit in die Wirklichkeit der unmittelbaren Gegenwart und macht ihre Problematik in einer zugespitzten Situation sichtbar. Aber während sie dort die Tat- und Handlungsunfähigkeit des antifaschistischen Bürgertums kritisch feststellte, erreicht sie in „Billard um halb Zehn“ ihren Höhepunkt gerade in der Tat, in einer Aktion von erstaunlicher Konsequenz: Ein Tag in einer westdeutschen Großstadt des Jahres 1958, der 80. Geburtstag des Seniors einer Architektenfamilie, der erinnerungsschwere Tag des Rückblicks, der Rechenschaft über eine Familiengeschichte von drei Generationen, ereignisreich durch das plötzliche Eingreifen gesellschaftlicher Antagonisten – dieser Tag endet mit einem Attentat auf einen Minister der Bundesregierung. Die Frau des alten Architekten Fäbmel, des Jubilars, schießt auf ihn: „... dunkel gekleidet, anständig, anständig; der denkt anders, handelt anders, plant anders; er hat was gelernt; spricht fließend Französisch, Englisch, kann Latein und Griechisch und hat schon das Lesezeichen für morgen in seinem Schott zurechtgelegt: fünfzehnter Sonntag nach Pfingsten; ... nicht Tyrannenmord, sondern Anständigenmord ...“ Anständigenmord – das ist die Auflehnung gegen jene gutgeschneiderte Wohlständigkeit, die dennoch das fürchterliche Verderben vorbereitet, die „der Mörder meines Enkels“ sein wird, wie die handelnde Figur es sagt: „... seid ihr denn blind? So leicht zu täuschen? Die werden euch für weniger als eine Handbewegung, für weniger als ein Butterbrot umbringen! Du



brauchst nicht einmal mehr dunkelhaarig oder blond zu sein, brauchst nicht mehr den Tauschein deiner Urgroßmutter – die werden euch umbringen, wenn ihnen eure Gesichter nicht gefallen; hast du denn nicht die Plakate an den Wänden gesehen?" Das ist die mit künstlerischen Mitteln ausgedrückte Forderung nach Aktivität, nach Handeln gegen die Unmenschlichkeit. Und die Tatsache, daß die Frage des Handelns als weltanschaulich-künstlerisches Problem mit solcher Deutlichkeit aufgeworfen wird, charakterisiert diesen Roman Bölls gegenüber den vorhergehenden ebenso, wie sie eine bestimmte Tendenz in der jüngsten kritisch-realistischen Literatur Westdeutschlands anzeigt – man denke an Paul Schallücks Roman „Engelbert Reinecke“ oder Geißlers „Anfrage“ (siehe NDL Heft 10/1960).

Dies kann der Anfang einer wesentlichen Entwicklung sein. Denn die Gestaltung der gesellschaftlichen Handlung war seit je ein zentrales Problem der neueren realistischen bürgerlichen Literatur und ein entscheidender Maßstab ihrer Reife. Der deutsche kritische Realismus begann im 20. Jahrhundert damit, das Auseinanderklaffen von Denken und Handeln, von Geist und Tat in der bürgerlichen Welt zu konstatieren; er erreichte Meisterschaft, als er später in den besten Werken der Emigrationszeit diesen Widerspruch in einem streitbaren künstlerischen Humanismus überwand. Auch Böll stellte in „Haus ohne Hüter“ nur den Widerspruch zwischen Denken und Handeln gegenüber der westdeutschen Refaschisierung kritisch fest. In seinem neuen Roman zwingt ihn die Verschärfung der gesellschaftlichen Situation zum erstenmal, die Aufforderung zur Tat als entscheidendes Problem aufzuwerfen, ohne es allerdings zur künstlerischen Achse seiner epischen Gestaltung werden zu lassen. Die gesellschaftliche Aktion wird nicht zum tragenden Element der Fabel, sie ist beschränkt auf eine einzelne Figur des Romans, während die anderen Hauptfiguren relativ entscheidungslos verharren. Die handelnde Figur

Bölls, die alte Frau Fähmel, ist zwar die sittlich lauterste, sie ist auch in ihrer politischen Erkenntnis die am klarsten sehende Gestalt des Buches, aber sie bleibt eine Nebenfigur, die zudem der realen gesellschaftlichen Situation seltsam entrückt ist. Ihre Handlung besitzt vornehmlich utopisch-symbolischen Charakter. Denn es liegt auf der Hand, daß der „Anständigkeitsmord“, die isolierte, auf sich selbst gestellte Explosivhandlung, an dem System nichts zu ändern vermag, gegen das sie sich richtet. Wegen ihrer praktisch-politischen Unangemessenheit wird die gesellschaftliche Aktion zur bloßen Symbolhandlung – die freilich als Symbol aktiver Entscheidung, als symbolische Aufforderung zum streitbaren Widerstand bedeutsam genug ist.

Das vielleicht wichtigste Merkmal von Bölls gereiftem weltanschaulich-künstlerischem Vermögen ist jedoch die gewachsene Fähigkeit zu historischer Verallgemeinerung, die „Billard um halb Zehn“ das eigentliche Gepräge gibt. Im Vergleich zu dem engen Geschichtsbild von „Haus ohne Hüter“ stellt der Dichter hier das erzählungshaft-novellistische Geschehen vor einen breiten historischen Hintergrund; er verfolgt die sozialen Kräfte seiner Zeit in ihre geschichtliche Tiefe – was auch zu einem Zuwachs an epischem Gehalt führt: „Billard um halb Zehn“ ist wenigstens ein Versuch zum Zeitgeschichtsroman der großen Form. Der Dichter ist allerdings nicht in der Lage, den historischen Zusammenhang der jüngsten deutschen Geschichte auch als künstlerischen Zusammenhang zu gestalten. Sein wichtigstes Mittel zur historischen Ausweitung des gesellschaftlichen Blickfeldes ist eine vielgliedrige *Erinnerungshandlung*, die bis in die Jahre vor dem ersten Weltkrieg zurückreicht. Wie ein plebejischen Verhältnissen entstammender Architekt aufsteigt zum erfolgreichen Baumeister, zum berühmten Erbauer der Abtei von Sankt Anton, wie sein Traum von einem patriarchalisch-schönen Menschsein zerfällt, sein Sohn Robert vor den Faschisten fliehen muß, während

dessen Bruder längst zum Faschisten geworden ist, wie es die Bestimmung Roberts wird, im zweiten Weltkrieg das Lebenswerk des Vaters zu zerstören in voller, aber sinnloser Absicht – dieses bürgerliche Familienschicksal wird durch ein Mosaik von Erinnerungstücken zusammengefügt: ein rückläufiges Schicksal, das sich von Illusion zu düsterer Erkenntnis, von menschlicher Entfaltung zu menschlicher Erstarrung, vom Aufbau zur Zerstörung wandelt. Es bildet zugleich den Kern des Gesellschaftsbildes von Bölls Roman, das drei hauptsächliche Gesellschaftsgruppen herausstellt, das aber durch eine stark hervortretende religiöse Symbolik fast statt dreilinig gehalten wird. Immerhin werden die drei Gruppierungen in der Figurenwelt des Romans nicht nur als ideologisch-moralisch unterschiedliche, sondern in nicht geringem Maße auch als sozial und politisch differenzierte Kräfte erfaßt: Der Familie Fämel stehen in erster Linie diejenigen gegenüber, die zum „Sakrament des Büffels“ gehören. (Das Symbol des Büffels mit seinen Attributen dumpfer Gefährlichkeit und hemmungsloser Kraftbrutalität bezeichnet als abstrakte Chiffre die negative Gegenfront, es bezeichnet den deutschen Militarismus und Imperialismus, deren Entwicklung durch Wilhelm II., Hindenburg und Hitler angedeutet wird, die gleichsam als historische Metaphern eine Rolle spielen. Ihre zentrale Romanfigur ist Nettlinger, in dem Böll durchaus wesentliche Erscheinungen des jüngsten deutschen Imperialismus individualisiert: die Metamorphose des Faschisten zum bundesdeutschen „Demokraten“, die Verflechtung von Staat und offizieller Kirche, die offene Verbindung zu den revanchistischen Verbänden, verkleidet alles durch den Fauschmantel protzigem Reichtums, durch das Fluidum der Solidarität und der „Anständigkeit“, gegen deren trügerischen Schein sich gerade die Tat der alten Frau Fämel richtet. Die Figurengruppe, die ihre Familie auf der anderen Seite flankiert, wird durch das Symbol des „Lammes“ charakterisiert und als moralisch-geschicht-

liche Kraft zusammengefaßt. In ihr verkörpert Böll sein eigentliches humanistisches Menschenbild, das einen eigentümlichen doppelten Inhalt besitzt. Es hat zunächst sozialen Inhalt; in dieser Gruppe treten ausschließlich plebejische Gestalten auf: nur in einfachen Menschen aus dem Volke, in einem Hotelboy, in der Familie eines Kellners, in einem Hotelportier vermag der Dichter die Fähigkeit zu wahrhafter Menschlichkeit zu entdecken. Es ist ein bemerkenswertes Zeichen der Entwicklung Bölls, daß zwar nicht eigentlich proletarische, aber doch plebejische Figuren immer Zentrales ins künstlerische Blickfeld rücken. Bereits in „Haus ohne Hüter“ hatte er in einer plebejischen Frauengestalt einen moralisch positiven Gegenpol zur bürgerlichen Welt gefunden; in „Billard um halb Zehn“ treten die Volksgestalten noch stärker in Erscheinung, nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ: sie sind diejenigen, die sich am sichersten vom „Sakrament des Büffels“, von Imperialismus und Militarismus, freihalten und ihm widerstehen.

Anders als in „Haus ohne Hüter“ sind es jedoch zugleich religiöse Gestalten. Sie sind es nicht im Sinne kirchlicher Dogmatik; sie sind, wie alle christlichen Figuren im Werk Bölls, dem offiziellen Klerikalismus scharf entgegengesetzt, aber doch von einem geheimen Sendungsbewußtsein erfüllt, das der christlichen Vorstellungswelt verpflichtet ist. In Schrella, der Hauptfigur aus diesem Kreise, Arbeiterkind, antifaschistischer Emigrant, der an jenem Tag des Jahres 1958 in die Bundesrepublik zurückkehrt, wird diese andere, dem Dichter eigentlich wesentliche Welteinstellung zur künstlerischen Gestalt. Während sich in der Familie Fämel, den zum „Hirten“ Berufenen in der Symbolik Bölls, ein streitbarer Humanismus wenigstens in der Tendenz entwickelt, ist der Humanismus Schrellas passiver, polemisch unpolitischer Art. Sein Kern ist ein „Adel der Wehrlosigkeit“, er nimmt seine Kraft aus der Moral der Bergpredigt. Und dieser christliche Humanismus bestimmt Bölls

jüngsten Roman als gehaltliches und als formales Element (man denke an die christliche Symbolgebung) weit vordergründiger als frühere Werke des Autors. Solches Heraustreten des religiösen Elements in der Weltanschauung Bölls ist allerdings eine Konsequenz seiner vertieften politischen Einsichten.

Im gleichen Maße, wie die westdeutsche Gesellschaft in ihrer Ausweglosigkeit erkannt wird, wird die Frage nach dem wirklichen Weg, wird die Frage nach einer weltanschaulichen und sozialen Alternative verschärft. Unter diesen Umständen zieht sich Böll auf seine quietistische Weltanschauung zurück, in der er seiner Herkunft nach wurzelt und die er vorerst als einziges der widermenschlichen Bedrohung entgegenzustellen vermag. Immerhin kennzeichnet es den echten Realismus Bölls, daß in seiner Gestaltung eine der gesellschaftlichen Wirklichkeit entsprechende Einschätzung der mit dem Lamm-Symbol umschriebenen Lebensform durchaus „durchschlägt“. Schrella selbst ist eine edle, aber perspektivlose, eine resignierte, eine vereinsamte Figur. Er sieht, daß im christlichen Staat Adenauers das Sakrament des Lammes ebenso mit Füßen getreten wird wie zu Zeiten des Faschismus; er sieht, wie der aufrichtige Priester verdächtigt wird – natürlich als Kommunist –, „weil er die Bergpredigt so oft zum Gegenstand seiner Predigten macht; vielleicht wird man eines Tages entdecken, daß sie ein Einschleißel ist und wird sie streichen...“ Seine bittere Antwort auf die Erfahrung in der Bundesrepublik ist die erneute Emigration – aber eben auch „nur“ die Emigration, die Wegwendung vom Schauplatz der Auseinandersetzung. Sein Urteil über diesen Staat und zugleich über die Möglichkeit einer Erneuerung aus dem Geiste christlicher Verantwortung liegt in seinen bangen und im Grunde hoffnungslosen Worten: „Vielleicht glaubst du, ich möchte nicht hier leben, weil ich keine politische Chance für dieses Land sehe, ich glaube eher, daß ich hier nicht leben könnte, weil ich immer vollkommen

unpolitisch war und es noch bin... es sind die da unten (eine Versammlung von Reaktionären, K. H.), die mich abschrecken... ich habe nicht Angst, weil es die da unten gibt, sondern weil es die anderen nicht gibt; welche? Die, die das Wort manchmal denken, meinewegen nur flüstern; ich hab's mal von einem alten Mann im Hyde-Park gehört, Robert: „Wenn ihr an ihn glaubt, warum tut ihr nicht, was er befohlen hat?“

Da es aber die „anderen“ nicht gibt, die tun, was geschrieben steht – gibt es dann überhaupt keine „anderen“, keine, die der imperialistischen Unmenschlichkeit widerstehen? Das ist die wichtigste Frage, die vor Böll steht und die über Stagnation oder Weiterentwicklung seiner Kunst entscheidet. Sein Roman „Billard um halb Zehn“ ist ein Werk des Reiferwerdens, ein Werk, das bemerkenswerte Tendenzen in der gegenwärtigen kritisch-realistischen Literatur Westdeutschlands zum Ausdruck bringt. Es ist jedoch noch mehr ein Roman der Vorläufigkeit, des Übergangs. Er ist es formal: er gewinnt die Höhe des Zeitgeschichtsromans, aber er vermag die Kontinuität geschichtlicher Bewegung nur mit den unepischen Mitteln des Symbols anzudeuten; er verwirklicht die historische Realität nur als Erinnerungsschein, hervorgebracht in inneren Monologen, die die epische Handlung überwuchern. Er kann auch weltanschaulich nur das Werk des Übergangs sein: Böll verteidigt die humanistische Position; aber seine Suche nach den Verteidigern des Humanismus führt zu keinem Ziel. Die Frage nach den wirklichen „anderen“ wirft vor allem die *nationale* Thematik auf; denn Böll wird diese Frage nicht beantworten können, wenn er sich weltanschaulich-gestalterisch auf den Bereich des bürgerlichen Lebens in Westdeutschland beschränkt. Sie beantworten heißt künstlerisch das Wesen der epischen Dichtung erfüllen, von der Hegel gesagt hat, daß sie die totale Welt einer Nation und Zeit, daß sie die *gesamte* Weltanschauung und Objektivität eines Volksgeistes zur Anschauung bringen solle.

## Der Mensch in seiner Zeit

Werner Reinowski: „Der Ungeduldige“, Mitteldeutscher Verlag, Halle 1960

Die sozialistische Umgestaltung der Landwirtschaft ist gegenwärtig der sichtbarste Ausdruck für die Entwicklung vom Ich zum Wir, die sich in unserer Republik vollzieht. Der Übergang zur vollgenossenschaftlichen Produktion auf dem Lande ist ein Ereignis, das auch auf dem Gebiet des kulturellen Lebens seinen Niederschlag finden muß.

Die Literatur hat in dieser Etappe die verpflichtende Aufgabe, das Trägheitsmoment im Bewußtsein vieler Menschen überwinden zu helfen, ihnen die Bedeutung, aber auch die Problematik des Erreichten vor Augen zu führen und sie zur tätigen Teilnahme zu gewinnen. Unter diesem Gesichtspunkt ist jeder Versuch bedeutsam, der die Landthematik gestaltet, sei es als Anekdote, Kurzgeschichte, Erzählung, Roman oder Drama. Er ist um so gewichtiger, je mehr es ihm gelingt, von einer Momentaufnahme der gegenwärtigen Situation zur Darstellung des historischen Gesamtprozesses zu kommen.

Werner Reinowski setzt in seinem neuen Roman „Der Ungeduldige“ fort, was er in den früheren Werken, „Der kleine Kopf“ und „Vom Weizen fällt die Spreu“, begonnen hat: die literarische Gestaltung der gesellschaftlichen Entwicklung auf dem Lande, wie sie sich im östlichen Teil Deutschlands seit 1945 vollzogen hat. Dieser neue Roman umfaßt die Zeit vom Frühjahr bis zum Herbst 1952 und endet mit den Beschlüssen der II. Parteikonferenz der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands über die Gründung landwirtschaftlicher Produktionsgenossenschaften. Er schließt also mit dem Beginn eines Prozesses, auf den wir heute im wesentlichen schon zurückschauen können; nichts führt das Tempo der unaufhaltsamen Entwicklung in unserer Republik

besser vor Augen als eben dies: Was sich vor acht Jahren vollzog, ist heute bereits „historisch“. Es zeigt zugleich, wie unmittelbar der Schriftsteller im gesellschaftlichen Geschehen stehen muß, soll sein Buch nicht bei Erscheinen bereits überholt und überlebt sein. Nur wenn es ihm gelingt, über die Etappe, die er schildert, hinaus die Perspektive des gesellschaftlichen Gesamtprozesses sichtbar zu machen, wird seine Aussage mehr als nur literarisierte Dokumentation sein.

Werner Reinowski führt den Leser in das Hagendorf von 1952. Am Ende des vorigen Bandes stand die gemeinsame Initiative zum Wiederaufbau der Neubauernsiedlung auf dem Kleinen Kopf, die durch verbrecherische Brandstiftung zerstört worden war. Vier Jahre später steht die Siedlung längst wieder, die Neubauern sind keine Fremdkörper mehr im Dorf, und die wirtschaftlichen Nöte der Anfangsjahre sind vergessen. Der Kampf „wer – wen“ ist entschieden, tonangebend sind nicht mehr Großbauer Voß und seine Clique, sondern die Kleinbauern unter Führung des Neubauern Hans Schmidt, eines ehemaligen Kalkarbeiters, der im Frühjahr 1946 auf Wunsch der Partei nach Hagendorf gekommen war. Seiner unermüdlichen Tatkraft war es zu danken, daß sich die Kleinen im Dorf zusammentaten und durch gegenseitige Hilfe alle Schwierigkeiten überwandten. Nun will Schmidt den nächsten Schritt gehen. Er hat nach dem Vorbild der Sowjetunion einige Bauern in einer „Kollektive“ zusammengeschlossen und will als nächstes das ganze Dorf zu einer leistungsfähigen Produktionsgenossenschaft vereinigen. Hierbei aber geht Schmidt, der Ungeduldige, zu weit. Er sucht die Bauern durch Überredung und Druck zu Entscheidungen zu drängen, die sie noch nicht verstehen, und

verstößt damit gegen die Bündnispolitik der Partei. Schmidt sieht seine Fehler zunächst nicht ein; erst als er die Dokumente der II. Parteikonferenz liest, begreift er, daß er seiner Funktionen zu recht enthoben wurde, weil er Schaden statt Nutzen gestiftet hat. In Hagendorf wird schließlich eine LPG gegründet, der auch Schmidt beiträgt. Er wird an der Entwicklung teilhaben, auch wenn er im Moment seine führende Stellung verloren hat.

Was seinerzeit über die ersten beiden Romane gesagt wurde (NDL, Heft 6/1953), gilt in vollem Maße auch für das dritte Buch: Reinowski verfügt über eingehende Kenntnis der Verhältnisse auf dem Lande, die ihn befähigt, ein plastisches und lebenswahres Bild vom dörflichen Leben zu geben; er weiß die einzelnen Erscheinungen zu analysieren und gesellschaftlich richtig einzuordnen. Er gestaltet die gärende Situation des Jahres 1952 und läßt den Leser begreifen, wieso die Beschlüsse der II. Parteikonferenz über die Bildung der landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften zu diesem Zeitpunkt gefaßt werden mußten. Er zeigt aber auch, welche Hemmnisse es in den Menschen zu überwinden galt, ehe sie diesen Weg gehen konnten.

Reinowski ließ den dritten Band seiner Romanreihe erst nach sieben Jahren folgen. Es ist erkennbar, daß er die Kritik, die sich seinerzeit vor allem gegen eine zu schematische, rein chronikalisch-beschreibende Darstellung der Entwicklung richtete, beherzigt hat. Schon der Titel „Der Ungeduldige“ weist darauf hin, daß es dem Autor darum geht, die Probleme der Menschen in ihrer Zeit zu gestalten. Daß er dabei einen kampferfahrenen Genossen in den Mittelpunkt stellt und zeigt, wie dieser trotz bester Absichten an einem entscheidenden Punkt versagt, daß er gestaltet, wie die Partei ihr Mitglied kritisiert und formt, beweist, welch hohe Ansprüche er an seinen literarischen Helden stellt. Er zeigt, wie die fortschreitende Entwicklung immer höhere Forderungen

gerade an die politisch bewußten Menschen stellt, wie sie immer neue Aufgaben bringt und Entscheidungen verlangt. Freilich hat Reinowski diese wichtige Erkenntnis nicht in jedem Falle literarisch gültig umgesetzt. Schmidt erscheint vielfach zu wenig als Persönlichkeit und zu stark als politischer Eiferer. Damit wird diese letztlich doch positive Gestalt verzerrt, und wer die beiden ersten Bände nicht kennt, muß zu einer unrichtigen Einschätzung kommen. Reinowskis Helden fehlt etwas von der menschlichen Ausrundung, die die Gestalten Scholochows so einprägsam macht. Das hat für den Roman weitgehende Folgen. Schmidts Weg vom politischen und persönlichen Starrsinn zur Einsicht gibt keine tragfähige Romanfabel ab, zumal auch die Gestalten der übrigen Kleinbauern oft zu wenig Eigenleben haben. Es scheint, daß Schmidts Wandlung allein nicht ausreicht, um ein Geschehen von solcher Tragweite wie die beginnende sozialistische Umgestaltung erfassen zu können.

Viel stärker ist der zweite Handlungsstrang, der den ergebnislosen Kampf des Großbauern Voß um seinen unehelichen Sohn Gerhard Tulipan weiterführt. In Voß hat der Autor eine Figur geschaffen, die in ihrer Schläue und verschlagenen Brutalität, in ihrer vitalen Kraft, aber auch in ihrem menschlichen Zusammenbruch das Interesse des Lesers fesselt. Hier ist die persönliche Problematik so folgerichtig mit der gesellschaftlichen verknüpft, daß beide eine nahtlose Einheit bilden. An keiner Stelle gleitet das verzweifelte Bemühen des Bauern um seinen Sohn ins „rein Menschliche“ ab; die Entscheidung des Gerhard Tulipan gegen das Überlebte und für das Kommende ist nicht von der persönlichen Entscheidung zu trennen. Reinowski macht bewußt, wie die Entwicklung über Voß hinausgegangen ist; auch die Fehler seines alten Widersachers Schmidt ändern nichts daran, daß seine Macht für immer zu Ende ist.

„Der Ungeduldige“ ist ärmer an charakteristischen Episoden aus dem Dorf-



leben als die vorangegangenen Bände. Zum Teil liegt das wohl daran, daß der Autor die Möglichkeiten schon ausgeschöpft sah. So erscheinen auch die Menschen des Dorfes oft statisch, da ihre entscheidenden Entwicklungsschritte bereits gestaltet wurden. Ausgenommen davon sind die jungen Menschen (Erika, Gerhard, Werner).

Diese Mängel schmälern jedoch nicht den Wert des Romans. Der Übergang von der demokratischen zur sozialistischen Umgestaltung des Dorfes bringt eine große

Fülle verschiedenster Probleme mit sich. Sie können nicht alle in einem einzelnen Roman, der immer nur einen Ausschnitt umfaßt, gestaltet sein. Reinowski hat sich selbst mancher Möglichkeit begeben, als er sich entschloß, seine beiden ersten Landromane nur „aufzustocken“. Damit waren ihm von vornherein bestimmte Grenzen gesetzt. Dennoch, bei aller Kritik im einzelnen, ist sein Buch von höchster Aktualität. Man kann ihm einen großen Leserkreis, vor allem in der Landbevölkerung, nur wünschen.

Klaus Walther

## Chronik einer Arbeiterjugend

Karl Kneschke: „Vom Leben erzogen. Jugendjahre eines Arbeiters“  
Verlag Neues Leben, Berlin 1960

Aus dem Leben und Kampf der deutschen Arbeiterjugend berichten bisher nicht allzu viele Bücher. Fritz Globigs „... aber verbunden sind wir mächtig“, das Buch von Erich Wiesner „Man nannte mich Ernst“ und einige Sammelbände zeugten von den Bemühungen des Verlages der jungen Generation um dieses literarische Neuland, ehe er die Autobiographie Karl Kneschkes „Vom Leben erzogen“ vorlegte.

Karl Kneschke, ehemaliger Bundessekretär des Kulturbundes, konnte nur den ersten Teil seiner geplanten Autobiographie vollenden. Seine Erinnerungen reichen vom Jahr seiner Geburt bis in die Mitte der zwanziger Jahre. Der Tod nahm Anfang 1959 einem Autor die Feder aus der Hand, der zu den Männern zählte, „die das lautere Gold der Arbeiterklasse sind“, wie Alexander Abusch in seiner Gedenkrede sagte.

Autobiographische Schriften erfahrener, klassenbewußter Führer des Proletariats, wie etwa die „Erinnerungen“ August Bebel, haben bereits Generationen von Arbeitern erzogen.

Auch Karl Kneschkes Autobiographie ist das literarische Vermächtnis eines Funktionärs der Arbeiterklasse. Er schildert in seinem Buch die Stationen auf dem Lebensweg eines klassenbewußten jungen Arbeiters. In einer Familie von Textilarbeitern aufgewachsen, wird Karl Kneschke nach der Schulentlassung Formerlehrling und Funktionär des sozialistischen Jugendverbandes. Als junger Soldat erlebt er den ersten Weltkrieg und die historische Botschaft der siegreichen Oktoberrevolution in Rußland. Sein Weg führt aus dem Schützengraben wieder in die Fabriken, wo er zunächst als Arbeiter, dann als Funktionär der Arbeiterjugend tätig ist. Schließlich wird er hauptamtlicher Funktionär der Kommunistischen Partei. In dem Buch finden sich wenige Seiten, die nicht von den Ereignissen des politischen Tageskampfes berichten, aber der Autor versteht es, persönliches menschliches Erleben in seiner engen Verflochtenheit mit dem großen politischen Geschehen zu zeigen. Karl Kneschke hat die fesselnde Chronik von zweieinhalb Jahrzehnten eines Kämpferlebens geschrie-

ben. Er erzählt von einer Zeit, die unsere Jugend nicht mehr aus eigener Anschauung kennt. Aus dem Umstand, daß Karl Kneschke aus dem Norden Böhmens, einem Industriezentrum des ehemaligen Österreich-Ungarn stammt, ergeben sich einige Besonderheiten seiner Schilderungen. So spiegelt sein Buch den Kampf der unterdrückten Völkerschaften wider, die in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts ihre Befreiung aus dem Völkergefängnis der österreich-ungarischen Monarchie forderten und erzwangen. Dieser Kampf, von den fortschrittlichen Kräften der Sozialdemokratie geführt und geleitet, gab aber zugleich den Anstoß zu Auseinandersetzungen innerhalb der Partei zwischen den opportunistischen Führern und den revolutionären Kräften, die schließlich zur Gründung der Kommunistischen Partei führten. Auch die Auseinandersetzung mit den Gewerkschaften und den rechten Kräften der Sozialdemokratie um eine einheitliche Partei in der Tschechoslowakischen Republik wird in farbigen und packenden Bildern lebendig. Zugleich entlarvt Karl Kneschke in seinem Buch die Vergangenheit einiger opportunistischer Führer der Sozialdemokratie, die wie Reitzner, Jaksch und Lodgman von Auen heute nicht nur Sitz und Stimme im westdeutschen Bundestag haben, sondern die Revanchegelüste westdeutscher Imperialisten unterstützen und von einer Zurückeroberung der Tschechoslowakei predigen.

Das Lebensbild Karl Kneschkes wird deshalb zugleich zu einem Zeitbild, zu einer interessanten Lektion über die Geschichte der Arbeiterjugendbewegung und den Kampf um eine kommunistische Partei in der Tschechoslowakischen Republik. Karl Kneschke erzählt anschaulich, er berichtet mit einem lachenden und einem weinenden Auge, so daß der Leser nie unbeteiligt seinen Schilderungen folgt. Von der humorvollen und teilweise lakonischen Erzählweise des Autors zeugt der Anfang des Buches: „Als im Kalender ‚Karl der Große‘ stand (am 28. 1. 1893),

wurde ich geboren. Deshalb nannten mich meine Eltern Karl. Ich machte meinem Namenspatron keine Ehre, da ich klein und engbrüstig war wie eine Bierflasche... Mein Vater war Tuchweber und – Sozialist. Heines ‚Lied der schlesischen Weber‘ und Gerhart Hauptmanns ‚Dreißigerlied‘ klangen auch in den Ohren der nordböhmischen Weber. Die Mutter besorgte den Hausrat, strickte, stickte und häkelte Brautwäusche, auch bei Mondschein und im Bett, damit Licht und Feuerholz gespart wurden...“

Kneschke knüpft mit seinem Stil an die besten Traditionen volkstümlicher Erzählweise an. Echte Parteilichkeit, Humor und Wärme zeichnen seine Darstellung aus. Am Schluß des Buches mag die Fülle des Stoffes den Autor überwältigt haben, der literarische Gestalter tritt zurück, und Karl Kneschke bleibt lediglich Chronist der Ereignisse. Aber diese Einschränkung mindert nicht den Wert der Publikation. Der Stolz des Autors auf seine Klasse, seine tiefe Verbundenheit mit ihr, seine Hingabe für den Kampf ihrer Partei muß unserer sozialistischen Jugend verpflichtendes Vorbild sein.

Das Vorwort, das der Verlag der Autobiographie voranstellte, ist gewiß vielseitig, instruktiv und informiert mit wissenschaftlicher Akribie über die politischen Ereignisse, von denen Kneschkes Leben mitgeprägt wurde. Aber leider fehlt dem Vorwort das, was Kneschkes Darstellung auszeichnet: die Lesbarkeit. Der Leser eines belletristischen Werkes will nicht zuvor eine wissenschaftliche Betrachtung studieren, er begrüßt allenfalls ein kurzes, instruktives Nachwort, das über die wesentlichsten biographischen und zeitgeschichtlichen Tatsachen informiert. Alles andere kann von Übel sein, denn es mag wohl manchen Leser geben, der sich nicht durch die raue Schale durcharbeitet und so niemals an den guten Kern gelangt. Und das wäre zu bedauern bei diesem Buch, das viele Leser, vor allem – aber nicht nur – unter der Jugend finden sollte.

## Ein Buch der Freundschaft

Dshu Bai-lan: „Das Lied von Hongkong“, Greifenverlag, Rudolstadt 1959

„Solch eine feurige Grazie und energiegeladene Zartheit ist mir noch nie im Leben begegnet“, sagt in einer der Novellen Dshu Bai-lans die Dozentin Ailjan von einer jungen Chinesin.

Ähnlich wie diese junge Chinesin geschildert wird, temperamentvoll und zart, klug und energisch, funkelnd vor Haß gegen die Barbarei – so kannten wir Klara Blum im zweiten Weltkrieg in ihren Gedichten, besonders ihren schönen Balladen, die in der „Internationalen Literatur“ in Moskau erschienen. Das Leid und der Befreiungskampf unterdrückter Völker bildeten schon damals das Hauptthema der deutschen Dichterin.

Klara Blum heißt jetzt Dshu Bai-lan. Mit einzigartiger Zähigkeit hat diese Frau sich ihren Weg gebahnt nach China in ein neues Vaterland. Sie ist heute Professor für deutsche Literatur und Sprache an der Sun-Yat-sen-Universität in Kanton.

Dshu Bai-lans neues Buch „Das Lied von Hongkong“ enthält fünf Erzählungen. Die ersten drei spielen in den Jahren 1841, 1922 und 1945 und behandeln Episoden aus der vorrevolutionären und revolutionären Zeit des Kantoner und Shanghaier Gebiets. „Die drei gerechten Konkubinen“ spiegeln das Leben in Shanghai von 1949 und „Dreizehn bringen Glück“ den Kulturkampf an einer chinesischen Universität von heute.

Lin Ga-min, der kleine Held der Titel-Erzählung, wird, in der ersten Reihe einer Demonstration marschierend, mit Bruder und Onkel von der britischen berittenen Polizei erschossen. Als er auf dem Sand von Schatjön liegt, eine leblose Masse, hält die Dichterin dem Leser vor Augen, was im neuen China aus dem begabten Knaben geworden wäre, hätten die Henkersknechte des Imperialismus ihn nicht ermordet. Eine volkstümlich liebenswerte

Gestalt ist Dshu Bai-lan mit diesem kleinen Helden gelungen; als einer von Hunderttausenden wird er zum Symbol des jungen China. Dagegen vermag die, wie mir scheint unnötigerweise, meist karikaturistische Darstellung der Europäer den Leser nicht recht zu überzeugen.

In „Dreizehn bringen Glück“ stellt die Autorin alle dreizehn Studenten mit Namen und Lebenslauf vor – vielleicht bewußt an die chinesische Überlieferung anknüpfend –, aber der Rahmen ihrer Erzählung ist dafür zu eng. Klara Blums Schaffensform war durch ein langes Leben die gebundene, ihre Prosa ist noch nicht immer ausgeglichen. „Die Rache des Chrysanthemenschneiders“ ist bereits eine reife Leistung; dabei sind im Entwurf, was revolutionären Elan anbelangt, die anderen Geschichten der genannten sogar überlegen. Die Erzählung schildert das Leben eines Volkskünstlers, den sein hoher Begriff von seiner Arbeit ein elendes Hungerleben überstehen läßt. Das Schönste an dieser zarten Geschichte ist die Gestaltung nicht nur der äußeren, sondern auch der inneren Befreiung durch die siegreiche Revolution. In einer sanften, leis humoristischen Form hat Dshu Bai-lan hier das Thema der Rachsucht und Grausamkeit aufgegriffen, das Lu Ssün, dem Bannerträger der neuen Kulturarmee, in seiner grandiosen Wahrheitsliebe und pädagogischen Leidenschaft noch ein Hauptthema sein mußte.

In allen Erzählungen fesselt der vielfältig interessante Stoff, die Liebe, ja Ehrfurcht, mit der Dshu Bai-lan die einfachen Menschen darstellt. Sehr anmutig läßt sie bildhafte Wendungen aus dem in der feudalen Etikette erstarrten Wortschatz zum Volksausdruck werden (ein Vorgang, der tatsächlich im neuen China hundertfach zu beobachten ist), und die

schönen Blüten der altchinesischen Dichtkunst weiß sie mit dem Feingefühl der echten Dichterin für Augenblicke übermächtigen Empfindens zu benutzen. Von einem armen Bauern, der im Ansturm seelischen Leids und vor körperlicher Erschöpfung das Bewußtsein verliert, heißt es: „...plötzlich sanken die drei mittleren Sterne des Großen Bären auf ihn herab und stachen ihn mit scharfen er-

lösenden Strahlen, der eine ins Hirn, der andere in die Kehle, der dritte ins Herz, und er versank in tröstliche Finsternis.“ Das schlagende Herz ihrer Erzählungen ist die triumphierende Freude an der Selbstbefreiung des großen hochbegabten Volkes von China. „Das Lied von Hongkong“ ist ein wertvoller Beitrag zur Vertiefung der deutsch-chinesischen Freundschaft.

*Die Pflicht – oder wenn Sie wollen – die Aufgabe der Literatur besteht nicht nur darin, die schnell vergehende Wirklichkeit widerzuspiegeln; die Aufgabe der Literatur ist es, im Leben das zu finden, was allgemeine Bedeutung hat und nicht allein für den heutigen Tag typisch ist.*

Maxim Gorki

Chiên Sy

## Literaturbrief aus der Demokratischen Republik Vietnam

Im Mittelpunkt unserer Literaturkritik stand während der vergangenen Monate eine Novelle von Nguyen Ngoc, „Die unterirdische Strömung“. Der Titel bezieht sich auf eine verborgene Quelle, die das Bauvorhaben einer Kompanie der vietnamesischen Volksarmee mit Einsturz bedroht, im übertragenen Sinne aber gleichzeitig auf die untergründigen Strömungen des Zweifels und des Kleinmuts, denen der Kompaniechef, Hauptmann Thuyet, erliegt. Qua, der Politkommissar der Kompanie, ein ehemaliger Reisbauer und Widerstandskämpfer, stößt mutig in den unterirdischen Quellgrund vor, um die Bodenverhältnisse untersuchen und gegen die Einsturzgefahr Maßnahmen einleiten zu können. Hauptmann Thuyet hingegen, ebenfalls ein bewährter Widerstandskämpfer, wird mit Führungsproblemen, die sich aus den veränderten Bedingungen der Friedenszeit ergeben, nicht fertig und entfernt sich mehr und mehr von den Soldaten; schließlich muß er sogar bestraft werden.

Leser und Literaturkritiker beanstandeten den zu Passivität neigenden Grundgehalt der Novelle, die Nachgiebigkeit des Politkommissars Qua gegenüber dem Kompaniechef und die zu geringe erzieherische Ausstrahlung des Hauptmanns Thuyet. Auch erscheinen manche Situationen in der Handlung unlogisch, zum Teil, weil sie ungenügend motiviert sind. Doch erkannten alle Kritiker trotz dieser und manch anderer Mängel (zum Beispiel in der psychologischen Führung der Figuren und in der Komposition der Novelle), daß es sich hierbei um einen Markstein in der Entwicklung eines unserer hoffnungsvollsten Talente handelt, daß in dieser Novelle die typischen Züge der heu-

tigen Prosaliteratur Vietnams ausgeprägt sind: Der sozialistischen Zukunft zugewandte Wirklichkeitsnähe und unschematische Darstellungsweise.

Nguyen Ngoc trat zum erstenmal nach Kriegsende (1954) hervor, und zwar mit einem Roman („Das Land erhebt sich“), der den Pfeil-und-Bogen-Kampf eines Dorfes einer der rückständigsten nationalen Minderheiten Vietnams gegen die französische Kolonialsoldateska schildert. Die Beschreibung der Natur, die Darstellung der Ereignisse, die Bildkraft und Eigenart des mit kühnen und doch einprägsamen Neubildungen gewürzten Wortschatzes ließen Leser und Kritiker aufhorchen. ---

Der Gesellschaftsroman hat in der vietnamesischen Literatur keine Tradition. Die ersten Werke in diesem Genre erschienen in den dreißiger Jahren, sie sind geprägt vom Unbehagen der Bourgeoisie und des Kleinbürgertums gegen das Feudal- und Kolonialsystem. Einsame junge Mädchen und verzweifelte Studenten machten ihrem Weltschmerz in psychologischen Romanstudien Luft, in denen der Einfluß André Gides und Marcel Prousts nicht zu verkennen war. Die Probleme der nationalen und sozialen Befreiung allerdings, die der überwiegenden Mehrheit des vietnamesischen Volkes auf der Seele brannten, wurden vor der Augustrevolution 1945 nur von Schriftstellern angepackt, die der illegalen Kommunistischen Partei Indochinas angehörten oder nahestanden, wie Ngo Tat To, Nguyen Cong Hoan und Nam Cao.

Erst in der Demokratischen Republik Vietnam wurden Bedingungen geschaffen, die das Gedeihen einer neuen Literatur garantieren. Ihr verdankte vor allem die



Lyrik einen großen Aufschwung, der in Versen von To Huu sichtbaren Ausdruck fand. Die Prosaliteratur hingegen blieb zunächst noch zurück. Es fehlte Zeit – und Papier. In der Periode der Revolution und des Krieges mußte der Forderung des Tages schnell und in kürzeren Prosaformen entsprochen werden. Im Dschungel einen Roman von dreihundert Seiten zu schreiben und zu drucken, blieb für unsere Schriftsteller acht Jahre lang Wunschtraum. Der Befreiungskrieg ließ nur sogenannte operative Literatur zu, kürzere Arbeiten, die unsere Bauern im Waffenrock mit Mut, Optimismus und Vaterlandsliebe erfüllten.

Trotzdem wäre es ungerecht, nicht wenigstens die besten Vertreter der Schriftstellergeneration zu nennen, die in den harten Lehr- und Kampfjahren des Widerstandskrieges herangereift ist und talentvolle Werke hervorgebracht hat, zum Beispiel „Erzählungen aus dem Nordwesten“ von To Hoai und „Auf, zum Sturm!“ von Nguyen Dinh Thi. Der bedeutendste unter ihnen, der Bergarbeiter Vo Huy Tam, veröffentlichte 1952, in einem der härtesten Jahre des Krieges, Prosatücke, die in ihrer dem Filmszenarium verwandten Technik Aktualitäts- und Spannungsfülle seine starke Begabung bewiesen. Die stärksten Novellen und Kurzromane dieser Schriftsteller erlebten natürlich auch nach dem Kriege Neuauflagen.

Vier Friedensjahre waren nötig, bis sich das Gros der vietnamesischen Literaturschaffenden von der im Kriege kaum vermeidbaren Schwarz-Weiß-Malerei und vom Schematismus zu befreien vermochte. Der Klassenfeind blieb bei diesen Auseinandersetzungen nicht untätig. Beeinflußt von der ungarischen Konterrevolution, versuchten auch bei uns revisionistische Elemente, ihr partei- und volksfeindliches Süppchen zu kochen. Dem energischen und erzieherischen Eingreifen der Partei ist es zu danken, daß dieses revisionistische Intermezzo auf einen kleinen Klügel beschränkt blieb und nur kurze Zeit dauerte.

Im Jahre 1959 gab ein Forum junger Schriftsteller den Auftakt zum Neubeginn des literarischen Schaffens auf höherer Ebene. Danach arbeiteten achtzehn der talentiertesten jungen Autoren mehrere Monate lang in einem „Heim der Schöpfung“ ruhig und sorgenfrei und schrieben Novellen und Romane, die man heute in den Literaturzeitschriften und Auslagen der Buchhandlungen findet. Der junge Le Kham ist einer der Merkwürdigsten aus dem Kreis dieser Stipendiaten. Er war an der Front des laotischen Widerstandskrieges, an dem er als Freiwilliger teilgenommen hat, verwundet worden und mußte auch nach dem Kriege noch lange Zeit im Lazarett liegen. Bei der Suche nach Lektüre entdeckte der ans Krankbett Gefesselte, daß jene Waffenbrüderschaft des vietnamesischen Volkes noch keinen literarischen Niederschlag gefunden hatte. Kurz entschlossen begann er selbst zu schreiben. Sechsmal arbeitete er das Manuskript seines laotischen Kriegsbuches um, bevor er es 1958 unter dem Titel „Jenseits der Grenze“ in Druck gab. Auf dieses im großen und ganzen schon recht beachtliche Erstlingswerk, das mehr Reportage und Tatsachenbericht als Roman zu nennen ist, folgte 1960 sein zweites Buch „Vor dem Kampf“, eine künstlerisch und ideologisch befriedigende Gestaltung der komplexen Probleme einer im laotischen Dschungel operierenden vietnamesischen Patrouille, die von einer einheimischen Dolmetscherin begleitet wird.

Nach der ersten, von den Ideen des Kampfes um nationale Unabhängigkeit und Freiheit getragenen Welle epischer Prosaarbeiten, nach der Flut von Kriegserzählungen und -novellen, die bei all ihrer politischen und erzieherischen Wichtigkeit nur selten hohes künstlerisches Niveau erreichten, kündigte sich in den Werken von Nguyen Ngoc und Le Kham die neue Qualität der vietnamesischen Gegenwartsliteratur an – die Tendenz zur unschematischen, dialektischen Menschen- und Handlungsgestaltung, zur künstlerischen

schen Darstellung unserer neuen Wirklichkeit. Allerdings konnten in unserem Land, das den großen Schritt aus feudalistisch-kolonialer Vergangenheit in die Zukunft des Sozialismus innerhalb einiger Jahre getan hat, dem stürmischen Tempo der gesellschaftlichen Entwicklung nur wenige Schriftsteller folgen. Viele stammen aus groß- und kleinbürgerlichen Familien und waren außerstande, sich von heute auf morgen vom ideologischen Ballast ihrer Herkunft zu befreien. Aber auch diese Schwierigkeiten wurden mit Hilfe der Partei überwunden. Viele unserer Schriftsteller gingen ein halbes oder ein ganzes Jahr in die Produktion, auf Bauplätze, in Kohlengruben, in landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaften oder Handwerksgenossenschaften oder zur Armee in die Urwaldgebiete, und schufen während dieser Lehrzeit oder danach lebendige, farbenreiche und packende Werke, in denen unser neues Leben im Mittelpunkt steht. Aber auch das Erbgut der herrschenden Mächte und Klassen der Vergangenheit, das durch den sozialistischen Aufbau annulliert wird, spielt im Schaffen unserer Schriftsteller eine große Rolle. Zur Zeit arbeiten einige bekannte Autoren an Werken über dieses Themengebiet. Ein auszugsweiser Vorabdruck aus einem neuen Roman von Vo Huy Tam („Eine Gasse im Kohlenpott“), der die Emanzipation der vietnamesischen Frau zum Inhalt hat, vermittelte einen nachhaltigen Vorgeschmack. Mit großer Sorgfalt gestaltet der Autor das Leben mit seinen tausend täglichen Kleinigkeiten auf realistische Weise, durch Rückblenden gibt er freskenartige Großausschnitte der Vergangenheit. Die Vergangenheit erhellt sich im Lichte der Gegenwart – eine Erkenntnis, die für Schriftsteller in einem Land, das sich soeben erst vom Kolonialismus befreit hat, noch nicht zur Binsenweisheit geworden ist.

Der Roman „Die Schifferin des Flusses Ninh“ hat seinen Autor über Nacht bekannt gemacht. Er heißt Chu Van und ging ebenfalls durch die Schule des

„Heims der Schöpfung“. Die umfassende Breite seines gesellschaftlichen Blickwinkels, seine Parteilichkeit und die ungewöhnlich nuancierte Sprache und psychologische Reife, mit der dieser Autor ganz gewöhnliche Menschen eines Bauerndorfes im Delta des Roten Flusses zu echten Helden seiner Romanhandlung zu machen versteht, gaben bei der lobreichen Einschätzung dieses Erstlingswerkes den Ausschlag.

Die vietnamesische Literatur wurde in den letzten Jahren nicht nur durch den Aufstieg neuer, zum Teil sehr erfolgversprechender Namen bereichert; mit dem Roman und der Novelle hat sie eine neue Dimension erobert – eine Tatsache, der man im Hinblick auf die Gesamtentwicklung nicht Bedeutung genug beimessen kann.

### Curt Corrinth

Wieder ist einer der Schriftsteller von uns gegangen, deren Namen schon in den zwanziger Jahren das andere, das bessere Deutschland in der Welt repräsentierten, deren Werke von den Faschisten verbrannt und verboten wurden; wir betrauern den Tod unseres Kollegen Curt Corrinth.

1894 geboren, gehörte Curt Corrinth zu der Dichtergeneration, die im Feuer des ersten Weltkrieges geschmiedet wurde. Durch die Fronterlebnisse in Rußland und Frankreich wurde er zu einem erbitterten Kriegsgegner. Seine ersten, in den Kriegs- und Nachkriegsjahren geschriebenen Gedichte, Romane und Szenen waren ein spontanes, leidenschaftliches Aufbegehren gegen das Morden, gegen das bürgerliche Leben und jede Art der Konvention.

Nach einer mehrjährigen Pause wurde 1929 in der Berliner Volksbühne sein Stück „Die Trojaner“, eine glühende Anklage gegen den Antisemitismus, uraufgeführt, das danach über unzählige Bühnen ging und den Verfasser in allen deutschsprachigen Ländern mit einem Schlage bekannt

machte. Ein Jahr später schon lag sein Stück „Sektion Rahnstetten“ vor, in dem Curt Corrinth sich mit dem deutschen Chauvinismus auseinandersetzte.

Gegen Ende des zweiten Weltkrieges wurde er nach Leichlingen im Rheinland verschlagen. Er blieb zunächst in Westdeutschland und versuchte, sich als Buchhändler eine neue Existenz aufzubauen. 1952 schrieb er das Stück „Das große Hochstaplerspiel“. Den Anstoß dazu gaben persönliche Erfahrungen mit der „Wiedergutmachungspolitik“ Bonns. Dieses Stück wurde, nachdem der Vertrag schon abgeschlossen war, wegen „Verletzung staatlicher Belange“ abgelehnt. Das alte Spiel begann von neuem.

1953 verließ er aus Protest gegen die Remilitarisierung die Bundesrepublik; er

fand eine neue Heimat in der Deutschen Demokratischen Republik. Abermals waren seine „Trojaner“ erschreckend aktuell geworden. 1956 brachte das Theater der Freundschaft sie in einer Neubearbeitung unter dem Titel „Die Sache mit Paker“ heraus. Außerdem boten die „Trojaner“ den Vorwurf zu dem Film „Zwischenfall in Benderath“, der beim internationalen Filmfestival 1957 mit der Silbermedaille ausgezeichnet wurde.

Das Werk des Dichters Curt Corrinth, verbreitet in allen deutschsprachigen und in vielen befreundeten Ländern, ist zu einer wirksamen Waffe im Kampf gegen Antisemitismus, gegen Nationalismus und Krieg geworden.

*Deutscher Schriftstellerverband  
Redaktion Neue Deutsche Literatur*

*Heinz Auerbach*

## **Dramatik aus dem Äther**

„Die Venusmädchen“ heißt ein Fernseh-Lustspiel von Hans Oliva, einem Autor, der schon zum festen Mitarbeiterkreis des Fernsehfunks gehört. Ein Lustspiel – es sei uns willkommen!

Im VEB Venus, der Damenwäsche herstellt, haben Betriebs- und Gewerkschaftsleitung Kummer mit einer Brigade. Zwar arbeiten die Mädchen dieser Brigade schon sozialistisch, fangen auch an, sozialistisch zu lernen, aber mit dem sozialistischen Leben hapert es. Insbesondere wehren sie sich gegen jeden Versuch, Ehemänner, Verlobte und Freunde in das Brigadeleben einzubeziehen. Der Gang der Dinge scheint ihnen auch Recht zu geben, denn ein von der BGL für die Brigade gewonnener „Pate“, kein Geringerer als der Produktionsdirektor der VVB Textil, stiftet allerlei Verwirrung. Es gelingt ihm aber nach vielen Mißverständnissen und dummen Zufällen, die Mädchen wie ihre „Männer“ von der Schönheit gemeinsamen Erlebens zu überzeugen. Mit Jubel und Heiterkeit geht alles zu Ende.

Von den zwei Möglichkeiten, Lustspielleffekte zu erzielen, bediente sich der Autor der gebräuchlicheren: der Darstellung sogenannter „komischer Zeitgenossen“, die mit mehr oder minder bedeutsamen persönlichen Schwächen behaftet sind und dadurch in zwerchfellkitzelnde Konflikte mit ihrer Umwelt geraten. Natürlich eröffnet dieser Weg weitere Ausblicke als der zweite, der Kampf mit der „Tücke des Objekts“. Er fordert allerdings auch gründlichere Kenntnis und subtilere Darstellung der menschlichen Psyche. Nur wenn die künstlerische Schöpfung die ganze Vielfalt menschlicher Gefühle und Regungen überblickt, wenn das Außergewöhnliche, Seltsame, ja Skurrile in seiner Verknüpfung mit dem Normalen, dem Gewöhnlichen und Alltäglichen gesehen und dargestellt ist, nur dann wird das Komische genügend innere Realität besitzen, um Anteilnahme und Identifizierung zu bewirken. Das Komische ist nun einmal ebenso real wie alle anderen künstlerischen Gegenstände es sind.

Seine Darstellung muß daher ebenso realistisch sein. Angehängte, aufgesetzte Attribute des Komischen ergeben einen Bruch, der desillusionierend wirkt und die Überzeugungskraft mindert.

Hier liegen aber gerade die entscheidenden Schwächen der „Venusmädchen“. Das Verhalten der Figuren und auch ihre Sprache (die im weiteren Sinne natürlich ein Element des Verhaltens ist, dennoch aber eine gewisse Selbständigkeit besitzt) sind an entscheidenden Stellen so unreal „komisch“, „seltsam“ oder „wunderlich“, daß der beabsichtigte Heiterkeitseffekt gequält herauskommt und mehr Kopfschütteln als Lachen auslöst. Hierher gehört zum Beispiel, daß die jungen Mädchen fortwährend wie gescheuchte Hühner durch die Gegend flattern, ihre Gefühle mit einer an Dadaismus grenzenden sprachlichen Primitivität offenbaren und holterdiepolter von einem Extrem ins andere fallen. Ihre Beziehungen zueinander wie auch zu ihren Freunden oder Ehemännern scheinen jedes Fundaments zu entbehren; denn in jeder Phase der Entwicklung verhalten sie sich zwar so, wie es für neue Verwicklungen und Verwirrungen wünschenswert ist, nicht aber so, wie normale junge Frauen und Mädchen sich zu verhalten pflegen. Dasselbe trifft auf den „Paten“ zu.

Und damit sind wir bei einem grundsätzlichen Problem, an dem die „Venusmädchen“ trotz manchen Späßes und trotz ihrer dramaturgischen Glätte letztlich gescheitert sind: Es genügt nicht, das konventionelle bürgerliche Lustspiel durch simplen Austausch der handelnden Personen „für unsere Zeit zu erschließen“. Sondern es geht darum, die neuen Umweltbeziehungen der Menschen in der sozialistischen Gesellschaft, die Veränderungen in ihrem Bewußtsein und in ihrer Gefühlswelt zu erkennen und künstlerisch zu gestalten. Aus einer Gruppe junger Menschen wird noch keine sozialistische Brigade, wenn man sie nur so nennt. Mißachtung dieser Binsenwahrheit führt zu künstlerischer Sterilität, die auch durch

noch so perfekte Beherrschung des Handwerklichen nur übertüncht, nicht aufgehoben werden kann.

„Die Hunde bellen nicht mehr“ ist ein Kriminal-Fernsehspiel von Hans-Albert Pederzani nach einem Stoff von A. G. Petermann. An diesem Stück ist der Prozeß der Wandlung und Entwicklung auf dem Gebiet der Kriminalliteratur deutlich erkennbar. Die klassische Gut-Böse-Konstellation, die psychologische Vertiefung des Kriminellen, Abnormen, die nervenkitzelnde Sensation, der Horror, all das, obwohl effektiv und publikumswirksam, erwies sich letztlich als untauglich für eine umfassende und tiefe Erklärung des Wesens dieser Kategorie: des Kriminellen. Erst die Entwicklung einer materialistischen dialektischen Weltanschauung gab dem Kriminalschriftsteller den Schlüssel auch zu dieser Sphäre des gesellschaftlichen Lebens in die Hand. Das Kriminelle wurde seines Mystizismus, den die bürgerliche Gesellschaft ihm umgehängt hatte, entkleidet und als Ergebnis bestimmter gesellschaftlicher Verhältnisse erklärt. Die Bloßlegung der sozialen Wurzeln des Kriminellen aber hob die künstlerische Gestaltung krimineller Ereignisse zwangsläufig aus dem Bereich des Individuellen in die Sphäre des Allgemeinen und verlich der Kriminalliteratur sozialistischen Akzent.

Dieser Entwicklung wird Hans-Albert Pederzani mit seinem Kriminal-Fernsehspiel gerecht. Er will weder die Zuschauer durch „Horror“ gruseln machen noch mit sadistischem Vergnügen in der Seele eines abnormen Verbrechers wühlen. Es geht ihm vielmehr darum, zu zeigen, auf welchem Boden auch bei uns noch Verbrechen und Verbrecher gedeihen. Schauplatz der Handlung ist ein physiologisches Institut, in dem an der Entwicklung eines Hormonpräparates gearbeitet wird, welches bestimmten Sauerstoffmangelschäden entgegenwirken soll. Im Zeitalter des Stratosphärenflugs hat diese Arbeit nicht nur wissenschaftliche, sondern auch große

wirtschaftliche und politische Bedeutung. Ein westdeutscher Konzern bemüht sich deshalb mit allen Mitteln, sie zu verzögern und in den Besitz der bisherigen Ergebnisse zu gelangen. Im Institut stirbt auf unerklärliche Weise ein Versuchshund nach dem anderen. Begünstigt durch persönliche und wissenschaftliche Differenzen breitet sich eine Atmosphäre der Nervosität und des Mißtrauens aus, die von einem Vertrauensmann des westlichen Konzerns ausgenutzt wird, um jeden Verdacht von sich abzulenken. Als Mitarbeiter des Ministeriums für Staatssicherheit eintreffen, stehen sie vor einem scheinbar unentwirrbaren Knäuel von Intrigen. Punkt für Punkt untersuchen sie die gegenseitigen Vorwürfe, Verdächtigungen und Anschuldigungen auf ihre Substanz. Und in dem Maße, wie sie Klarheit erzielen, fallen auch den Mitarbeitern des Instituts die Schuppen von den Augen. Sie erkennen, daß sie nur gegeneinander getrieben werden konnten, weil sie noch an den Normen des alten Lebens hingen, weil sie statt Offenheit, gegenseitigem Vertrauen und kameradschaftlicher Kritik Selbstgefälligkeit, Individualismus, Mißtrauen und Gerüchtemacherei zwischen sich duldeten. Und so steht am Schluß nicht nur die Verhaftung des gesuchten Agenten, sondern die Gewißheit, daß auch hier das neue, sozialistische Leben einen Schritt vorangekommen ist.

Die Wirklichkeitsnähe der Fabel ist der Hauptgrund für das Interesse, das dieses Kriminal-Fernsehspiel zu erwecken vermochte. Dem stehen allerdings auch einige Mängel gegenüber. In dem Bemühen, die Sozialkritik deutlich herauszuarbeiten, hat der Autor die Elemente des eigentlich Kriminellen in der Handlung vernachlässigt und dadurch einen Spannungsabfall zugelassen. Die Mitarbeiter des Ministeriums für Staatssicherheit sind eine Art allwissende Götter, die plötzlich die fertige Patentlösung auf den Tisch legen und zur Verhaftung des Täters schreiten. Der Zuschauer, der keine Gelegenheit hatte zu verfolgen, wie sich das Netz um den oder

die Täter zusammenzieht, muß durch Tricks und mit durchsichtigen Verdächtigungen unschuldiger Personen in „Spannung“ gehalten werden. An Stelle echter innerer Dynamik machen sich äußerlicher „Betrieb“, schablonenhafte Charakterisierungsmerkmale und Hysterie breit, wodurch die Aussage teilweise entwertet wird.

Das Fernsehspiel *„Auf der Durchreise“* des Westdeutschen Reinhart Wolfen geht thematisch in eine noch nicht ferne Vergangenheit zurück. Die Fabel: Mathias Kowalski ist der ältere von zwei Söhnen einer alteingesessenen Bauernfamilie in Nordwestdeutschland. So fest wie der Bauer auf seinen Beinen steht auch der Hof, stehen die überlieferten Sitten und Gebräuche, die seit Generationen das Leben der Kowalskis bestimmen. Der Faschismus, der über Deutschland heraufzieht, scheint dieses festgefügte Gebäude zunächst nicht zu erschüttern. Aber ein neuer „Ortsbauernführer“ versteht es, Einfluß auf den empfindsamen und träumerischen Mathias zu gewinnen. Als ein Nachbar der Familie seine jüdische Frau über die Grenze in Sicherheit bringt, denunziert ihn der Knabe. Durch solchen Eifer empfohlen, steigt er rasch in der Hierarchie der „Hitler-Jugend“ und wird schließlich zur „Reichsjugendführung“ nach Berlin beordert. Zwei Jahre, die er dort verbringt, zerstören seine Illusionen, er beginnt die faschistischen Verbrechen und seine Mitschuld zu erkennen und will ins Ausland fliehen. Auf dem Weg nach Hamburg kommt er durch sein Heimatdorf. Seinen Vater hat die Entwicklung des Sohnes zum Faschisten aus dem Gleichgewicht geworfen und zum Trinker gemacht. Mit dem Hof geht es bergab. Als jedoch jener von Mathias denunzierte Nachbar in völliger geistiger Zerrüttung aus dem Konzentrationslager entlassen wird, nimmt der alte Kowalski ihn bei sich auf. Er will so einen Teil der Schuld tilgen, die sein Sohn der Familie aufgebürdet hat, und gleichsam ein Mahnmal



unversöhnlichen Hasses gegen den Sohn errichten. In diesem Elternhaus nun, das durch seine Tat unauslöschlich geprägt ist, muß Mathias seinem Vater gegenüber-treten, dann jenem Faschisten, durch den er auf seinen Weg gestoßen wurde, schließlich dem geistesgestörten Nachbarn, seinem Opfer. Der Vater glaubt nicht an seine Wandlung, glaubt nicht an einen Weg der Hoffnung und des Neubeginns. Da der „Ortsbauernführer“ die Dinge auf die Spitze treibt, da er den entlassenen KZ-Häftling wiederum und diesmal endgültig der Vernichtung ausliefern will, da er die Schlinge wirtschaftlichen Drucks um Kowalskis Hals zuzieht und die Flucht Mathias' gefährdet, sieht dieser keinen anderen Ausweg, als den Urheber so vielen Unglücks, die Verkörperung von Unrecht und Verbrechen, zu töten. Er kann damit nichts auslöschen, nichts ändern, aber er kann beweisen, daß sein Bruch mit dem Faschismus endgültig ist. Als er seine Flucht fortsetzt, bleibt in seinem Elternhaus eine gesündere Atmosphäre, Keim einer Genesung des ganzen Volkes von der Pest des Faschismus.

Dem Autor kam es offensichtlich weniger darauf an, noch einmal die furchtbaren Verbrechen des Faschismus wachzurufen, als darauf, uns mit den sittlich-moralischen Auswirkungen dieser Verbrechen zu konfrontieren, von denen die Mehrheit des deutschen Volkes in irgendeiner Weise erfaßt wurde und die

im Westen Deutschlands bis heute nicht überwunden sind. Die Menschen, die in Kowalskis Haus aufeinandertreffen, werden so zu Repräsentanten ganzer Bevölkerungsschichten.

Wenn das Fernsehspiel dennoch nicht ganz jene innere Erregung und Anteilnahme auslöste, die man sich gewünscht hätte, so aus ästhetisch-dramaturgischen Gründen. Es ist dem Autor gelungen, historisch Wesentliches herauszuarbeiten; die Gestaltung des ästhetisch Wesentlichen hingegen blieb noch unvollkommen. Es ist ein verhängnisvoller Irrtum, diese beiden Kategorien zu identifizieren. Seine Folgen: Die Handlung verliert sich manchmal in Nebensächlichkeiten, falsches Pathos und Allgemeinheiten, die nicht zu überzeugen vermögen; der Kontakt mit dem Zuschauer geht zugunsten einer überwiegend intellektuellen „Beobachtung“ der Ereignisse verloren, die Aufmerksamkeit läßt nach. Diese Tendenz wird durch eine Eigenart im Aufbau des Stückes noch verstärkt: „Nachträge“, aus denen die Vorgeschichte ersichtlich wird, lenken das Interesse des Zuschauers immer wieder von den augenblicklichen Ereignissen ab und beeinträchtigen seine Konzentration.

Dennoch: „Auf der Durchreise“ ist ein klärender und sehr nützlicher künstlerischer Beitrag zur Auseinandersetzung mit der Zeit des Faschismus, um so schätzenswerter und willkommener, als er von einem westdeutschen Autor kommt.

*Marianne Schmidt*

## Kräfte sammeln!

Die Germanisten der Martin-Luther-Universität in Halle riefen Dozenten und Studenten, Arbeiter, Redakteure, Schriftsteller und Kulturfunktionäre zu einer Beratung über die Bewegung schreibender Arbeiter zusammen. Das Hauptreferat, gehalten von dem Aspiranten Dietrich Allert, konzentrierte sich auf drei Themenbereiche: das Brigadetagebuch, Zielsetzung und Ar-

beitsmethode der Zirkel schreibender Arbeiter und die Aufgaben der Germanistischen Institute bei der Unterstützung und Qualifizierung der Zirkelleiter und Zirkelbetreuer.

Um ein möglichst umfassendes Bild von der Problematik zu geben, die mit der Bewegung der schreibenden Arbeiter in Zusammenhang steht, wurden weitere The-

men von Korreferenten behandelt. So ging ein Mitarbeiter des Instituts auf die historischen Wurzeln der Bewegung schreibender Arbeiter ein, auf einige ihrer Vorläufer im 19. Jahrhundert, vor allem aber auf die Bedeutung der sozialistischen Presse der zwanziger Jahre. Sie mußte von Arbeitern für Arbeiter geschrieben werden, dadurch wurde sie für manchen der Arbeiterkorrespondenten zu einem „Literaturinstitut“, zu einem Organisator literarisch interessierter und talentierter Genossen. – Außerdem wurde auf der Konferenz über Parteilichkeit in der Literatur und über die bisher veröffentlichten Anthologien mit Beiträgen schreibender Arbeiter gesprochen.

Der Direktor des Instituts, Edgar Kirsch, veranschaulichte den Weg der aus der Arbeiterklasse hervorgegangenen sozialistischen Schriftsteller, unserer großen Vorbilder. Er verstand es, die anwesenden Arbeiter, die selbst schreiben, zu begeistern, sie zu größeren Leistungen und zu selbstkritischer Arbeit anzuspornen.

Es ist ein großes Verdienst des Hallenser Instituts, als erstes so weit in die Gegenwart, ja sogar in ausgesprochenes Neuland vorgestoßen zu sein. Literaturwissenschaftler interessieren sich in erster Linie für die literarische Seite einer Sache. Das ist verständlich. Trotzdem sollte man darauf achten, daß die kulturpolitische Seite, die große Bedeutung der Bewegung schreibender Arbeiter innerhalb der sozialistischen Kulturrevolution, nämlich die Bemühung um die „gebildete Nation“, nicht in den Hintergrund gedrängt wird. Literarische Meisterwerke sollten *eine*, aber nicht die *einzig*e Orientierung für die Bewegung schreibender Arbeiter sein.

Auch das Brigadetagebuch hat bereits seine Tradition in der Arbeiterbewegung: Hans Maßen berichtete vom Tagebuch der XIII. Internationalen Brigade in Spanien, das in Kampfpausen von den Soldaten, Offizieren und Kommissaren geschrieben wurde. Diese gemeinsame Aufgabe, einzelne Episoden und Erlebnisse des Kampfes festzuhalten, sich mit ihnen

auseinanderzusetzen, hat damals zur Festigung der Brigade beigetragen; gleichzeitig ist dieses Tagebuch heute eine äußerst wertvolle Materialsammlung und Dokumentation.

Mit dem Wettstreit um den Titel „Brigade der sozialistischen Arbeit“, wobei es nicht nur um die Produktion, sondern auch um das sozialistische Lernen und Leben geht, wurde auch das Tagebuch wieder aktuell. Anfänglich nur eine Dokumentation der Brigadeerfolge, wurde es bald ein Mittel zur Erziehung der einzelnen Mitglieder durch das Kollektiv, zur Durchsetzung der sozialistischen Arbeitsmoral. Freilich gibt es noch immer Brigaden, die ihr Tagebuch nur führen, um, wie sie sagen, „dicke da“ zu sein. Immer häufiger aber werden diejenigen, die das Tagebuch als Forum offener Auseinandersetzung, als „Gewissen der Brigade“ betrachten. Es ist folgerichtig, daß gerade in diesen Tagebüchern, in denen echten Konflikten nicht ausgewichen wird, mehr und mehr geschlossene Geschichten teils gestaltet, teils zu literarischer Gestaltung angeboten werden. (Siehe NDL 5/1960, S. 159.)

Der Schritt vom Verfassen eines Brigadetagebuches zum Schreiben einer Erzählung ist oft nicht groß, es ist aber immerhin der Schritt von der Schilderung des „wirklich Geschehenen“ zur stärkeren Verdichtung, vom Lokalinteressanten zum Allgemeingültigen. Vor einiger Zeit gab es noch die Vorstellung, daß „Propheten im eigenen Lande“ nichts ausrichten können. Aber wir leben in einer Zeit, in der selbst jahrtausendealte Weisheiten an Gültigkeit verlieren. Auch die Literaturentwicklung hat das in den letzten zwei Jahren bewiesen. Schreibende Arbeiter und Schriftsteller wurden zu „Propheten im eigenen Lande“, und sie wurden gehört. Sie sind auf Expedition ausgegangen, auf Expedition in das eigene Leben.

Immer wieder hören wir – von schreibenden Arbeitern wie von jungen Autoren – die ängstliche Frage: „Ist das auch

Kunst, was ich hier gemacht habe?" Ein Mitglied eines Berliner Zirkels sagte mir: „Ich könnte natürlich auch Prosa schreiben, das ginge schneller. Aber ich fürchte, dann ist es keine Kunst – und darum mache ich lieber Gedichte.“ Solche und ähnliche Erwägungen müssen wohl mit dazu beigetragen haben, daß es zu Beginn der Bewegung mehr *dichtende als schreibende* Arbeiter gab. Als Beispiel für eine gute Entwicklung seien hier die schreibenden Arbeiter vom Wälzlagerwerk Fraureuth genannt. (Siehe NDL 9/1960, S. 140.) Sie schrieben zuerst fast nur Gedichte – über den Mond und über den Sputnik, über den Weltfriedenstag und das Erzgebirge, zum zehnten Jahrestag unserer Republik und über Montenegro –, die säuberlich in einer Volkskunstbeilage gedruckt wurden. Unter den Artikeln der Betriebszeitung aber fand man nicht einen Namen dieser schreibenden Arbeiter. Eines Tages hörten sie, wie eine von Deubener Arbeitern geschriebene Reportage, „Kumpel, Schlamm und Planerfüllung“, zur Aktivierung roter Brigaden, zur Überwindung großer Schwierigkeiten und letztlich zur Planerfüllung beigetragen hat. Sie dachten nach und fragten nicht mehr: Was ist Kunst?, sondern: Was ist notwendig, wie können wir helfen? Sicherlich werden sie nun eines Tages Wesentliches, Allgemeingültiges – Kunst schaffen.

Bei der entsprechenden Anleitung und Aufgabenstellung können die schreibenden Arbeiter zu einer bewegenden Kraft in der Volkskunarbeit werden. Kabarettgruppen und Dramatische Zirkel warten auf Texte und Lieder. Auch mangelt es an Puppenspielen und Betriebsfunktendungen. Und schließlich beweisen die bereits vorliegenden Anthologien, daß autobiographische Berichte von Veteranen der Arbeiterbewegung auf eindrucksvolle Weise Kampferfahrungen vermitteln können.

Die Thesen der Hallenser Konferenz zielen auf eine weitere Verbreitung der Bewegung schreibender Arbeiter, besonders in landwirtschaftlichen Bezirken, in Wohngebieten und Jugendgruppen. Eng

damit verknüpft ist die Frage nach der Anleitung und Qualifizierung der Zirkel, ihrer Leiter und Betreuer. Schriftsteller und Lehrer, Redakteure und Lektoren, Germanisten, Bibliothekare und Klubhausleiter, das Ministerium für Kultur und der FDGB, die Häuser für Volkskunst und der Schriftstellerverband, Redaktionen, Verlage und die Germanistischen Institute – sie alle bemühen sich um Zirkel schreibender Arbeiter, bemühen sich im Zusammenhang mit der praktischen Arbeit, auch fachliche und methodische Probleme lösen zu helfen. Nur, weil sie aus vielen Bächen gespeist wird, konnte die Bewegung schreibender Arbeiter in verhältnismäßig kurzer Zeit zu einem breiten Strom werden. Jetzt ist es an der Zeit, eine seit langem erhobene Forderung mit Nachdruck zu wiederholen: Eine Koordinierung all dieser Einzelbemühungen ist dringend notwendig! An verschiedenen Stellen werden Arbeitsmaterialien, methodische Anleitungen für Zirkelleiter, Genrebestimmungen und Beiträge von schreibenden Arbeitern vorbereitet oder schon herausgegeben. Das ist notwendig. Aber gibt es gemeinsame Gesichtspunkte, gemeinsame Maßstäbe für diese Arbeit? Noch kommt es vor, daß ein in der Arbeitsgemeinschaft kritisiertes, eindeutig mangelhaftes Gedicht, das der Verfasser verbessern oder neu schreiben möchte, zur gleichen Zeit von einer Redaktion mit einem Preis ausgezeichnet wird! Wer hat nun recht?

Auch auf der wissenschaftlichen Konferenz der Martin-Luther-Universität wurden „Aufgaben der Germanistik in bezug auf die schreibenden Arbeiter“ festgelegt: Qualifizierung der Zirkelleiter, eventuell in mehrwöchigen Lehrgängen; Erfahrungsaustausch mit Betreuern und fachlichen Beratern, der sich jeweils über ein Wochenende erstrecken kann; Vorbereitung und Herausgabe methodischer Anleitungen und anderer Materialien.

Ähnliche Aufgaben stehen auch vor dem Deutschen Schriftstellerverband. Mehr als hundert seiner Mitglieder betreuen oder leiten Zirkel schreibender Arbeiter, Ge-

nossenschaftsbauern oder Soldaten. Ungefähr siebzig bis achtzig Schriftsteller sind regelmäßige Gäste oder Mitglieder in Brigaden der sozialistischen Arbeit; viele helfen beim Schreiben des Brigadetagebuchs. Aber welche Hilfe können diese Kollegen vom Schriftstellerverband erwarten? Ein regelmäßiger Erfahrungsaustausch über ihre unterschiedlichen Arbeitsmethoden und Erfolge ist ebenso notwen-

dig wie gedrucktes Arbeitsmaterial. Es gilt, unsere Kräfte zu sammeln. Laßt die Rechte wissen, was die Linke tut! Alle beteiligten Institutionen und Organisationen sollten zu gemeinsamer Arbeit und zu gemeinsamen Maßstäben kommen. Die Hallenser Konferenz, die den Vorzug hatte, daß die meisten der Beteiligten von eigenen praktischen Erfahrungen ausgehen konnten, war dazu ein erster Schritt.

Walter Grupe

## Fritz Reuter und die Germania

„Ich habe aber ebenfalls sehr kämpfen und streiten müssen, und wenn einer Augen hat zu sehen, so wird er zwischen den Zeilen meiner Schreibereien herauslesen müssen, daß ich immer Farbe gehalten habe und daß die Ideen, die den jungen Kopf beinahe unter das Beil gebracht hätten, noch in dem alten fortspuken.“ Dieses Zitat aus einem Brief Fritz Reuters an Wachsmuth-Krossen (16. August 1864), das bei aller Bescheidenheit den Stolz auf die Kontinuität der demokratisch-freiheitlichen Linie zum Ausdruck bringt, ist nicht das einzige Bekenntnis Reuters zu den Ideen seiner Jugend, wohl aber das eindrucksvollste. Schon als Burschenschafter, als Angehöriger der Allgemeinen Jenaer Burschenschaft und später als Mitglied der aus ihr hervorgegangenen Germania also, war der Dichter kein bloßer Mitläufer und politisch interessierter Kneipant. Dies belegt auch eine Stelle in dem ersten an den Vater gerichteten Brief aus Jena (vom 25. Mai 1832): „Ich möchte Dir bloß gönnen (zu hören. W. G.), wie richtig so ein Jenischer Bürger über Staat und Staatsverwaltung räsontiert; überhaupt herrscht hier im Weimarschen eine große Spannung in politischer Hinsicht, das Volk verlangt Pressefreiheit und Stände, ja sogar Geschworenengerichte, und Jena scheint der Mittelpunkt der Liberalen zu sein.“

Später ist Fritz Reuter seinem Vater

gegenüber mit politischen Äußerungen zurückhaltend geblieben. So zum Beispiel teilte er ihm nicht seinen Eintritt in die verbotene Germania mit, denn der Bürgermeister Reuter hätte dafür kein Verständnis gehabt und ihm sicher die Beteiligung verboten, was er schließlich auch tat, als er im Winter 1832/33 doch von der Mitgliedschaft seines Sohnes erfuhr. Die Germania hatte sich am 13. Juli 1832 wegen politischer Meinungsverschiedenheiten von der Arminia getrennt. Sie lehnte es ab, die deutsche Einheit auf reformistischem Wege zu erstreben und bekannte sich zu revolutionären Maßnahmen. Ihr gehörten besonders viele Mecklenburger an, so ihr Haupt Karl Frank aus Woldegk, Reuter selbst und seine Freunde Nauwerk, Krüger u. a. Über sie äußerte sich der Coburger Müller in den Eisenacher Verhören (Deutsches Zentralarchiv Merseburg, Rep. 97, VIII, Nr. 212): „Die oben genannten Revolutionäre gaben den Willen zu erkennen, daß sie sich bewaffnet anschließen wollten“, wenn in Deutschland eine Revolution ausbrechen sollte. Die revolutionäre Tendenz der Germania verschärfte sich noch, als sie im Januar 1833 die Stuttgarter Burschentagsbeschlüsse annahm, in denen die Forderung auf Unterstützung der Revolution nachdrücklich erhoben wurde. Doch in diese Zeit fällt der Austritt Reuters aus der Verbindung.

Bekannt ist, daß Reuter wegen seiner

Zugehörigkeit zu dieser „hochverräterischen“ Verbindung zunächst zum Tod durch das Beil verurteilt, dann jedoch zu einer dreißigjährigen Festungshaft „begnadigt“ wurde; diese wurde später auf acht Jahre reduziert. Bei dieser Verurteilung nun handelte es sich in keiner Weise um die Verfolgungen studentischer Streiche, sondern eindeutig um die Verfolgung der Ideen der bürgerlichen Revolution. Bei der Auswertung des Gerichtsmaterials muß aber streng unterschieden werden zwischen dem, was die jungen Menschen wirklich gedacht, gesagt und getan, und dem, was sie vor Gericht zugegeben haben. Bei Fritz Reuter zum Beispiel ist augenfällig, daß er sich die größte Mühe gab, seine wahre Gesinnung zu verbergen. Seine Taktik war das Harmlossein. Dabei verstieg er sich anfangs sogar zu der Behauptung, er habe die Germania nur als eine Verbindung ohne politischen Wert angesehen. Die Tendenz der Germania wollte er überhaupt nicht gekannt haben, und hartnäckig spielte er die Rolle des Uneingeweihten, indem er das ungefährliche Programm der Arminia für das der Germania ausgab, eine Methode, die vor und nach ihm auch andere anwandten, von der sie aber meist mehr oder weniger schnell abließen, wenn sie erkannten, daß das Gericht informiert war. Auch Reuter mußte sich nach einem halben Jahr Untersuchungshaft schließlich am 23. April 1834 zu einem Geständnis bereit finden, wenn auch nur zu einem Teilgeständnis: „Ich will auch zugeben, daß es mir geschienen hat, als wenn die Verbindung diesen Zweck (Herbeiführung eines freien, gerecht geordneten, zeitgemäßen, durch Staatseinheit gesicherten deutschen Volkslebens. W. G.) verfolgte, sowohl aus den Reden der einzelnen als aus den Festen, die gefeiert wurden, und manchen anderen Umständen.“ (Rep. 97, VIII, Nr. 238.) Was er so dem Staat nur widerwillig gestand, konnte er wenige Jahre danach dem Vater in schlichten Worten mitteilen, ohne noch den Versuch zu machen, seine Schuld geringer als die der anderen er-

scheinen zu lassen: „Die Germania war gegen alle Staaten Deutschlands gerichtet, hatte eine revolutionäre Tendenz.“ (27. Dezember 1836.)

Wie kam es, daß Reuter, der in seinem Lebenswerk zwar „Farbe gehalten“, vor seinen Richtern aber nicht Farbe bekannt hat? Als ein Grund läßt sich die Tatsache anführen, daß er ja in der Tat weniger als die meisten anderen Kommilitonen „inkulpiert“ war, denn er hatte in seiner Verbindung weder ein Amt innegehabt noch einen politischen Auftrag ausgeführt. Er sah keine Verpflichtung, seine Gesinnung zu offenbaren; es genügte ihm, daß ihm keine Taten nachzuweisen waren. Und so gab er nur das zu, was schon andere ausgesagt hatten. In einem Brief an den Vater vom 11. März 1837 schrieb er: „Bei meiner Untersuchung habe ich mich beschränkt, die Wahrheit von Tatsachen einzugestehen, die schon eingestanden waren.“

Als weiterer Grund für seine Haltung mag die Erwägung gelten, daß sein vorgetäusches Unwissen vor der Gefahr bewahrte, die Kommilitonen zu belasten, eine Rechnung allerdings, die offenbar nicht in jedem Fall ganz aufgegangen ist. Zu welchen Tricks Reuter hat greifen müssen, um seine wenig glaubhafte Position zu stützen, dafür noch ein Beispiel: Nach den Verhörprotokollen der Stadtvogtei hat er selbst für den Januar 1833, als die politische Erhitzung der Gemüter ihren Höhepunkt erreicht hatte, die revolutionäre Tendenz seiner Verbindung abgestritten. Damals waren die Stuttgarter Burschentagsbeschlüsse angenommen worden, die die tätige Unterstützung jeglicher Volkserhebung zum Gesetz erhoben hatten. Reuter, der nur gesprächsweise davon gehört haben will, äußert sich dazu folgendermaßen: „Ich hörte . . ., daß die burschenschaftlichen Verbindungen nunmehr tätig eingreifen und sich ans Volk anschließen sollten; von einer geradezu revolutionären Tendenz habe ich nichts gehört . . . Ich dachte mir unter tätig eingreifen, daß die Burschenschaften sich



an politische Vereine anschließen und das Volk ausbilden sollten; einen Zweck bei der Sache hatte ich mir gar nicht dabei gedacht... Ich betrachtete die ganze Verbindung nur bis zum letzten Augenblick als eine reine Studentenversammlung und hielt selbst diese Tendenz, die sie zuletzt annahm, als ein Hirngespinnst, was nie praktisch werden könne.“ (Rep. 97, VIII, 288.) Seine vier Tage später abgegebene Erklärung, daß er auch wegen ihrer revolutionären Tendenz aus der Verbindung ausgetreten sei, mutet angesichts der obigen Erklärung geradezu grotesk an. „Als ich nun gar in der letzten Zeit der Verbindung Revolution als ihre Tendenz nur merkte, entfernte ich mich aus derselben.“ Allerdings gibt er noch einige andere Gründe an, die gewiß auch eine Rolle gespielt haben, so zum Beispiel eine Verrufsgeschichte des Sprechers Frank, der das vor Gericht bei einer Konfrontation mit Reuter auch bestätigte: „Daß du aber meiner Verrufsgeschichte wegen ausgetreten bist – davon bin ich überzeugt.“

Trotz dieser Taktik des Verharmlosens und Irreführens gelang es Reuter nicht immer, Herr seiner Gefühle zu bleiben. Einmal zumindest gingen sie mit ihm durch und legten – für einen Augenblick zwar nur – seine wahre Gesinnung bloß. Dies geschah am 19. November 1833, an dem Tage, an dem er auf ein Fest zu Ehren der polnischen Revolution zu sprechen kam, einen Höhepunkt im gesamten Verbindungsleben der Germania. Reuter

gesteht unumwunden: „In der Verbindung nämlich dachte ich zuerst ziemlich wenig oder gar nicht an Politik, bis der weitere Verlauf der polnischen Revolution mir eine Veranlassung dazu wurde. Ich mußte ein Volk bewundern, das sich aus eigenem Kraftgefühl gegen Unterdrückung erhoben hatte, und anerkennen, daß die Nationalität des Volks sich wieder glänzend zeigte; deshalb feierte ich das Fest aus voller Überzeugung mit und kann nicht leugnen, daß ich, als später einzelne polnische Flüchtlinge bei dem Ende des Aufstandes durch die Umgegend Jenas zogen, diesen Leuten mein volles Mitleid und Bedauern für ihre unglückliche gute Sache geschenkt habe; dies hat mich zwar zum Wunsch deren besseren Ergehens gebracht, keineswegs aber die Idee bei mir erregt, Revolution zum Umsturz unsrer Regierungen erzeugen zu helfen...“ (Rep. 97, VIII, 288.) Diese für Reuters Gesinnung und Haltung bezeichnende Äußerung verliert auch nichts dadurch, daß sie in eine Beteuerung seiner Loyalität übergeht, was in diesem Zusammenhang vor allem taktische Bedeutung hat. Hier sprechen Herz und Verstand eines aufrechten Charakters, der später mit einem noch weit größeren Bekennermut die Unterdrückung der mecklenburgischen Tagelöhner anprangert („Kein Hüsung“) oder der Reaktion den Fehdehandschuh zuwirft („Urgeschichte von Meckelnborg“), getreu seinem späteren Motto: „Immer angegriffen! Den Edelmann, den Priester, den Philister!“

Pierre Unau

## Traven oder nicht Traven?

„B. Traven lebt in Mexiko; seine Bücher sind zuerst bei der Büchergilde Gutenberg erschienen, der das Verdienst gebührt, diesen Mann in Deutschland herausgebracht zu haben...“, so schrieb Tucholsky 1930 in der Weltbühne, und: „Die kommunistische Arbeiterpresse hat bereits Romane von Traven gebracht: sie

sollte sie alle bringen. Denn sie sind von einem Proletarier auch für Proletarier geschrieben – und das hier ist Arbeiterkunst; Kunst, weil sie gewachsen ist und destilliert durch die Persönlichkeit eines großen Erzählers.“ Weiter unten steht dann in der gleichen Kritik: „Aber auch er ist ein Opfer seiner Klasse. Dieser

Proletariat kann nämlich nicht richtig Deutsch."

Doch die Zeiten ändern sich. Die Büchergilde Gutenberg druckt heute „Und ewig singen die Wälder“, und wer dem Sohn des Gründers, der das Unternehmen in Frankfurt am Main gegenwärtig leitet, mit einem Manuskript von der Art und Richtung der frühen Arbeiten Travens käme – der könnte was erleben. Das Lektorat ist mit einer ältlichen Dame besetzt, die (um noch einmal mit Tucholsky zu sprechen) dort sitzt, weil sie zu Hause falsch liegt. Es ließe sich über die Entwicklung der Büchergilde Gutenberg anhand der Beispiele Vater und Sohn (der letztere ist Doktor und legt Wert darauf, auch als solcher angesprochen zu werden) einiges sagen, was gleichzeitig den Abstieg der Sozialdemokratie bei uns hier in Westdeutschland charakterisierte... Aber ich wollte ja über Traven schreiben.

Sein neuestes Buch, im Verlag Kurt Desch (Wien, München, Basel) erschienen, heißt „Aslan Norval“. Damit niemand lange herumzurätseln braucht: der Titel ist der Name einer ebenso reichen wie extravaganten amerikanischen Dame, deren Leben im Zeitraum von etwa einem Jahr vorgeführt wird. Ein neues Sujet, wie man sieht, und auch ein neues Land. Mexiko und der Ozean samt seinen Hafenstädten sind von New York und den angrenzenden Seebädern der mondänen Welt abgelöst. Aber auch sonst hat sich das Bild geändert: da sind amerikanische Bügelfalten (die schärfsten der Welt), weiße amerikanische Hemden mit weißen Kragen (dem strahlendsten Weiß der Welt), da wird ein soziales Milieu und ein Staat, der auf der Weltanschauung dieser einen Schicht aufgebaut ist, mit einer Phantasie beschrieben, die etwa der eines 16jährigen Schülers gleicht, der die „Stimme Amerikas“ und das Kommunistische Manifest in einer Sendung des Schulfunks gehört hat.

Diese Aslan Norval ist von Beruf permanente Erbin, und sie erbt immer nur größere Vermögen – das ist eigentlich

alles, was in den 384 Seiten des Buches über sie steht, wenn man davon absieht, daß sie ein bißchen Ehe bricht, studienhalber, mit einem Muskelprotz, um festzustellen, ob ihr etwas entgangen ist, als sie – jungfräulich – einen bedeutend älteren Mann geheiratet hat. Um das Experiment nicht von Zufälligkeiten abhängig zu machen, tut sie es zweimal und beide Male für sie ohne Erfolg. Traven hat in seinen anderen Büchern deftigere Szenen mit deutlicherer Dialogführung geschildert, aber nie wirkten sie peinlich. Diese sind geschmacklos.

Ein entlassener Sergeant des amerikanischen Marinekorps (der Ledernacken) wird von der Dame Aslan Norval fast überfahren. Damit beginnt das Buch; und bei der Schilderung des Unfalls meint man zu spüren, daß der Autor des Romans Traven heißt. Später macht sie ihn zum Generalmanager einer Gesellschaft, deren Zweck es ist, einen Kanal quer durch den amerikanischen Kontinent, von New York nach San Francisco, zu bauen oder, falls undurchführbar (dieses Wort gibt es laut Traven und Aslan Norval nicht im Lexikon eines amerikanischen Ingenieurs), eine Eisenbahnlinie von so gigantischem Ausmaß und mit so viel Gleisen, daß man auf ihr die größten Ozeanriesen transportieren kann. Das Projekt kommt nicht zur Ausführung, wenigstens nicht bis Schluß des Buches, und der Generalmanager geht wieder zurück zu seinen Ledernacken, weil er sich intellektuell überfordert fühlt – ein Gefühl, das ihn als Sergeant nie befallen hatte.

Der Verlag hat um das Buch eine rote Bauchbinde gelegt: „Der neue Roman von B. Traven, dem Autor des berühmten Buches „Das Totenschiff“. Eine Spekulation auf Lieschen Müller, das wahrscheinlich den westdeutschen Film „Das Totenschiff“ gesehen hat, in dem Horst Buchholz schlecht und recht die Hauptrolle spielt.

Was ist nun an diesem neuen Traven?

Wir, die wir Traven bisher zu den großen Schriftstellern dieses Jahrhunderts

rechneten, waren gespannt auf dieses Buch. Aber die Erwartung ist enttäuscht worden. Das ist kein Traven! Abgesehen von dem gebügelten und geschniegelten Deutsch (man könnte glauben, der Autor habe das Buch im Auftrag eines westdeutschen Filmteams geschrieben. – Ich würde Romy Schneider für die Aslan vorschlagen, sie spielt doch so gerne mit Horst Buchholz zusammen!), ist dieser Traven plötzlich kein Proletarier, kein proletarischer Schriftsteller mehr. Dieses Sujet, das der höchsten amerikanischen Gesellschaftsklasse, ist ihm offenbar ebenso fremd wie das Land, in dem er die Handlung spielen läßt. Sinclair Lewis in manchen seiner Bücher und Theodore Dreiser waren da viel, viel besser, weil sie das Land kannten, das Volk, seine Mentalität, und wahrscheinlich auch einige Musterexemplare der Götzen, die man dort anbetet. Nach dem vorliegenden Buch zu schließen, scheint Traven nichts von diesen Voraussetzungen zu wissen, und wenn er um sie weiß, versteht er es nicht, dieses Milieu zu beschreiben. Wie echt waren die Dialoge seiner Muchachos wiedergegeben und wie verschoben reden die Helden „Aslan Norvals“ daher! Einen Absatz aus dem Buch wollen wir als Kostprobe folgen lassen:

„Ich mich von dir scheiden lassen, Holved? Nicht für alle Schätze der Welt, nicht einmal für die schönsten Vergnügungen mit allen Kesselschmieden auf Erden.“

„Hört sich gut an, wenn du das so lieblich daherredst. Aber wenn du wirklich glaubst, daß du so leichten Kaufes davonkommst von deiner Abwanderung in Gebiete, in denen diese Art von Wissen so unbekümmert feilgeboten wird, dann bist du im Irrtum. Ich habe da auch noch mitzureden, denkst du nicht ebenso?“

„Gut, dann rede schon mit.“

„Auf alle Fälle war es ein Vergehen. Richtig?“

„Wenn du das so auffaßt, was kann ich dagegen tun?“

„Vergehen müssen gesühnt werden. Und besser gleich jetzt, ehe die Angelegenheit kalt wird und solange ich mich in der richtigen Stimmung befinde, das Gleichgewicht wiederherzustellen.“

„Ganz wie du willst, mein Herr und Gebieter. Was kann ich, ein schwaches, wehrloses Weib, dagegen tun?“

Holved nahm sich ihrer an, und er tat es sehr gründlich. Als sie sich dann vor dem Spiegel hin und her wand, die Landschaft zu begutachten, sagte sie: „Rot wie ein frisch gekochter Hummer. So hart hättest du sie wirklich nicht aufzulegen brauchen. Die Hälfte würde überreichlich gedient haben.“

„Die eine Hälfte war für das erste Mal und die zweite Hälfte für das zweite, absolut überflüssige Mal.“

„Das zweite Mal war durchaus nicht überflüssig, sondern unbedingt erforderlich, um ein volles Resultat zu gewinnen. Und ich bekam es. Und daß du Esel es endlich einmal weißt: Du brauchst keine Konkurrenz zu befürchten, weder von einem Kesselschmied und Ringkämpfer noch von einem geschniegelten Gigolo.“

Man wird unschwer erraten, daß die Dame Aslan Norval ihrem Ehemann ihre Seitensprünge gestanden hat. (Ganz wie im Kino.) Was Traven mit: „Holved nahm sich ihrer an, und er tat es sehr gründlich“, meint, bleibt zunächst unklar. Aus den folgenden Seiten geht dann hervor, daß Holved der Aslan denjenigen Körperteil gewaltig verhauen haben muß, den Traven in seinen früheren Büchern eindeutig mit „Ursch“ zu bezeichnen wußte. Es ist auch kaum anzunehmen, daß er die Ehegatten einer Handlung zeihen wollte, die in das Gebiet der psychopathia sexualis gehört. Wie gesagt: Früher verstand Traven, deutlicher zu reden.

Alles in allem: Der Traven, den wir lieben, ist dies nicht. Der steht auf unserem Bücherbrett, für jeden zu sehen; die papierne Dame Aslan Norval wollen wir dahinter verstecken.

Es ist natürlich möglich, theoretisch, daß es sich bei diesem Buch um eine Fälschung handelt – nicht unbedingt aus pekuniärem Interesse, sondern um den bisher unbekannten Autor aus seiner Re-

serve herauszulocken. Es kann aber auch sein, daß das Buch von einem Verlagslektor so stark „überarbeitet“ worden ist, daß man Traven nicht wiedererkennt.

Wer weiß?

*Achim Roscher*

## Milch und Honig

Kaspar Schisler, der arme Tagelöhner, konnte nicht ahnen, daß er Segen brachte, als er zur Kirchweih Anno 1632 die Pest in seinen heimatlichen Flecken Oberammergau einschleppte. Mit Windeseile breitete sich die Seuche aus, und schon zu Simon Judä 1633, so berichtet das Sterbebuch der Pfarrei, hatte man 84 Menschen des Dorfes in die Grube legen müssen. Aber noch schien des Sterbens kein Ende. Da flehten die Rest-Bewohner gen Himmel, und ein Rat gelobte vor dem Altar der Dorfkirche, in jedem zehnten Jahr „ein ganzes Schauspiel von dem Passion auf öffentlicher Bühne vorzustellen, und zwar in den Pfingstfeyer-Tagen“. Die Seuche hat dann in Oberammergau tatsächlich nachgelassen – weil sie nämlich im ganzen Land aufgehört hat. Doch die Oberammergauer sind worttreu, und wenn sie schon mal einen Stier gepackt haben, so lassen sie ihn nicht so leicht wieder los, zumal der Stier gar kein Stier, sondern – wie sich bald zeigen sollte – ein Goldesel war. Sie spielten also ihr Spiel, obgleich dies aus Gründen der Pietät zu verschiedenen Zeiten im ganzen Kurfürstentum „widerholt generaliter verboten“ worden war. Die Oberammergauer waren stets dickköpfig genug, durch hartnäckige Quengeleien ein modum privilegii zu erwirken. Auch, daß der Text mehrmals verschollen ging, blieb für die Nachwelt ohne wesentlichen Erfolg, es wurde stets ein neuer zusammengeffickt, zum letzten Male im Jahre 1850 vom Ortspfarrer Alois Daisenberger. Diesen alten Sauerteig kneten die Oberammergauer nun seit 110 Jahren und beharren auch auf der Melodei, die Schullehrer Rochus Dedler

verfaßt hat und die „so gut paßt, daß sich keine bessere Lösung denken läßt“ (wie Hermine Diemer, geb. von Hillern, in einem erzg'scheiten Buch über „Oberammergau und seine Passionsspiele“ meint). Das stimmt, denn sie ist wertlos, ein ungeschicktes Plagiat nach Mozart und Haydn.

Der Passion sagen die Oberammergauer und tun, als würden's die anderen falsch machen. Sie meinen damit nicht nur die Spielzeit, die aus pekuniären Gründen längst nicht mehr auf die paar Tage um Pfingsten beschränkt ist, sie meinen diesen ganzen himmlischen Sommer, in dem sie sich Sterntaler regnen lassen. Von Mai bis September vollführen sie in 51 Haupt- und mindestens 30 Wiederholungsspielen, von morgens 8 bis abends 6 bei zwei Stunden Mittagspause vor jeweils 5200 Menschen (soviel faßt die Passionsspielhalle) ein frommes Spectaculum, das an Dürftigkeit, Langeweile und unfreiwilliger Komik kaum zu überbieten ist.

Die Eintrittskarten sind an die Futterkrippe gekoppelt; niemand soll auf die Idee kommen, in Oberammergau zu kontrollieren, wie die Hinterwäldler ihr votum publicum erfüllen, und anderswo zu essen und zu schlafen, etwa im Nachbardorf, wo es halb so teuer ist. Mit dem blumigen Wort „Arrangement“ wird diese einträgliche Vogelstellerei umschrieben und mit dem Hinweis auf die lange Spieldauer begründet: „Die Arrangements beginnen mit dem Abendessen am Spielvortrag und enden mit dem Frühstück am Tag nach dem Spiel“, so verkündigen es Plakate und Prospekte in Deutsch, Englisch und Französisch. Mit anderen Wor-

ten: Wer die Aufführung sehen will, muß bei voller Verpflegung zweimal in Oberammergau übernachten. Kostenpunkt: von 62,- DM („Die Unterkunft in einfachen, aber sauberen Bürger- und Landhäusern ohne Fließwasser. Theaterkarte für den II. Platz“) bis zu 120,- DM („Die Unterkunft in besten Hotels. Privatbad und -toilette. Theaterkarte für den I. Platz“).

Die Oberammergauer sind von jeher weniger fromm als vielmehr verschlagen gewesen. Im Jahre 1780 wußten sie sich ihrer verlustig gegangenen Spielerlaubnis wieder zu versichern, indem sie pharisäisch die Furcht der kurfürstlichen Verwaltung vor „Depopulation und Ausödüng“ der bayerischen Lande durch Auswanderung in ihrem Interesse auszunutzen verstanden. (Das Zitat vermittelt gleichzeitig eine Vorstellung, welch babylonische Sprachverwirrung schon damals in jenem Lande geherrscht haben mag.) Unser Ort Oberammergau ist „auf denen äußersten gränzen gegen Tyroll entlegen, welcher ausser solchen Vorfällen gar wenig, da aber sogar von denen weit entferntesten ausländern, nemlich upseren handlungss-Freunden aus Inspruck, Potzen, Thirol, Augspurg und Nürnberg in grosser Menge Besucht und dadurch dass Negotium immer mehr und mehr zum Nutzen der höchsten Intée selbstén und unseren Inländischen Nachbarschaftén Verbreitet wirdet“.

Während noch im 14. Jahrhundert im stillen Ettal „weder Wurfzabel noch kein ander Spil umb Gelt“ erlaubt war und die Oberammergauer sich fast ebenso redlich wie vergeblich in der Schnitzkunst plagten, konnten sie Anfang des 16. Jahrhunderts wenigstens einen Erfolg vermelden: sie waren in der Lage, die Passion Christi auf einen Nußkern zu schnitzen. War es nur der Zug der Zeit, daß sie fürderhin mehr und mehr ins andere Extrem fielen, ins Monstrumentale? Heute bereits rechnen die Herrgottsschnitzer mit Millionen! Im Jahre 1930 waren nach Abzug aller Unkosten (Spiel-leiter Lang erhielt eine Gage von 7500 DM) mehr als eine halbe Million Mark Rein-

gewinn verblieben. Kein Wunder, daß Stimmen laut wurden (vor allem unter den zahlreichen Gastwirten und Kaufleuten des Ortes), die nach Verkürzung des Zehnjahresturnus verlangten – natürlich unter Hinweis auf die große Zahl der Interessenten. Wem dienen? Gott oder Mammon? Vielleicht das eine tun und das andere nicht lassen? Ohnehin sind wir Sünder allzumal, und die Zeit, da Jesus die Händler und Wechsler mit Hieben zum Tempel hinaustrieb, ist vorbei und findet nur noch in „dem Passion“ ihre Darstellung. Da allerdings steht sie ungeschickterweise am Anfang und könnte einen Schatten auf die himmelhelle Festspielstimmung werfen. Gastwirt Anton Preisinger (Inhaber des zweitgrößten Hotels am Platze), der als Jesus mit 7000 Wörtern die längste Rolle hat und außerdem auf offener Bühne 20 Minuten am Kreuz hängen muß, Jesus Preisinger sagt nämlich: „Wahs sehe öch hier. Ihst das Gothes Haus oderrr ist es ein Markt-platz? Die Främdlinge... in diesem Gewühl des Wuchers hier soll-hen sie öhre Andacht verrichten? Forrrt von hier, Knöchte des Mammon!“ Daß die Beschauer mit ihren 120-Mark-Plätzen nicht die Sitze erklimmen und auf ihren Hausschlüsseln pfeifen, ist offenbar dem Umstand zu verdanken, daß sie 1. ohnehin von sanftem Naturell sind, denn sonst säßen sie gar nicht dort, 2. nichts hören, weil die Akustik im Passionsspielhaus der in einer Markthalle ähnelt, 3. nichts verstehen, weil sie ohnehin größtenteils Ausländer sind und weil das, was dort gesprochen wird, gar kein richtiges Deutsch ist, sondern eine Legierung aus residenzlicher Kanzleysprache und bajuwarischem Stammtischdialekt.

Jeder Szene geht ein sogenanntes lebendes Bild voraus, das ihren Inhalt versinnbildlichen soll. Wie vom Schlag gerührt stehen sie in ihren Büßerhemden drei ewig lange Minuten, in wächserner Steifheit, Alte wie Kinder, erinnern einen ans Panoptikum und demonstrieren allen, die es noch nicht zu spüren bekommen haben,



was reichte Luthi und Dörsner vermag. Wundt, man hat seine Mühe erprobt und scheitert zu verheeren. Und nun der Text eines renommierbaren Dörsenberger! Wie kommt es denn Feuchtmayer also darüber?

„Das Fünftausendste hier ist die Sprache dieser Wechselbälge, genaugenommen vom Sprachstamm des Evangeliums und eines Lutherschwärmers, der nur des gewohnten Dörsens als stumpfsteines Sanktdeutsch ansetzt. Man bekommt Kopfschmerzen über diese Prosa, die Seemannsklein über diesen Versen und begreift, warum das Verspiel gleich im zweiten Vers die Hörer als ein „von Gottes Fluch gebeugtes Geschlecht“ anspricht. Christus und Judas mit Kapharna, Joder und Römer, allsprechen die gleiche wüstentrockene sandige Sprache, die durch die hineingestreuten Hintersätze zwischendurch atmet und trocken und widerlich wird.“

Und so ist das noch heute. Zwischen Ode und Mariner pendeln die Verse hin und her, wobei wir von den lustigen Sprachdummheiten hier nicht reden wollen. Aber weiter sollte es es auch haben, der Dörsenberger. Da er nämlich in sieben Strophen ein Kapitel aus der Bibel gelesen hat (wie die von Hillem genau weiß), müßte er auf anderer Gegebenen zurückgreifen. Im Jahre 1871, nach Goethe, Schiller und Heine, reimt er so:

*Mein Gott, Dir hab ich mich ergeben;  
Was Du willst, das geschieh' an mir!  
Willst Du, ich soll noch länger leben  
In diesem Erdentale hier -  
Mir ist es recht, - ich danke Dir.  
Und wenn Du länger mit mir leben  
Sicher bald, recht bald zurück von mir -  
Mit Freuden sei es hinzugeben,  
Du güt' ein befehl mir dafür!  
Mir ist es recht - ich danke Dir!*

Lebter Fünftig, heißt es, habe dieses „tündend schöne Gedicht sehr hübsch in Töne gesetzt“

Da heißen nun alle Anrufungen des Reinen Gottes nichts, das Spiel ist eben wie es ist. Seinen Zweck erfüllt es, und das ist die Hauptsache: 2½ Millionen Zuschauer,

g'hauschte Säcke! den Segen des Bundesfinanzministers Franz Engel, der dafür vom Judas-Darsteller Schwaighofer einen der 30 Silberlinge aus dem Lederbeutel erhielt, so genau kommt es nicht darauf an. Der Dorfbarbier, der sich selbst ein halbes Jahr lang einziger Kunde war, weil die Einheimischen einen Kopfpelt wachsen lassen mußten, bot jetzt gewaltig auf; Reisebüro Kuehnenz wirbt in englischer Sprache für Ausflüge ins Österreichische und versichert, daß die deutschen Grenzpolitisten im „prussian style“ korrekt, die österreichischen hingegen „gemütlich“ seien, und auch die Konjunktur des örtlichen Kirschbäumgewerbes (unproportionierte Marien- und Christusfiguren) ist für Jahre gesichert. Alles ist auf Fremdenindustrie geschaltet: in Oberammergau, nichts bleibt davon verschont, selbst die Schule nicht, dort wird den Kleinen ein baltisches Fremdenführer-Englisch eingebracht; und an den langen Winterabenden, an denen die Oberammergauerinnen früher den Spinnrocken gedreht haben, hört man heutzutage Vorträge über das Thema „Was kochte ich meiner Passionsgästen?“. Fast möchte man meinen, daß Adam Smith von den Oberammergauern ausgegangen ist, als er seinerzeit den Begriff von der „moral of sheepkeepers“ prägte.

Allerdings verlief in Oberammergau nicht immer alles so reibungslos, man hatte auch seine Schwierigkeiten. Vor elf Jahren zum Beispiel, als festgestellt wurde, daß die alten Hauptdarsteller das NS-Kreuz getragen hatten - außer einem: Judas Ischariot. Auch gab es Hader und Kampf um die begehrte Rolle des Jesus, aus dem schließlich Hotelier Preisinger siegreich hervorging, der Favorit des Bürgermeisters Raimund Lang.

Dann zog ein anderes Unwetter über die Herrgottsschnitzer, das ihnen fast die diesjährige Ernte verhängelt hätte: Es mehren sich Stimmen, die ihnen antisemitische Tendenzen vorwarfen. Robert Gorham Davis, Professor an der Columbia-University, meinte: „Die Besucher von Oberammergau sehen, fasziniert durch das Drum und

Dran, ein Stück, in dem sich die Synagoge als ein Tummelplatz des Bösen darstellt . . ." Diese Äußerung, ohne eindringliche Beweiskraft vorgebracht, ließ sich noch verschweigen. Weitens gefährlicher wurde eine andere Stimme, die des Direktors der Staatlichen Pressestelle der Freien und Hansestadt Hamburg, Erich Lüh. Der fand nämlich, daß in dem Passionsspiel alle Gegner Christi konsequent als Juden bezeichnet werden, niemals aber Christi Anhänger, obgleich doch diese ebenso wie Jesus von Nazareth selbst dem jüdischen Volk angehörten. Zu dem kam, daß Lüh sich der Spieler der Aufführung von 1910 noch genau erinnern konnte. „Regie und Maskenbildner hatten die jüdischen Jünger und Anhänger Christi in nordische Lichagesalten verwandelt, während die ungezählten Juden wie Karikaturen wirkten, die man aus dem Streicher'schen 'Sürmer' herausgeschnitten habe!" Jene Streicher-Frazen entdeckte er zu seinem Erstaunen eines Tages im Jahre 1946 in einer Schrift wieder, die als Posawarisendung für ein amerikanisches antisemitisches Machwerk werben sollte. Als deutscher Verleger entpuppte sich ein gewisser Guido Roeder, wohnhaft in Oberammergau. Roeder, königlich-preussischer Leutnant a. D., ehemaliges Mitglied des „Verbandes gegen Überhebung des Judentums", Schreiber im „Völkischen Beobachter", Amateurokultist, Mitglied des „Bundes der Guten" - dieser Roeder veröffentlichte 1935 unter dem Titel „Sowietagenten überall" eine Broschüre, mit der er auf Bonner Kurs zu rudern hoffte. Darin findet man Sätze wie: „Antisemitische Historiker . . . haben wiederholt darauf hingewiesen, daß die Zahl der Juden, die in deutschen KZ-Lagern umkamen, tausendfach übertrieben wurde. . . Während des ganzen Krieges sind Juden aus dem deutschen Raum scharenweise entkommen!" Leider - hätte Herr Roeder sicherlich gerne hinzugefügt, man merkt richtig, wie er es auf den Lippen hatte. Aber soweit ist man denn selbst in der Bundesrepublik noch nicht, jedenfalls nicht

in aller Offenheit. Kurzum: Auf jenem Roederschen Flugblatt fanden sich gnostische Karikaturen amerikanischer Politiker und Wirtschaftsbosse, die mit den bösen Juden der Passionsspiele eine verblüffende Ähnlichkeit hatten. Die Vermutung lag nahe, daß auch derjenige, der sie gezeichnet hat, in Oberammergau sein Wesen treibt. Dem war so. Für 15 Mark je Stück hatte sie der Lehrer der Oberammergauer Schnitzschule gemalt, und der war es auch, der im Jahre 1950 als Hilfstegisseur die Volksmassen von Jerusalem maskenbildnerisch zugeordnet hatte: Judas-Barnabäus (1950 und 1960) Hans Schwaighofer.

Als Bürgermeister Raimund Lang sich 1934 bei Hitler beklagte: „Mein Fahren, die Rosenberg-Anhänger sind gegen das Spiel", antwortete der: „Sie werden 1940 und auch später spielen", und er wußte, warum. Er wußte auch, weshalb er eine geplante Neufassung des Textbuches durch Leo Weismannal unterzagen ließ. Die Aufführung, so, wie sie war, paßte auch zu gut in seinen Kram.

Hierzu wehrte sich das Passionsspielkomitee gegen die Absicht der Gesellschaft für Christlich-jüdische Zusammenarbeit, den Passionsspieltext auf seine antisemitischen Tendenzen hin überprüfen zu lassen. Die Gesellschaft müsse, so meinte Nach- wie- vor-Bürgermeister Lang, die Grenzen ihrer Zuständigkeit erkennen und Zugriffe auf Einrichtungen unterlassen, die von der Kirche gebilligt würden und damit unter dem Schutz der Verfassung und des Grundgesetzes stünden. Basta!

Die Oberammergauer haben sich ihren Privatrekanal zum Milch- und Honigwasser des Wunschkinderwunders gegraben. Bitte, sollen sie, können man meinen. Sollen sie um ihr Goldenes Kalb tanzen und herrlich und in Frieden leben, wie es ihnen beliebt, sich aber nicht wundern, wenn sie zum Gespött der Leute werden. Der Vorwurf des Antisemitismus jedoch, hervorgebracht zu einem Zeitpunkt, da Hakenkreuzschmücker und Synagogenschänder wieder in Aktion treten, hat sein Gewicht. Endarten können ihn die Oberammergauer

selbst, aber nicht durch schweigendes Negieren, sondern durch Handeln. Solange sie falsche Brüder unter sich dulden, erklärte und erwiesene Antisemiten, steht der Beweis auch ihrer menschlichen Aufrichtigkeit aus.

Oberammergau habe ein angenehmes Hochgebirgsklima, sagt der Griebensche Reiseführer von 1960. Durch einen Einschnitt im Nordwesten werde das Tal ständig „durchlüftet“. Davon allerdings spürt man in Oberammergau nichts.

### Krämer-Horizonte

Krämer-Badoni, nicht zu verwechseln mit jenem Krämer auf dem Jahrmarkt der literarischen Eitelkeit Westdeutschlands, der gern Forestier geheißen hätte – nein, Rudolf Krämer-Badoni, Erzähler und Essayist, hat ein Schicksal besonderer Art. Er wird in der Bundesrepublik herumgereicht wie ein Stammtischwitz. Einmal erteilt er im RIAS auf nüchternen Magen altkluge Verhaltensregeln für den Tag, dann wieder ereifert er sich im Sender Freies Berlin dumm-naiv über die Lage im „unfreien Osten“ und über die „schwerleidenden Deutschen in der Zone“, wobei er zu der Folgerung kommt, daß der Geist der Menschlichkeit an und für sich eine lächerliche Sache sei.

Im Süddeutschen Rundfunk, wo Krämer-Badoni ebenfalls Geld verdient, „kommentierte und zitierte“ er unlängst literarische Schriften. „Beim Durchblättern der neueren kulturellen Zeitschriften“, hub er an, „blieb ich diesmal an einer Nummer der Neuen Deutschen Hefte hängen.“ Da passierte etwas für ihn geradezu Unwahrscheinliches oder, wie er sich selbst ausdrückte: „Das Ungewöhnliche geschah.“ Krämer hat die Zeitschrift nicht zum Einwickeln seiner tauben Nüsse benutzt – wie gleich darauf die Neue Deutsche Literatur –, nein, er hat sie Seite für Seite gelesen, und zwar mit „unvermindertem Interesse“. Im Falle der NDL hingegen, die von „schwerleidenden Deutschen in der Zone“ geschrieben, gesetzt, gedruckt und – Herr Krämer

wird es nicht glauben – auch gekauft wird, reichte es bei ihm natürlich nur zum *verminderten* Interesse. Aber selbst das möchte ja noch angehen, wenn bei unserm possierlichen Literaten nicht ein schizophrenen Spalt wäre, nämlich der zwischen Lesen und Begreifen. Fragte sich Herr Krämer bei den Neuen Deutschen Heften verzweifelt, *weshalb* er sie mit „unvermindertem Interesse“ gelesen hat, ob sie vielleicht seinem „persönlichen Interesse“ besonders entgegenkomme oder ob sie „mit weitem Horizont komponiert“ sei, so kann man bei der Besprechung der NDL seinen Worten anhören, welch großen Verdruß ihm die Zeitschrift bereitet hat, weil sie *nicht* nach Krämerschem Horizont komponiert ist.

Ganz besonders geärgert hat sich Herr Krämer über die Weinert-Gedichte im Aprilheft der NDL; sie seien „kämpferische Reimereien“. Auch das „Marnitzer Tagebuch“ konnte nicht sein *unvermindertes* Interesse finden, weil ihm da die „Weite des kommunistischen Horizonts“ – wie er sich fein-ironisch auszudrücken wußte – Schwierigkeiten bereitet hat, was wir bedauern, was uns aber nicht wundert. Die „Ostzonenliteraten“, meint Herr Krämer schließlich (man beachte die unfreiwillige Komik seiner Bildhaftigkeit), seien „dazu da, dem Volk als Mundstück vorgesetzt zu werden, aus dem immer nur die begeisterte Zustimmung oder produktive Selbstkritik hervorströmt“. Und er glaubt zu erkennen, daß seine Schwierigkeiten „tausendmal anständiger sind als die totalitäre Lösung aller Schwierigkeiten“.

Sollte Herr Krämer damit allerdings die Schwierigkeiten meinen, die ihm aus der Enge seines Horizonts erwachsen, so dürfte freilich eine Lösung – auch im *unverminderten* Interesse seiner geschädigten Hörer – gar nicht totalitär genug sein.

### Klecksographismus

Die Pariser Snobs durften kürzlich zuschauen, wie einer der ihren, der Maler Yves Klein, seine Bilder fabriziert: Drei nackte Mädchen sielten sich in Pfützen



blauer Farbe und drückten sodann ihr Abbild auf die Leinwand.

Die Inspiration für seine Show bezog der Meister aus dem Treiben einiger Violinisten und Cellisten der Pariser Philharmonie, die zehn Minuten lang ein und denselben Ton streichen mußten. Es war dies eine Hausmachersymphonie unseres Malergenies. Ob es weibliche Musiker gewesen sind und ob sie auf dem nackten Bauch gefiedelt haben, ist den Meldungen aus Paris leider nicht zu entnehmen. Zu entnehmen ist ihnen nur, daß die Kleinsche Klecksfabrik im höchsten Maße einträglich ist: Die Nackedei-Bilder sollen für 20 000 DM veräußert worden sein. Wir zweifeln nicht daran, haben doch zwei andere Machwerke des gleichen Malers, mit blauer Farbe ziemlich gleichmäßig bestrichene Flächen von 140 qm, 76 000 DM eingebracht. Sie hängen im Foyer des städtischen Theaters zu Gelsenkirchen und erfreuen sich allgemeiner Verwunderung.

Doch ist unser Klecksel kein Künstler gewöhnlicher Abmessung, er ist ein Polygenie von unvorstellbarer Unberechenbarkeit. So wie er einst das einheimische Malergewerbe von Gelsenkirchen an den Rand des Ruins gebracht hat, gräbt er neuerdings Musikern das Wasser ab. Er zeigt Kennern auf dem Gebiet der Musik, was das eigentlich ist: Musik. Er dirigiert Konzerte mit einem imaginären Orchester.

Sicherlich wird er eines Tages seinem Schöpferdrang nachgeben und in die Literatur einfallen. An seinen Büchern allerdings wird kein Setzer auch nur einen Franc verdienen, denn sie werden aus leeren Seiten bestehen – vom Namen des Autors auf dem Deckel natürlich abgesehen. Und daß es Leute geben wird, die sich diese Produktion für Unsummen kaufen, in Paris vielleicht, in Westdeutschland bestimmt, dessen kann Yves Klein, wie man sieht, absolut sicher sein.

70

## Informationen

Der Schriftsteller Lothar Kempe erhielt den Martin - Andersen - Nexö - Kunstpreis 1960 der Stadt Dresden.

Das Elektrochemische Kombinat in Bitterfeld hat einen Kunstpreis in Höhe von 3000 DM für hervorragende Leistungen auf dem Gebiet der Literatur oder der bildenden Kunst gestiftet. Zum ersten Male wird er im November 1960, zum „Tag des Chemiearbeiters“, vergeben.

Kürzlich feierte der Aufbau-Verlag sein fünfzehnjähriges Bestehen. Seit seiner Gründung hat der Verlag fast zweitausend Titel in einer Gesamtauflage von über 25 Millionen Exemplaren herausgegeben.

Das Verlagsprogramm der nächsten Jahre sieht u. a. vor: eine sechzehnbandige Goethe-Ausgabe, die unter der Bezeichnung „Berliner Ausgabe“ erscheinen soll; eine zehnbandige Heine-Ausgabe; eine

Gesamtausgabe der Werke Puschkins; vollständige Ausgaben der Werke von Johannes R. Becher, Willi Bredel, Anna Seghers und Friedrich Wolf. Gleichzeitig wird die Herausgabe der Romane und Erzählungen Honoré de Balzacs und Mark Twains fortgesetzt.

Der Paul List Verlag hat die Herausgabe der EPIKON-Reihe wiederaufgenommen. Die ersten vier Bände sind Romane von Jean Paul, Nikolai Gogol, Charles de Coster, Victor Hugo.

Das Archiv der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin bereitet unter der Leitung eines Kuratoriums von 24 Germanisten eine textkritische Gesamtausgabe der Werke Thomas Manns vor.

Der Volkerverlag Weimar veröffentlicht demnächst ein Schriftstellerlexikon, das alle bedeutenden Schriftsteller der deutschen

Sprache vom frühen Mittelalter bis zur Gegenwart nennt und ausführliche biographische und bibliographische Hinweise gibt.

Der Börsenverein der Deutschen Buchhändler führte kürzlich im „Palazzo marignoli“ in Rom, dem Haus des italienischen Presseverbandes, eine repräsentative Buchausstellung durch, die einen Einblick in die Verlagstätigkeit der DDR gab.

Der Deutsche Fernsehfunke und das Kubanische Revolutionäre Fernsehen haben einen Vertrag abgeschlossen, der einen ständigen Programmaustausch vorsieht.

Die Ehrendoktorwürde der Berliner Humboldt-Universität wurde dem 83jährigen burmesischen Schriftsteller und Freiheitskämpfer Thakin Kodav Hmaing, dem Präsidenten der burmesischen Friedensbewegung, verliehen.

Die sowjetische Zeitschrift „Ausländische Literatur“ hat Anna Seghers' Roman „Die Entscheidung“ in russischer Sprache veröffentlicht. Der Literaturkritiker I. Golik schreibt in einer Besprechung dieses Romans in der Moskauer „Prawda“: „Der sowjetische Leser hat hier eins der besten Bücher kennengelernt, die die Literatur der sozialistischen Bruderländer im vergangenen Jahr bereichert haben.“

Im Moskauer Verlag für Ausländische Literatur erschien in russischer Sprache eine Auswahl aus den ästhetischen Schriften von Johannes R. Becher unter dem Titel „Verteidigung der Poesie“. Herausgeberin und Übersetzerin ist E. Kazewa, das Vorwort schrieb T. Motylewa.

Sowjetische, indische und tschechoslowakische Wissenschaftler arbeiten an der Herausgabe einer Auswahl der wissenschaftlichen Werke Rabindranath Tagores. Das Werk soll in russischer und englischer Sprache anlässlich des 100. Geburtstages des indischen Dichters im nächsten Jahr in Moskau erscheinen.

Anlässlich des 15. Todestages Leo Tolstois wird im November 1960 in Moskau eine Ausstellung eröffnet, die Manuskripte und Gegenstände aus dem Nachlaß des Dichters zeigt, zum Beispiel 15 Varianten des Beginns von „Krieg und Frieden“ und 20 Skizzen eines literarischen Porträts der Hauptgestalt des Romans „Auferstehung“, Katjuscha Maslowa.

Von allen Werken der tschechischen und slowakischen Literatur hat Julius Fučík's „Reportage unter dem Strang geschrieben“ die weiteste Verbreitung gefunden; sie ist in 77 Sprachen übersetzt worden.



## NEUERSCHEINUNGEN

*Adolf Endler:* Weg in die Wische. Mitteldeutscher Verlag, etwa 160 S. DM 3,60

*Adolf Glasbrenner:* Amor als Ochse und anderes recht Erstaunliches. Eine Auswahl. Verlag Rütten & Loening, etwa 145 S. etwa DM 7,20

*Maxim Gorki:* Eine Auswahl aus den künstlerischen und publizistischen Werken in deutscher Sprache. Hrsg. von Nadeshda Ludwig. Verlag des Ministeriums für Nationale Verteidigung, 228 S. DM 1,70

*Manuel Guerrero:* Gefährdetes Land. Roman. Dietz Verlag, etwa 260 S. DM 4,80

*Irma Harder:* Wolken überm Wiesenweg. Roman. Verlag Neues Leben, 280 S. DM 5,40

*Stefan Heym:* Schatten und Licht. Geschichten aus einem geteilten Land. Aus dem Amerikanischen von Helga Zinnik und vom Autor. Paul List Verlag, etwa 260 S. etwa DM 5,80

*Leonid Leonow:* Der russische Wald. Roman. Aus dem Russischen von Maximilian

Schick, Maria Riwkin, Lieselotte Romané. Verlag Kultur und Fortschritt, 836 S. DM 11,20

*Dieter Noll:* Die Abenteuer des Werner Holt. Roman einer Jugend. Aufbau-Verlag, 544 S. DM 9,60

*Eberhard Panitz:* Die Feuer sinken. Roman. Verlag des Ministeriums für Nationale Verteidigung, 364 S. DM 7,10

*Bernhard Seeger:* Sturm aus Bambushütten. (Unterhaltungsreihe.) Mitteldeutscher Verlag, 336 S. DM 3,50

*Feuilleton der Roten Presse 1918-1933.* Hrsg. von Konrad Schmidt. (Kämpfende Kunst.) Verlag des Ministeriums für Nationale Verteidigung, 184 S. DM 1,70

*Härter als Granit.* Erzählungen und Verse über das Erzgebirge. Hrsg. von Ingeborg Kaminsky. Mitteldeutscher Verlag, etwa 200 S. DM 5,-

*Ein Lied - ein gutes Wort.* Sozialistische Lyrik von Weinert bis zur Gegenwart. Verlag Neues Leben, etwa 320 S. etwa DM 4,80

## ZEITSCHRIFTEN- UND ZEITUNGSSCHAU

*Weimar und Bitterfeld - der Weg des sozialistischen Humanismus.* Auszüge aus der Festrede anlässlich des 75jährigen Bestehens des Goethe-Nationalmuseums und des Goethe- und Schiller-Archivs, von Alexander Abusch, „Sonntag“ 4. 9. 60/S. 1

*Schule der Dichter.* Über das Institut für Literatur „Johannes R. Becher“, von Günter Ebert, „Sonntag“ 14. 8. 60/S. 1

*Fragen des schreibenden Arbeiters.* Von einer wissenschaftlichen Konferenz der Martin-Luther-Universität, von Hans-Jürgen Geisthardt, „Neues Deutschland“ 13. 8. 60/Beilage

*Die Literatur - ein begeisternder Lehrmeister,* von A. T. Twardowski, „Presse der Sowjetunion“ 21. 8. 60/S. 2154

*Thomas Manns Verhältnis zur russischen Literatur* - zum 5. Todestag Thomas Manns, von Eva-Maria Pietsch, „Deutschunterricht“ H. 8. 60/S. 437

*Erich Weinert - Kämpfer für die deutsch-sowjetische Freundschaft.* Zum 70. Geburtstag des Dichters, von Karl Bachem, „Deutschunterricht“ H. 8. 60/S. 423

*Genosse Barbusse.* Zum 25. Todestag des Dichters, von Werner Ilberg, „Neues Deutschland“ 27. 8. 60/Beilage

## Zu unseren Beiträgen

Der Roman „Die Hochzeit von Länneken“ von Herbert Nachbar erscheint im Aufbau-Verlag.

Den Auszug aus Heinrich Bölls Roman „Billard um halb Zehn“ veröffentlichen wir mit freundlicher Genehmigung des Verlages Kiepenheuer & Witsch, Köln, und des Insel-Verlages, Leipzig.

Der Beitrag „Das klassische Erbe, die Dekadenz und Johannes R. Becher“ von Georg Maurer folgt dem Manuskript eines Vortrags, das vor Absolventen des Literaturinstituts „Johannes R. Becher“ in Leipzig gehalten wurde.

Klaus Schlesinger, 23 Jahre alt, ist Chemielaborant in der Berliner Charité. Die Erzählung „David“ ist seine erste belletristische Veröffentlichung.

Die Erzählung „Rekord an der Drahtstraße“ entnahmen wir dem Band „Arbeiter greifen zur Feder“, der im Verlag der „Märkischen Volksstimme“ erschienen ist. Sie ist die erste Veröffentlichung Günter Kaehnes. Er ist 31 Jahre alt, Brigadier in einer Brigade des Stahl- und Walzwerkes Brandenburg und gehört einem Zirkel schreibender Arbeiter an.

Die Erzählung „Die Verhaftung“ von Eberhard Panitz, die wir in Heft 8 veröffentlichten, ist kürzlich im Verlag Neues Leben erschienen.

---

„Neue Deutsche Literatur“, Monatsschrift für Schöne Literatur und Kritik. Aufbau-Verlag, Berlin W 8, Französische Straße 32, Fernsprecher 22 54 21. Redaktion: Berlin W 8, Friedrichstraße 169/170, Fernsprecher 22 07 31 25. Nachdruck nur mit Genehmigung und Quellenangabe gestattet. Zuschriften, die den Inhalt der Zeitschrift betreffen, sind an die Redaktion, Zuschriften in Fragen des Vertriebs und Bezugs sind an den Verlag zu richten. Für unverlangt eingehende Manuskripte kann keine Gewähr übernommen werden. Anzeigenannahme durch den Verlag. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 1 gültig.

Druck: I/16/or Märkische Volksstimme, Potsdam. Lizenz-Nr. 5299. A 1081